

Nach einer großen Dürre in Nordafrika strömen Hunderte Millionen Menschen, die nichts mehr zu verlieren haben, nach Europa.

Am Ostersonntag verkündet der neue Papst Innozenz XIV. daraufhin von der Loggia des Petersdoms aus etwas, das die Welt erschüttert und springt danach in den Tod.

Journalistin Ramona und ihr Freund Manuel erleben in Berlin die Tage des Umbruchs und des Chaos. Zusammen mit ihren Freunden entdecken sie ein furchtbares Geheimnis und geraten dabei in höchste Gefahr.

Eine spannende Geschichte über das, was ist, und das, was sein könnte.

Michael Pilipp
www.augenschlag.de

Michael Pilipp

Der Selbstmord des Papstes

Roman

ISBN-13: 978-1530291199
ISBN-10: 1530291194
von CreateSpace

Autor: Michael Pilipp
Selbstverlag: Michael Pilipp, Löwenstrasse 20, 96450 Coburg
Email: info@cocoa.de
Erstkorrektur: Heike Kolb
Lektorin: Nicola Härms
Überarbeitung: Isabelle Pilipp, Inge Pilipp, Conny Landgraf

Umschlagfoto: Michael Pilipp
abgebildete Person auf dem Umschlag: Natalja Bach
Herstellung und Druck: CreaSpace www.createspace.com
(nur gedruckte Ausgabe)

1. Auflage 29.02.2016
Version 30.03.2016

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie
(nur gedruckte Ausgabe)

PROLOG

Am Ostersonntag, pünktlich um drei Uhr nachmittags, schritt Papst Innozenz XIV. zur Loggia des Petersdoms hinaus, verkündete die Worte, die die Welt grundlegend verändern würden, und sprang dann hinab in den Tod.

Die Tage davor

Ich wollte eigentlich nach Gran Canaria, den Garanten für ganzjährig herrliches Wetter.

Aber nein, meine Freundin bestand auf Rom. Und nachdem ich vorher noch nie in der Ewigen Stadt gewesen war, willigte ich schließlich ein.

Ramona buchte online eine private Unterkunft, die sich ganz in der Nähe des Vatikans befand. Es war eine sehr hübsche Wohnung, was ich ihr gegenüber aber niemals zugegeben hätte.

Überhaupt war meine Stimmung zu Beginn unseres Urlaubs irgendwie schlecht gewesen. Ich konnte gar nicht genau sagen warum, denn der Himmel war wolkenlos, sodass man tagsüber durchaus im T-Shirt draußen sitzen konnte. Alles hatte wunderbar geklappt, selbst der Flug war ohne Komplikationen vonstattengegangen. Ich denke, es lag einfach daran, dass ich so auf die Kanaren fixiert war und ich meinen Willen nicht hatte durchsetzen können. Aber schon am ersten Abend hatte das wunderbare Essen in einem kleinen Restaurant meine Stimmung etwas steigen lassen, und die vier Tage, die wir nun bereits hier in dieser großartigen Stadt verweilten, waren sehr schön gewesen.

Ein Summen. Die Stechmücke quälte mich schon die ganze Nacht hindurch. Ich wedelte mit den Händen und rieb danach meine verquollenen Augen, tastete blind nach meiner Armbanduhr. Fünf Uhr. Viel hatte ich nicht geschlafen, aber an ein Weiterschlummern war nun nicht mehr zu denken.

Ich blickte zu Ramona, die mit dem Rücken zu mir seelenruhig schlief, und berührte mit der Nase ihren Nacken. Wie gut sie immer duftet, dachte ich, stand auf und wankte im Dunkeln zur Toilette. Zähneputzen kann nicht schaden, fand ich, als ich mir die Hände wusch, denn vielleicht könnte ich Ramona mit ein wenig Ankuscheln ja zu ‚mehr‘ bewegen. Erwartungsvoll schlich ich zurück ins Bett, zog meine Unterhose aus, flutschte leise unter das dünne Stofftuch und schmiegte mich an ihren warmen Körper.

„Mann! Lass mich in Ruhe! Ich will schlafen.“ Und um meine Niederlage noch zu betonen, stieß sie mich grob von sich.

Frustriert stand ich wieder auf und streifte mir die nötigsten Klamotten über. „Ich gehe runter zu McDonalds und trinke einen

Kaffee“, brummelte ich und nutzte mein Handylicht, um die Zimmertür zu finden.

Die eiskalte Morgenluft traf mich wie eine zusätzliche Ohrfeige, als ich auf die leere Straße hinaustrat. Um diese Zeit ist Rom auch nicht gerade lebendiger als das kleine Scheißkaff, in dem ich geboren worden bin, dachte ich ärgerlich und hoffte inständig, dass das McDonalds in unserer Straße einen Vierundzwanzig-Stunden-Service hatte.

Es war offen. Fröstelnd trat ich ein paar Minuten später, mit einem dampfenden Pappbecher in der Hand, aus dem Schnellimbiss und überlegte, was ich nun unternehmen könnte. Ramona würde nicht vor acht Uhr aufstehen, geschweige denn ausgefertigt sein. Über zwei Stunden Zeit also. Nachdem der Petersplatz nur zirka fünfzehn Minuten entfernt war, entschloss ich mich dorthinzulaufen. Ich war sicher, dort wenigstens auf ein paar interessante Medienleute zu treffen, denn schließlich wartete die Welt sehnsüchtig auf das Ende des nun bereits dritten Konklaves, der Versammlung der Kardinäle, die den neuen Bischof von Rom, den Papst, wählen sollte. Bereits zweimal war schwarzer Rauch aus dem Schornstein der Sixtinischen Kapelle aufgestiegen. Ich hatte damals absolut keine Ahnung von der Kirche und ihren vielen, für mich sonderlichen Gepflogenheiten und Bräuchen. Aber selbst mir war nicht entgangen, dass die aktuellen Kandidaten wohl durchaus umstritten waren.

Durch den dichten Nebel schienen die Straßenlaternen die Stadt in eine Art zauberhafte Bühne verwandeln zu wollen. Wunderschön, dachte ich und genoss einen großen Schluck meines heißen Kaffees.

Kurz vor der Via Aurelia traf ich schon auf die ersten kleineren Gruppen. Ich zwängte mich gerade an einem Übertragungswagen vorbei, der den halben Fußgängerweg blockierte, als mich ein junger schlaksiger Typ in viel zu weiten Klamotten ansprach. „He, für solch einen Kaffee würde ich jetzt gerade mein Leben geben“, sagte er auf Deutsch.

„Was nützt dir dann der Kaffee?“, fragte ich lächelnd. „Woher wusstest du, dass ich Deutsch spreche?“

„Na, was steht da wohl auf deinem T-Shirt?“

Ich schaute an meiner offenen Wolljacke herunter. ‚Gefällt mir‘ war da zu lesen, zusammen mit dem bekannten Daumen-nach-oben-Symbol.

„Stimmt“, meinte ich und reichte ihm meinen Kaffee. „Sag, ihr berichtet hier über die Papstwahl? Was gibt es da Neues?“

Irgendwie erinnerte mich der Typ an Goofy. Er trank einen großen Schluck. „Ah, das tut gut. Na ja, so wirklich viel weiß ich nicht. Ich bin hier lediglich für die scheiß Kabel zuständig. Aber anscheinend ist denen ihr Spitzenkandidat abhandengekommen. Ha, der hat wohl kalte Füße bekommen. Kann ich gut verstehen.“

„Der Papst ist abgehauen?“

„Nicht der Papst, Mann. Der wird doch erst gewählt. Aber einer ihrer Favoriten. Ein Südafrikaner, soweit ich weiß.“

„Na, so was! Das ist ja ein Ding! Die können da einfach raus-spazieren? Ich habe echt keine Ahnung von dem Zeug. Kirche ist eben nicht so meins.“

„Kann ich gut verstehen“, antwortete er und nahm noch einen kräftigen Schluck meines wertvollen Getränkes zu sich. „Ich selbst glaube auch nur das, was ich sehe.“ Er hustete trocken. „Nein, natürlich läuft von denen normalerweise niemand einfach mal so durch die Stadt. Der wird sich wahrscheinlich im Vatikan verlaufen haben. He Mann, die sind doch fast alle hundert Jahre alt und total senil.“ Er lachte laut auf, bleckte mir seine viel zu großen Zähne entgegen und zog ein letztes Mal am Kaffee. Dann gab er mir den Becher zurück.

Besorgt blinzelte ich hinein, und leider wurden meine schlimmsten Befürchtungen bestätigt. Halb leer.

„He Mann, danke für den Kaffee. Das war echt nett.“

„Kein Problem. Ich hole mir einfach noch einen“, meinte ich lächelnd, hob die Hand kurz zum Gruß und blickte dabei auf meine Uhr. Erst kurz vor sechs, dachte ich gelangweilt. Ich schaute mich ein wenig um und stellte fest, dass sich die Straße langsam belebte.

Immer noch war es unangenehm nasskalt, und ich bekam langsam Hunger. So entschied ich, mich auf den Rückweg zu machen, diesmal aber einen anderen Weg zu nehmen und mich dabei ein wenig in der Altstadt umzusehen.

Tagsüber waren die Gassen überfüllt mit Touristen, und so sah ich eine gute Gelegenheit, ein paar schöne Erinnerungsfotos mit

dem Handy zu schießen. Der Nebel, verbunden mit dem Licht des Morgens, erschien mir damals als das ultimative Motiv.

Ich zog also los, und tatsächlich konnte ich ein paar echt geniale Bilder einfangen, war dabei aber so ins Fotografieren vertieft, dass ich mich bereits nach wenigen Minuten verlaufen hatte. Also schaltete ich das Smartphone auf Navigation, gab die Adresse des Hotels ein und wartete, dass dieser winzige Computer mich auf den rechten Weg zurückbrachte. Kein Empfang. Das war ja klar.

Ich hörte etwas. Jemand, eine Frau oder ein Mädchen, sang ein wunderschönes Lied, traurig und doch irgendwie voller Kraft. Ruckartig drehte ich mich um, lief hin und her, konnte aber den Ursprung dieses wunderschönen Gesangs nicht ausmachen. Ich horchte wieder. Das muss ich unbedingt aufnehmen, dachte ich. Ja, ich bin Komponist und von jeher fasziniert von Musik. Und diese Melodie war so unglaublich schön, dass mir sofort eine passende Orchestrierung dazu einfiel. In meinem Kopf ertönte bereits ein ganzes Orchester zu ihrem Lied. Ich muss die Sängerin unbedingt finden, dachte ich fast schon panisch und begann in die von mir vermutete Richtung zu laufen.

Überraschend verstummte die Stimme. Ich stoppte abrupt und fand mich, völlig alleine, inmitten eines Labyrinths aus engen stockfinsternen Gassen wieder. Eine Kirchenglocke läutete in der Ferne, ein Hund antwortete ihr unaufhörlich. Gruselig, dachte ich, musste jedoch über die klischeehafte Situation grinsen. Dennoch ein klein wenig verunsichert, ging ich die winzige Straße, durch die ich ursprünglich gekommen war, zurück. Oder vielleicht sollte ich besser sagen ‚vermeintlich ursprünglich‘, denn natürlich war es der falsche Weg, was mir aber erst nach zirka zehn Minuten Marsch auffiel.

Ein warmes Licht erregte mein Aufsehen, und so blieb ich stehen. Direkt vor mir lag eine kleine Kapelle, deren Tore weit offen standen, sodass man die vielen Kerzen erkennen konnte, die im Inneren ein weiches oranges Licht zauberten. Was für ein Motiv, dachte ich entzückt und schoss ein paar Fotos. Ein kurzer Blick ins Innere konnte nicht schaden, so betrat ich die Kirche.

Die Kapelle

Was für ein Anblick! Von außen war mir die Kapelle so klein erschienen, und nun befand ich mich in einem riesigen Gewölbe, das Hunderte Kerzen in goldenem Glanz erstrahlen ließen. Am Ende des langen Hauptgangs drang dazu seitlich der Schimmer des frühen Morgens herein und hüllte einen riesigen Jesus am Kreuz in das blaue Licht der Morgendämmerung. Er wirkte dadurch noch schauerlicher auf mich, als es diese Heiligtümer sonst schon tun.

Neben den schönen Fresken an der Decke und ein paar sakralen Skulpturen gab es ansonsten nicht viel zu sehen. So ging ich ein paar Schritte auf das Abbild des Gepeinigten zu, setzte mich auf eine der alten knarrenden Holzbänke und dachte nach. Nie hatte ich verstanden, wieso eine solch grauenvolle Szenerie das Symbol einer Kirche darstellen sollte.

„Kaum ein grausameres heiliges Symbol konnten sich die Urväter erdenken“, hörte ich plötzlich jemanden mit tiefer, ruhiger Stimme sagen. Ich erschrak fast zu Tode, hatte ich doch den Mann, der nur wenige Meter neben mir saß, überhaupt nicht bemerkt. „Ein Mann, lebendig an ein Stück Holz genagelt. Was für eine herrliche Idee.“ Er blickte zu mir. Sah mir direkt in die Augen.

„Ja, das stimmt wohl. Genau darüber habe ich auch gerade nachgedacht“, sagte ich verblüfft und betrachtete ihn etwas genauer. Er mochte wohl irgendwas um die fünfundsechzig Jahre alt sein. Sein schneeweißes dichtes Haar bildete einen interessanten Kontrast zu seinem schwarzen Anzug. Er trug einen grauen Dreitagebart. Seine Haut war braun gebrannt und offensichtlich von Sonne gegerbt. Zusammen mit seiner dominanten Nase und den dicken dunklen Augenbrauen wirkte er auf mich wie der typische Südländer. Doch dann fiel mir auf, dass er Deutsch mit mir sprach, und zwar vollkommen akzentfrei. Aber wie hatte er mich als Deutschen identifiziert? Ah, das T-Shirt, dachte ich und blickte instinktiv an mir hinab. Meine Jacke war geschlossen.

„Sie sind Deutscher?“, meinte ich verlegen. „Woran haben Sie erkannt, dass ich ebenfalls aus Deutschland komme?“

„Nein, ich bin kein Germane, aber ich spreche ganz gut Ihre Sprache und war oft in Deutschland“, entgegnete er, wandte den Kopf von mir ab und ergänzte nachdenklich: „So viele Jahre ist

das nun schon her. Wie schnell die Zeit vergeht ... Wie geht es diesem schönen Land?“

„Oh, zum Glück verändert sich in meiner Heimat kaum etwas. Nur mit den vielen Asylanten tun wir uns etwas schwer. Aber das geht Ihnen in Italien sicher nicht anders.“

„Italiener bin ich nicht, Gott behüte.“ Er stand lachend auf, kam auf mich zu und streckte mir seine Hand entgegen. „Milan van Onberispeljik“, meinte er strahlend.

Ich ergriff seine feste Hand und schüttelte diese. „Manuel Blum. Sehr erfreut. Das ist ja mal ein interessanter Name. Machen Sie auch Urlaub in Rom? Sie konnten wohl ebenfalls nicht schlafen?“

„Schlafen. Ha, schlafen kann ich noch genug, wenn ich das Zeitliche gesegnet habe. Und nein, ich lebe hier in Rom. Aber was ist mit Ihnen? Ein junger Mann, um solch frühe Uhrzeit beim Betten?“

„Oh nein, ich bete nicht. Ich habe mit Religion, ehrlich gesagt, nichts am Hut. Ich würde mich tatsächlich sogar einen Atheisten nennen.“

„Ein Atheist, so“, entgegnete er, verschränkte die Arme und trat einen Schritt zurück. „Was also macht ein Atheist am frühen Morgen in einer Kirche?“ Er hob seinen rechten Arm langsam an und strich sich durch seinen Bart.

„Ich fotografiere Jesus am Kreuz. Ja, ich fand das Licht so eigenartig. Sehen Sie hin“, meinte ich und betrachtete wieder die leichenblasse Holzfigur. Jesus schien mich direkt anzusehen. Flehend, unheimlich.

„Nun, ich gebe zu, das hat etwas.“ Wieder zupfte sich der Mann am Kinnbart, schaute aber weiterhin zu mir und nicht zum Altar.

„Ein echtes Kunstwerk“, flüsterte ich.

„Oh ja, viele Kruzifixe sind das. Kunstwerke. Und gleichzeitig haben diese Figuren auch alle etwas sehr Obszönes an sich. Allein schon durch die devote Haltung Jesus‘ und durch dieses Tuch, das von seinem nackten Körper lediglich den Schwanz bedeckt. Ich möchte nicht wissen, wie viele ach so fromme alte Weiber mit feuchtem Höschchen den Rosenkranz beten. Mal ganz abgesehen von den ganzen schwulen Pfaffen.“

Seine Augen funkelten frech, als ich ihn mit offenem Mund anstarrte. Solch vulgäre Gedanken hatte ich von diesem Mann absolut nicht erwartet. Viel betroffener machte mich aber wohl in

diesem Moment die Erkenntnis, dass ich darüber auch schon oft nachgedacht hatte. Das Kruzifix als heimliche Vorlage für verstohlene Gedanken grinsender Scheinheiliger.

„Sie scheinen entsetzt über meine Worte, junger Freund. Ja, aber was glauben Sie denn? Alles Lug und Betrug! Glaube? Gemacht von der Kirche, um armen Seelen Angst zu machen. Aber auch ein klein wenig Hoffnung zu geben.“ Seine Stimme hob sich mit jedem Wort, ja, er fauchte fast, und seine Augen funkelten wild dabei.

„Das Zölibat? Nur dazu da, damit die Mönche nichts vererben können und alles im Schoß der Mutter Kirche bleibt. Das Paradies? Ein Werkzeug der Hoffnung, damit die Sklaven arbeiten, bis sie umfallen im Glauben an ein schöneres Leben danach als Dank. Die Beichte? Eine Waffe, damit die Priester mehr wissen als jeder andere.“ Er erhob beide Hände wie zum Gebet. „Und eben das Kruzifix als kleines Zugeständnis an die Keuschheit“, schloss er mit bebender Stimme.

Wie erstarrt sah ich zu ihm, unfähig auch nur ein weiteres Wort zu sagen, geschweige denn wegzurennen.

„Wissen Sie, wie viele Reichtümer allein die katholische Kirche besitzt? Nein? Kein Wunder, denn nicht einmal ihr selbst ist das bekannt. Genaue Zahlen soll lieber niemand kennen. Aber das weltweite Gesamtvermögen wurde bereits zur Jahrtausendwende auf zirka dreihundert Milliarden Dollar geschätzt. Wie viel wird es wohl dann wohl heute sein? Billiarden haben sich die Kirchen der Welt in den vielen Jahrhunderten ihrer Macht ergaunert. Und was geben sie davon an die Armen? Zähneknirschend einen winzigen Bruchteil, damit der Schein des Guten gewahrt bleibt“, schrie er und spuckte mit dem letzten Wort Richtung Altar.

Erschrocken sprang ich auf, als in diesem Moment die Morgensonne durch eines der Fenster brach und Jesus in einem warmen orangen Licht erstrahlte. Meine Augen begannen zu tränen. Instinktiv hob ich meine Hände zum Schutz und hielt sie mir vor die Augen, stolperte, fiel rückwärts über eine Bank und schlug mit dem Kopf gegen eine Holzwand.

Als ich mich wieder aufgerappelt hatte und die Hände von den Augen nahm, war der Mann verschwunden.

Urlaub

Benommen wankte ich nach draußen und sah auf die Uhr. Es war bereits nach neun. Wie konnte das sein? Das Gespräch mit dem Verrückten konnte doch nicht über zwei Stunden gedauert haben! Oder wohl doch, denn deswegen stand auch die Sonne schon so hoch. Mir bot sich nun auch ein vollkommen anderes Bild der kleinen Gasse. Überall wuselten Menschen herum, Mopeds zwängten sich lautstark an mir vorbei, und winzige Läden waren aus den Hauseingängen herausgeklappt worden. Ich wusste auch sofort, wo ich war. Ich befand mich nur hundert Meter entfernt von einem kleinen Italiener, den Ramona und ich bereits an unserem ersten Abend entdeckt hatten. ‚Spaghetti alla Romana Cacio e Pepe‘, wie köstlich waren die gewesen. Dazu der herrliche Rotwein.

Ich lief ein paar Meter und drehte mich dann um. Wo war die Kirche? Ich konnte sie nicht mehr finden. Oder war es das uralte verfallene Gebäude gewesen, das dort ganz hinten einen traurigen Anblick abgab? Licht macht viel aus, dachte ich. Wie auch immer. Ich musste dringend zurück zum Hotel. Ramona würde toben.

Sie tat es nicht. Gut gelaunt fand ich sie in dem winzigen Bad unseres Zimmers vor, noch damit beschäftigt, sich die Haare zu föhnen. „Wo warst du?“, fragte sie mit einer Haarspange zwischen den Zähnen.

„Du glaubst nicht, was mir gerade passiert ist.“

„Dann erzähle mal. Aber bitte beim Frühstück. Ich sterbe vor Hunger. Wie wäre es mit dem kleinen Café an der Piazza di Villa Carpegna? Das mit dem schönen Innenhof. Der Bus hält genau davor.“ Sie gab mir lächelnd einen Kuss auf den Mund, schwang sich in ihre blaue Jacke und zog mich an der Hand mit sich. Erst jetzt bemerkte ich, wie hungrig auch ich war. Also gut.

Der anrollende Bus war überfüllt, hielt aber an. „Wollen wir nicht lieber laufen?“, flüsterte ich Ramona ins Ohr.

„Ach was. Wir spazieren den ganzen Tag durch die Stadt. Jetzt möchte ich möglichst schnell meinen ersten Kaffee. Und für was haben wir die Wochenkarte gekauft?“

Also drängelten wir uns in den Omnibus, und ich schob Ramona vorsorglich schon mal nach hinten, Richtung Ausgang.

Lachend umklammerte sie mich und blickte zu mir hoch. „Ich liebe dich.“

Ihre Augen lachten mit, und ich küsste sie auf die Nase. „Ich dich auch, mein schöner Zwerg.“

„Boah“, spielte sie die Empörte. „Nur weil du ein Riese bist, bin ich nicht gleich ein Zwerg. Immerhin bin ich einsdreiundsechzig hoch.“

„Einseinundsechzig!“, korrigierte ich lachend. „Höchstens! Und das nur in Stöckelschuhen.“

„Grrrr!“, machte sie und stieß mich in die Seite. Dann ergänzte sie mit stolztem Blick: „Klein, aber eben fein.“

Langsam näherte sich der Bus der nächsten Haltestelle, an der erschreckend viele Menschen standen. Alle mit dunkler Haut und in abgerissener Kleidung.

„Die wollen doch hoffentlich nicht alle mit“, meinte Ramona erschrocken.

Der Bus fuhr ohne anzuhalten weiter, und nicht nur wir waren darüber sehr erleichtert.

„Lauter Flüchtlinge.“ Ramona drückte ihren Kopf an meine Brust. „Genau wie in Berlin.“

Ich strich ihr durch das Haar und meinte: „Bisher hat doch alles gut funktioniert in Europa. Und unsere Kanzlerin wird das schon machen. Ich vertraue ihr. Sie hat bisher immer die jeweils richtigen Entscheidungen getroffen.“

„Ja, das stimmt schon. Aber hast du von der furchtbaren Dürre in Nordafrika gelesen? Das ist nicht weit von uns, und dort brodelt es nun gewaltig. Millionen, die nicht mehr das Geringste zu verlieren haben. In unserer Redaktion sprechen sie von nichts anderem. Manuel, das alles macht mir langsam Angst.“

„Hier müssen wir aussteigen, Schatz“, lenkte ich ab und schob meine Freundin aus dem Bus ins Freie.

Ramona strich Butter auf ihr Croissant und biss ein großes Stück ab. „Hm, ist das lecker.“ Sie schnalzte mit der Zunge und spülte das Gebäck mithilfe eines Schlucks Cappuccino hinunter. „Warum kann das Leben nicht immer so schön sein? Ich glaube manchmal, wir leben in der tollsten Epoche, die es seit Menschengedenken gibt. Keine Kriege, keine Seuchen, Überfluss, und eigentlich geht es uns doch allen so richtig gut.“

Wir hatten in unserem Lieblingscafé gerade noch einen Tisch ergattert und uns ein für den Süden ganz unüblich opulentes Frühstück bestellt.

„Gut geht es nur uns“, erwiderte ich. „Frage mal eine Familie in Afghanistan, ob sie das genauso sieht.“

„Ja, das meine ich ja“, sagte sie und hörte auf zu kauen. „Klar gehe ich nur von uns in Deutschland oder vielleicht noch Europa und den USA aus. Du musst nicht immer gleich alles so auf die Goldwaage legen.“ Sie stutzte. „Du isst ja gar nichts. Was ist denn los?“ Jetzt ergriff sie meine Hand. „Was wolltest du mir vorhin eigentlich erzählen?“

„Ich weiß gar nicht, wo ich anfangen soll, ich bin noch vollkommen verwirrt. Am besten vielleicht mit dem wunderschönsten Gesang, den ich je hörte“, begann ich meinen Bericht.

Als ich geendet hatte, lachte Ramona laut und herzlich auf. „Du solltest unbedingt mal ein Buch schreiben, bei der Fantasie, die du hast!“

„Baby, ich schwöre dir: Alles was ich dir erzählt habe, stimmt auf den Punkt. Ich gebe zu, es klingt tatsächlich ziemlich verrückt, aber trotzdem ist es genauso gewesen.“

Sie tippte irgendetwas in ihr Handy und reichte es mir dann triumphierend. Eine Karte von Google Maps präsentierte unser Stadtviertel als Satellitenbild. „Siehst du? Keine einzige Kirche befindet sich in der Nähe unseres kleinen Restaurants, mein Schatz. Das hätte ich mir nämlich gemerkt. Das nächste Mal, wenn du nicht schlafen kannst, bleibst du vielleicht lieber liegen und kuschelst mit mir, anstatt im Halbschlaf durch die Gegend zu torkeln.“

Ich wollte schon anmerken, dass ich das ja versucht hatte, ließ es aber bleiben und sagte stattdessen: „Gut, dann war es vielleicht gar keine echte Kapelle.“

Wieder fiel mir der traurig-schöne Gesang ein. „Lass uns später einfach noch mal hingehen, okay?“

„Oh ja, und e diese Male esse ich diese gegrillte Fisch, Senior.“ Sie gestikuliert heftig mit den Armen und verzog den Mund, als wäre sie Don Corleone aus *Der Pate*.

Ich musste lachen. „Es heißt Signore, Ramona, wir sind nämlich in Italien. Und du bist einfach nur bezaubernd. Wir frühstücken gerade, und du denkst schon wieder ans Mittagessen. Nein,

ich meinte, wir könnten uns in dieser Ecke doch noch einmal genauer umsehen. Und dabei interessiert mich weder die Kirche noch der Spinner, sondern vielmehr dieser Gesang. Es wäre zu schön, wenn ich das aufnehmen könnte.“

„Warum nicht. In diesen Gassen gibt es so viele schöne Läden, ich könnte sowieso ewig rumkrütschen.“ Sie biss wieder genussvoll in ihr Hörnchen. „Ich habe da gestern ein paar Schuhe gesehen ... so was gibt’s bei uns gar nicht“, sagte sie und rieb ihre Nase an meiner. „Vielleicht finde ich ein paar schöne nachgemachte Manolos und du den unheimlichen Sänger.“

Ich winkte dem Kellner, sagte mein übliches peinliches „Can I pay, please?“ auf und bezahlte den in Rom üblichen unverschämten Preis.

Leider fand später am Tag weder ich den Ursprung des Liedes noch Ramona ihre Manolos.

Die Papstwahl

Einen Tag vor unserem Rückflug war dann endgültig die Hölle los in Rom. Das Konklave dauerte inzwischen achtzehn Stunden an, und auf dem Petersplatz hatten sich viele Tausend Gläubige versammelt, um ungeduldig auf den Schornstein der Sixtinischen Kapelle zu starren. Natürlich waren wir dabei, denn eine solche Gelegenheit ergibt sich auch für Atheisten nur selten. Die vergangenen Tage waren einfach traumhaft verlaufen. Sonne, gutes Essen, Wein und sehr viel Zweisamkeit hatten mich den seltsamen Mann schon fast vergessen lassen. Mit einem köstlichen Eis in der Hand schlenderten wir am späten Nachmittag zwischen den unzähligen Schaulustigen hindurch und wollten gerade zurück zum Hotel gehen, als weit vor uns ein riesiger dürrer Mann heftig in meine Richtung winkte. Er schrie fröhlich etwas, das ich aber wegen des herrschenden Lärms nicht verstand. Dann erkannte ich ihn.

„Wer ist das denn?“ Ramona rümpfte die Nase, als sie ihn ebenfalls entdeckte.

„Den Typen habe ich an dem Morgen kennengelernt. Der ist okay.“

„An welchem Morgen?“

„Na, du weißt schon! Der Verrückte in der Kirche, der Gesang. Lass uns kurz hingehen.“

Das war leichter gesagt als getan. Denn sein Übertragungswagen stand sehr weit vorn, inmitten der sich wogenden Menge. Fest an den Händen umklammert, bahnten wir uns einen Weg durch die Menschenmasse. Zum Glück hatte sich das Sendeteam dort eine Art Empore gebaut, auf die uns der Kabelmann laut lachend hochzog. „He, Mann, erst bringst du mir Kaffee und nun auch noch Eis. Das wäre nicht nötig gewesen.“ Er umarmte mich herzlich. „Und wer ist diese schöne Bella?“ Er zwinkerte Ramona zu, die mit einem säuerlichen Lächeln antwortete.

„Darf ich vorstellen? Meine allerliebste Ramona. Ramona, das ist ... ähm ...“

„Achim. Sehr erfreut!“, rief er und gab ihr über meine Schulter hinweg die Hand. „Ganz schön eng hier, was?“, rief er, was sie wieder mit einem bittersüßen Gesichtsausdruck quittierte.

Ich dagegen freute mich wirklich über das Wiedersehen. „Na, das kann man wohl behaupten. Wann ist es denn so weit? Ach, ich bin übrigens Manuel.“

„Du meinst das Ergebnis der Wahl? Ja, das wüssten wir auch gerne.“

„Für wen sendet ihr eigentlich? Ramona hat auch schon ein Team der BILD getroffen. Sie arbeitet nämlich dort.“ Irgendwie war ich darauf immer stolz.

„Was? Bei dem Schundblatt? Haha, war nur ein kleiner Scherz“, korrigierte er sich schnell, als er Ramonas Todesblick empfing. „Ach, wir senden für RTL. Kleines Team. Du weißt schon. Gute Bezahlung, und Überstunden werden auf die Minute ausgeglichen, haha. Nicht?“ Er zwinkerte Ramona zu.

„Lass uns zurück ins Hotel“, flüsterte sie mir daraufhin ins Ohr.

Ich ignorierte sie. „Sag mal, Achim, ist er denn wieder aufgetaucht?“

„Wen meinst du, Mann? Ach, den Spitzenkandidaten! Den schönen Kardinal Milan. Ja, der ist wohl wieder da.“

Milan. Den Namen kannte ich doch. Aber woher?

In diesem Moment erhob sich ein ohrenbetäubendes Geheule. Nie werde ich dieses Geräusch von hunderttausend Jubelnden, das sich mit dem Klang unzähliger Kirchenglocken mischte, vergessen. Es war weißer Rauch aufgestiegen.

Achim schrie mir etwas zu, aber der Rausch der Masse verschlang jedes Wort. Die Menschen schoben sich nun Richtung Petersdom. Ich blickte zu Ramona, die sich erschrocken die Ohren zuhielt. Euphorie ergriff mich, und wieder einmal wurde mir bewusst, welche Macht und auch Gefahr die Begeisterung durch geballten Fanatismus oder Ekstase in sich birgt.

Eine halbe Stunde später konnte man auf den um den Petersplatz herum aufgestellten Großbildschirmen einen großen Mann sehen, der im prächtigen Gewand eines Papstes an den Rand der riesigen Benediktionsloggia vor die jubelnde Menge trat. Sein Haar lugte schneeweiß unter dem Hut hervor. Und da erkannte ich ihn, obwohl er seinen Bart abrasiert hatte, voller Entsetzen.

Es war der Mann aus der kleinen Kapelle. Milan van ... irgendwas.

Der Anschlag

Am Flughafen ging es zu wie in einem Bienenstock. Nach typisch deutscher Ordnung hatten wir am folgenden Tag zwei Stunden vor unserem Abflug vor dem Schalter der Lufthansa gestanden. Der Inhalt der mächtigen Anzeigetafel ließ mich aufatmen. Unser Flug hatte keine Verspätung. So ließen wir uns nach dem Einchecken im Warteraum auf einer Bank nieder. Ramona kuschelte sich dicht an mich. Beide blickten wir gelangweilt auf einen Fernseher vor uns, in dem unablässig Berichte über den gestern neu gewählten Bischof von Rom gesendet wurden. Um die Wartezeit zu verkürzen, tranken wir noch einen überteuerten Kaffee.

„Es war ein schöner Urlaub, Manuel. Ich liebe dich!“ Sie zog den Kopf zurück, und ihre riesigen schwarzen Augen blickten lächelnd in die meinen.

„Deine Augen lachen immer mit dir. Das mag ich so an dir. Ja, es war ein schöner Urlaub, aber auch ziemlich aufregend, für mich zumindest.“

„Wegen des atheistischen Papstes. Uhhh. Grusel.“ Sie verzog ihr hübsches Gesicht zu einer Grimasse. „Also, mir ist nur eines an ihm aufgefallen. Dass er nämlich sehr gut aussieht für einen Papst. Die armen Kardinäle.“ Sie lachte wieder auf. „Da werden sicher einige ganz schön ins Schwärmen geraten.“

„In eurem Schundblatt wurde er heute Morgen ja auch schon als ‚Der schöne Innozenz‘ betitelt. Meine Güte, welchem von deinen Kollegen fallen nur immer diese Schlagzeilen ein?“

„Dieses Schundblatt, wie du es nennst, mein Liebster, bezahlt immerhin einen Großteil unseres Lebensunterhaltes. Von deiner Musik kann ja leider niemand leben!“ Sie bemerkte augenblicklich, dass dies gegessen hatte, und biss sich auf die Lippen. „Sorry, ich habe das nicht so gemeint. Du weißt ja, wie sehr ich deine Musik mag. Aber musst du auch immer auf meinem Arbeitgeber herumhacken? Klar ist meine BILD etwas plakativ, aber immerhin arbeiten dort noch echte Journalisten, die tatsächlich auch selbst recherchieren. Und dass wir unsere Meldungen möglichst publikumswirksam verpacken, ist doch nur unser gutes Recht. Die Leute lieben das eben.“ Besänftigend strich sie über meine Wangen, und sie hatte ja recht, das musste ich leider zugeben. Mit Kompositionen für Kurzfilme ließ sich leider kaum Geld

verdienen, und tatsächlich lebten wir damals überwiegend von ihren Einnahmen als Redakteurin der BILD und den Einnahmen aus dem Mietshaus, das mir und meiner Mutter gehörte. Und, ja, es stimmte, dass, so reißerisch sich dieses Blatt auch gab, es doch eines der wenigen Medien in Deutschland war mit entsprechenden Profis im Hintergrund und der notwendigen Macht, bestimmte Dinge aufdecken und offen legen zu können.

„Ja, ist schon okay. Was schreiben deine Kollegen denn so über Innozenz?“

„Ich habe Urlaub, mein Lieber! Und so weiß ich auch nicht mehr als das, was heute im Blatt steht. Er wurde in Südafrika geboren, ist einundsiebzig Jahre alt, wofür er unverschämt gut aussieht, möchte ich noch einmal wiederholen, spricht achtzehn Sprachen fließend, darunter alle elf Amtssprachen seines Geburtslandes und ...“

„Scheiße!“, unterbrach ich sie, deutete auf den Bildschirm vor uns, und Ramona erkannte sofort, was mich so erschreckt hatte, auch wenn sie wie ich kein Wort Italienisch sprach.

Eine Luftaufnahme zeigte riesige schwarze Rauchschwaden über der kleinen Stadt Bamberg in Bayern. Im nächsten Moment wechselte das Bild, und das Innere einer Halle war zu sehen. Menschen rannten hin und her. Ein live berichtender Reporter kämpfte gegen die Schreie der Verletzten an. Wir verstanden genug, um zu erfahren, dass es auf dem ehemaligen Kasernengelände der US-Armee eine heftige Explosion gegeben hatte. Ein ganzer Block nagelneuer Wohngebäude war betroffen. Man vermutete einen terroristischen Anschlag extremer Islamisten.

Gebannt starteten wir auf die Bilder.

Als die Kamera für einen kaum merkbaren Augenblick die Schärfe auf unendlich zog, erkannte ich im Hintergrund einen Mann mit hellblondem Haar, der seine Hand kaum merklich zum Victory-Zeichen erhob. Er erinnerte mich seltsamerweise an eine Figur aus einem Film. Ja, an Peter O'Toole in *Lawrence Of Arabia*. Ich erinnerte mich zurück, als ich dieses Meisterwerk das erste Mal als Kind im Kino gesehen hatte. Mein Vater hatte mich mitgenommen, ein ganz besonderer Tag also für mich, da er sich um mich und meine Schwester aus Zeitmangel kaum kümmern konnte. Ich habe die Musik in den Ohren und die wunderbaren Bilder der Wüste. Und dann dieser beeindruckende Mann. „Big

things have small beginnings“, zitierte ich kaum hörbar. Diesen Satz hatte ich mir damals aufgeschrieben.

Eine Durchsage riss mich zurück in die Gegenwart. Ich sah mich um. Bislang hatten nur wenige Leute die Nachricht wahrgenommen.

Ich zog Ramona hoch, schnappte unser Handgepäck und drängte sie zu unserem Schalter, der gerade eben erst geöffnet hatte. Unser Flug nach Berlin wurde soeben aufgerufen. Ramona war inzwischen außer sich vor Wut. „Ein Anschlag? Mitten in Deutschland? Diese verfluchten Islamisten!“

„Sei ruhig!“, versuchte ich sie zu beschwichtigen. „Noch weiß doch niemand, wer den Anschlag tatsächlich verübt hat.“

„Wer sollte denn so etwas Abscheuliches sonst tun?“

„Ich habe keine Ahnung. Aber bitte beruhige dich. Lass uns möglichst schnell ins Flugzeug kommen. Nicht, dass sie die Flüge noch streichen.“

Inzwischen hatte sich die schreckliche Nachricht anscheinend herumgesprochen, denn um uns herum rumorte es deutlich, und die restlichen Fluggäste waren wohl auf eine ähnliche Idee gekommen. Aber weder mit dem Boarding noch mit dem Flug selbst gab es irgendwelche Probleme. Pünktlich um zehn Uhr abends landete die Maschine in Berlin.

Wieder in Berlin

Ramona schaltete nach der Landung augenblicklich ihr Handy ein und überflog die neuesten Nachrichten, noch während wir zum Gepäckband liefen. Ein ‚Bing‘ ermahnte sie, in ihr Postfach zu sehen, das nach dem Öffnen praktisch überquoll.

„Ich muss morgen sofort in die Redaktion, Manuel. Die drehen da am Rad. Das mit den beiden zusätzlichen Tagen Urlaub können wir leider vergessen.“

Rom war für Ramona der erste richtige Urlaub gewesen, seitdem sie vor zwei Jahren bei BILD angefangen hatte. Man forderte viel von ihr, und so war ursprünglich geplant, diese Reise mit zwei zusätzlichen Urlaubstagen in Berlin zu krönen.

„Das ist doch klar. Zwei solche Ereignisse kurz hintereinander sind natürlich ein gefundenes Fressen für euch Aasgeier“, sagte ich zynisch und biss mir gleichzeitig vor Wut über diese dumme Bemerkung auf die Unterlippe. Ramona war aber so in ihr Smartphone vertieft, dass sie gar nichts davon mitbekommen hatte. „Keine Toten, aber unzählige Schwerverletzte“, las sie vor. „Darunter auch viele Kinder.“

„Hat sich schon jemand zu dem Anschlag bekannt?“, fragte ich vorsichtig, während ich nach unseren Koffern Ausschau hielt.

„Religion. Alles nur wegen Religion“, fauchte sie wütend, und ihre Augen füllten sich mit Tränen.

Ich nahm sie tröstend in den Arm. „Meine Schöne! Bitte warte doch erst einmal ab, was die Untersuchungen ergeben. Verurteile nicht aufgrund von Vermutungen. Und lass uns später darüber weiterreden. Schau, das dort ist doch dein Koffer, und meiner liegt gleich dahinter.“

„Ja, du hast recht“, meinte sie und lächelte ein wenig. „Ich kann einfach nicht fassen, welch barbarische Menschen es auf dieser Welt gibt. Was geht in den Köpfen solcher Teufel nur vor sich?“

Wir nahmen unser Gepäck auf und gingen Richtung Zoll, wo sich gerade ein Dutzend Menschen, alle in orientalischer Kleidung, die Männer mit langen dunklen Bärten geschmückt, lautstark mit den Beamten herumstritt. Betroffen schlichen wir vorbei, ich hielt Ramona fest an meiner Hand. Sie zitterte.

Endlich draußen angekommen, winkte ich einem Taxi und ließ Ramona hinten einsteigen. Ich selbst nahm auf dem Beifahrersitz Platz.

„Wohin soll's denn jeh'n, die Herrschaften? Oder besser natürlich kutschieren!“ Der Fahrer, unverkennbar eine echte Berliner Schnauze, lachte laut auf und strich sich über seinen dicken Schnurrbart. Ein durchdringender Schweißgeruch stach mir unangenehm in die Nase. „Kle'ener Scherz, hehe.“

Ich nannte ihm unsere Adresse, während ich auf dem zer-schlissenen Sitz angeekelt hin und her rutschte.

„Moabit! Haha, mene Lieblingsgegend zurzeit, me'ene Herrschaften. Das kostet aber mächtig Zuschlag.“ Wieder ein viel zu aufdringliches Lachen. „Noch 'n kle'ener Scherz.“

Große Teile von Berlin-Moabit sind als Arbeiterwohnviertel bekannt und haben einen hohen Ausländeranteil. Mir hat die Vielfalt der Kulturen dort schon immer gefallen, aber nicht jeder denkt eben so.

Er fuhr ruckartig los und brauste durch die Nacht. „Na, im Urlaub jewesen?“

„Ja, Rom“, meinte ich stur geradeaus blickend.

„Rom? Na so was. Da ham'se doch jestern erst den neuen Papst jewählt. Mann, wat für jen Kerl. Die neue hemliche Rubbelvorlage aller Nonnen. Hehe. Ein Südafrikaner. Na, wenigstens kener von de Necher. Man flüstert sich, er wäre en Bure. Hehe, unjebblich.“

Vor uns tauchte plötzlich eine kleine Gruppe Menschen mit dunkler Haut und in ärmlicher Kleidung auf, die vorsichtig am rechten Rand der Straße ging. Unser Fahrer machte nicht die geringsten Anstalten, auch nur einen Millimeter auszuweichen, und hieb voller Wut auf die Hupe, die lautstark aufheulte. Erschrocken sprangen die Fußgänger zur Seite. Er ließ mein Fenster herunter. „Verdammte Idioten! Bleibt in eurem Scheißland und treibt dort die Kamele auf die Straße oder lernt, wie man sich bei uns anständig bewegt“, brüllte er an mir vorbei und gab extra Gas. Ich war sprachlos.

„Hehe, so muss man mit diesem Pack umgehen, sonst lernen die's nie“, rief er mir zu, während er mein Fenster wieder schloss. Er boxte mich in die Seite und lachte wieder.

„Sind Sie nicht ganz bei Trost?“, fuhr ich ihn an. „Sie hätten diese Leute beinahe über den Haufen gefahren.“ Ramona berührte meine Schulter von hinten, um mich zu besänftigen.

„Ach was! Die globen doch, sie können sich hier in Deutschland alles erloben. Jestern erst ...“

Ich hörte dem dummen Geschwätz nicht weiter zu und sah aus dem Fenster. Berlin leuchtete wunderschön. Der Mond stand tief und wirkte unnatürlich groß. Ja, Berlin. Drei Jahre lebte ich nun schon hier. Seit dem Abend nämlich, an dem ich Ramona das erste Mal traf. Zufällig, auf einem Konzert von Randy Newman.

Ich war damals extra aus München angereist, wo ich wohnte und mich an Werbejingles versuchte. Ramona war mir sofort aufgefallen. In einem schwarzen engen Kleid stand sie in der Nähe der Garderobe und fummelte laut fluchend an einer Spiegelreflexkamera herum.

„Kann ich dir helfen? Ich kenne mich mit Kameras recht gut aus, besonders mit diesem Typ“, hatte ich gesagt.

Überrascht schaute sie mich an und überlegte kurz. „Bist du Fotograf?“

„Nein. Aber, ja, ich fotografiere schon ganz gerne.“

Sie grinste mich an und meinte dann: „Na, dann bist du für mich heute wichtiger als Jesus. Ich habe nämlich keine Ahnung und bin schon froh, wenn ich es fertigbringe, mit dem Handy mein Essen zu fotografieren.“

Ich erfuhr, dass sie für eine kleine Zeitung ein Interview mit Newman machen und ihn bei dieser Gelegenheit auch gleich fotografieren sollte. Ich willigte auf ihre Frage, ob ich mir zutrauen würde, die Bilder zu schießen, sofort begeistert ein. Und tatsächlich schaffte sie es irgendwie, mich auch ohne VIP-Ausweis backsstage zu bringen.

Randy Newman entpuppte sich als äußerst sympathischer und äußerst fotogener Mann, und dementsprechend gut wurden meine Aufnahmen. Auch Ramona war begeistert, denn er hatte, gut gelaunt und geduldig, all ihre Fragen beantwortet. Zudem gefielen ihr meine Bilder ungemein. „Du machst tatsächlich schöne Fotos, mein Lieber“, staunte sie ehrlich überrascht, als wir die Aufnahmen gemeinsam durchblätterten.

Sie legte die Kamera weg, umarmte mich und blickte mit diesen riesigen dunklen Augen in die meinen. Dann meinte sie nur „danke“, und für mich blieb in diesem Moment die Zeit stehen.

In dieser Nacht nahm sie mich mit in ihre kleine Wohnung, und genau dort blieb ich dann auch.

„Das macht siebenundzwanzig Mäuse, der Herr!“

Jäh wurde ich aus meinen Erinnerungen gerissen. Das Taxi hatte angehalten, und der Fahrer streckte mir nun seine dicken Pranken entgegen, um das Fahrgeld zu kassieren. Widerwillig gab ich ihm dreißig Euro und meinte, dass es so stimme. Drei Euro Trinkgeld für diesen Idioten. Schon beim Aussteigen ärgerte ich mich über mich selbst.

Einen Augenblick später, es war inzwischen kurz nach Mitternacht, standen Ramona und ich mitsamt des Gepäcks vor unserer ‚Villa‘, wie wir das Mietshaus scherzhaft nannten, da es eben aussah wie eine solche. Zwei Männer unterhielten sich rauchend vor dem Eingang des Nachbarhauses, und eine junge Frau ging mit ihrem Hund an der Leine an uns vorbei. Sonst war es ruhig.

„Wieso brennt da Licht?“, fragte Ramona. Und tatsächlich war die Wohnung unter der unsrigen hell erleuchtet. Seit wir hier eingezogen waren, hatte sie leer gestanden, und nicht nur diese. Wir waren bislang nämlich die einzigen Mieter, da alle Wohnungen zurzeit liebevoll renoviert wurden.

„Weil die Wohnung nun anscheinend vermietet ist“, antwortete ich und zog mit meinem Koffer los, sperrte auf und hielt Ramona die Haustür offen. „Dann ist dem Besitzer wohl doch das Geld ausgegangen“, mutmaßte ich.

„Anscheinend“, meinte sie, trat ebenfalls ein, blieb dann abrupt stehen und schnupperte. „Es riecht irgendwie komisch hier. Findest du nicht auch?“

„Hm, nach Essen. Duftet doch gut. Indisch oder so. Warte, ich hole den Aufzug“, meinte ich und zwinkerte ihr zu.

„... den wir nicht haben“, konterte sie und lächelte wieder über unseren alten gemeinsamen Running Gag.

Lustlos begannen wir unsere Koffer nach oben zu schleppen. Als wir im zweiten Stock, also dem unter unserer Wohnung, ankamen, ging das Flurlicht mit einem lauten Knall aus.

„Verflucht“, schimpfte mein Hitzkopf und klickte mehrmals vergeblich auf den entsprechenden Schalter.

„Warte“, meinte ich ruhig, holte mein Handy heraus und schaltete es ein. Mit dieser Nottaschenlampe ausgerüstet, zogen wir unser schweres Gepäck weiter um die Ecke im Flur, als plötzlich ein Mann vor uns stand. Wir erschraken beide fast zu Tode und starrten ihn an. Seine Haare waren kurz geschoren und schwarz wie

seine Augen. Ein dichter Bart unterstrich seine düstere Erscheinung und den ausdruckslosen Blick. Er nahm einen tiefen Zug aus der Zigarette, die er gerade rauchte, ließ sie fallen und trat sie auf dem Boden aus. Daraufhin öffnete er wortlos die Wohnungstür neben sich und verschwand im Nichts.

„Sie haben Asylanten bei uns untergebracht?“

„Ramona! Sei still. Woher willst du wissen, dass das Flüchtlinge sind? Jetzt beruhige dich und komm erst mal nach oben.“ Ich zog sie am Arm, sie aber schüttelte meine Hand ab. „Ich soll mich beruhigen? Gerade erst eben haben wir mit angesehen, was diese Menschen fertigbringen. Nun wohnen die genau unter uns? Und da soll ich ruhig bleiben?“

„He! Bisher ist vollkommen ungewiss, wer hinter dem Anschlag steckt, und ebenso unklar ist, wen wir hier gerade getroffen haben.“

Nur widerwillig ließ sie sich zum Weitergehen bewegen, und immer wieder drehte sie sich um, bis wir endlich in unserer Wohnung standen und die Tür hinter uns schlossen.

„Ich will nur noch duschen und dann sofort ins Bett.“ Ramona hatte die Koffer einfach fallen gelassen und war bereits dabei sich auszuziehen. Völlig nackt ging sie ins Bad und drehte das Wasser auf. Sie sah einfach nur hinreißend aus. Ich schlich hinterher und zog mich ebenfalls aus. Sie betrachtete sich im Spiegel. Ich stellte mich dahinter, umarmte sie und drückte meine Hände auf ihre großen weichen Brüste.

„Ich stinke“, meinte sie, lächelte dabei aber.

„Hm. Du weißt doch, wie sehr ich deinen Duft mag.“ Ich drängte mich dicht an sie. „Und was dieser bei mir immer anrichtet, weißt du ja auch.“

Sie schloss die Augen ein paar Sekunden lang, öffnete sie wieder und drehte sich zu mir um. Ihr Kuss war heiß und fordernd.

Eine Unterhaltung

Als der Wecker am darauffolgenden Morgen um sieben Uhr klingelte, war der Platz neben mir leer. Ich hatte unglaublich gut geschlafen und fühlte mich wie neugeboren. Gut gelaunt schlurfte ich ins Bad und putzte meine Zähne. Am Spiegel hing ein Zettel, auf dem stand: *Bin in der Redaktion. Melde mich per WhatsApp. Ich liebe dich. Mona.*

Na gut, dachte ich, duschte, zog frische Kleidung an, ließ mich im Wohnzimmer auf die Couch fallen und dachte nach. Am frühen Nachmittag stand eigentlich ein Treffen mit Harald Bartelmost, einem Filmproduzenten, für den ich bereits gearbeitet hatte, an, der sein neuestes Projekt mit mir besprechen wollte. Geld gäbe es zwar nicht viel, hatte er im Vorgespräch kurz vor unserem Urlaub bereits gemeint, denn schließlich handele es sich ja um ein Independent-Projekt, aber ich würde mit großzügigen zehn Prozent am Gewinn beteiligt, sobald der Film dann auf Platz eins der Kinocharts geschossen wäre. Wer's glaubt. Allerdings hatte ich ohnehin kein anderes Projekt am Start, und so sah ich dieses zumindest als gute Übung. Ich wählte also die Nummer von Harald und verabredete mich mit ihm um vierzehn Uhr in seinem Studio.

Es war nun bereits kurz vor acht, und meine Koffeinsucht meldete sich. Ein Blick in unsere leeren Vorratsschränke führte zur einzig vernünftigen Schlussfolgerung, nämlich einkaufen zu gehen, und bei dieser Gelegenheit im Stehcafé um die Ecke den ersten Cappuccino des Tages zu trinken.

Mein Handy bingte. Ramona hatte mir eine Nachricht geschickt: *Hi Schatz. Noch einmal einen schönen Morgen dir! In der Redaktion ist die Hölle los, wird heute später. Melde mich nachher noch mal. Bitte kaufe ein. Liebe dich.*

Ich antworte kurz mit einem Smiley und machte mich auf den Weg.

Schon beim Verlassen der Wohnung stieg mir wieder der ungewöhnliche Geruch von exotischem Essen in die Nase. Als ich an der Unterkunft unserer neuen Nachbarn vorbeikam, blieb ich stehen und lauschte neugierig. Aus dem Inneren der Wohnung drangen dumpf, aber dennoch deutlich, Gespräche in einer mir unbekanntem Sprache zu mir durch. War das Arabisch? Der Mann

heute Nacht hatte ausgesehen, als stammte er aus dem Nahen Osten. Wirklich sicher war ich mir aber nicht.

Als ich gerade weitergehen wollte, öffnete jemand von innen vorsichtig die Türe. Eine mit einem schwarzen Schleier bekleidete Frau starrte mich entsetzt an. Nichts als ihre tiefschwarzen Augen war zu erkennen, die dadurch eine extrem sinnliche Wirkung hatten.

„Guten Tag“, war alles, was ich in diesem Moment zusammen mit einem verkrampften Lächeln herausbekam. Ein hochgewachsener kräftiger Mann trat nun hinter die Verhüllte, drängte sie hektisch weg und stellte sich dann mit verschränkten Armen in den Wohnungseingang. Er sah dem Mann von heute Nacht sehr ähnlich.

„Ich heiße Manuel, und ich ... nein, wir ... also ich und meine Freundin wohnen im Stock über Ihnen“, stotterte ich und streckte ihm meine Hand entgegen. Nicht die geringste Reaktion von seiner Seite, aber sein stechender Blick ließ meine Knie weich werden. Nur sein Mund lächelte kalt, dann schloss er die Tür langsam und wortlos.

Vollkommen verdutzt stand ich da und war eine gefühlte Ewigkeit nicht fähig, mich zu bewegen. Was geht in manchen Menschen nur vor, dachte ich, bevor ich mich endlich aufmachte.

Ein paar Minuten später stand ich an einem Partytisch auf dem Gehweg vor der winzigen Bäckerei um die Ecke. Ich blies in meinen Kaffeebecher und beobachtete die vorbeigehenden Menschen.

Jetzt eine Zigarette. Ich kramte in meiner Jacke herum, fand tatsächlich eine zerknüllte alte Packung, aber kein Feuerzeug. Ein älterer Herr schlürfte einen Tisch weiter genüsslich seinen Espresso und zog dabei immer wieder an einem Zigarillo.

„Entschuldigung, könnten Sie mir wohl Feuer geben?“

Er nickte mir freundlich zu, rückte zu mir an den Tisch, reichte mir sein Feuerzeug und sagte: „Natürlich. Ganz schön kalt heute Morgen, was?“ Er zog sein dunkelblaues Wollsakko etwas weiter zu und rückte einen knallroten Schal zurecht.

„Ja. Es ist ja auch erst April“, meinte ich und nahm eine Zigarette aus der Packung, steckte sie an und zog daran. Meine Hände zitterten leicht, als ich sagte: „Eigentlich bin ich gar kein Raucher, aber der Duft von Zigaretten hat für mich etwas ungemein Beruhigendes.“

„Sie sehen aus, als wäre Ihnen der Heilige Geist erschienen.“

„Geist vielleicht, heilig eher nicht. Vielen Dank fürs Feuer.“

In diesem Moment schlich eine Gruppe von vielleicht einem Dutzend Jugendlicher wortlos an uns vorbei. Ihre dunkle Haut ließ sofort erahnen, woher sie stammten.

„Flüchtlinge aus Syrien“, meinte mein Tischnachbar. „Lauter arme Schweine. Fast alle haben Schreckliches hinter sich, waren monatelang zu Fuß unterwegs. Und nun hocken sie in irgendeinem abgelegenen Asylantenheim, können nichts tun außer essen, fernsehen und herumspazieren. Nicht mal Sex haben sie, weil fast ausschließlich Männer bei uns ankommen. Und die meisten deutschen Mädchen nehmen sofort Reißaus, wenn sie irgendwo auftauchen.“ Er trank den Rest seines Kaffees und sog den Rauch seines Zigarillos tief in seine Lungen.

„Kein Wunder“, sagte ich langsam. „Viel Gutes hört man nicht gerade von deren Umgang mit unseren Frauen.“

„Man hört, man hört. Haben Sie es persönlich erlebt?“

Ich dachte einen Moment nach. Er hatte nicht unrecht, musste ich zugeben, denn ich selbst hatte vorab nie negative Erfahrungen mit Ausländern gemacht. „Ja, das stimmt schon. Ich bin aber auch keine Frau. Fragen Sie mal meine Freundin. Die wird nun ständig angesprochen und um ihre Handynummer gebeten.“

„Das mag schon sein. Aber was ist so schlimm daran? Sie sollte das als Kompliment sehen. Denken Sie einmal darüber nach? Und noch etwas: Diese Menschen stammen aus einer vollkommen anderen Kultur, mit anderen Regeln und anderen Umgangsformen. So etwas programmiert man nicht in ein paar Wochen einfach um.“

„Trotzdem. Ständig gibt es nun Unruhen in Europa. Was war Deutschland allein vor zwei Jahren noch für ein friedliches Land. Und jetzt? Waschechte Schlachten in den Straßen von Berlin. Überall im Land Demonstrationen. Und nun auch noch dieser brutale Anschlag!“

„Sorry, aber Sie bringen hier einiges durcheinander. Die Streitereien finden zwischen Linken und Rechten statt. Ausländer sind da kaum vertreten. Und die Kundgebungen? Angestiftet meist von polemischen Politikern, die nicht wissen, von was sie sprechen. Sie behaupten, die Fremden würden den armen Deutschen die Arbeit wegnehmen. Aber seien wir doch mal ehrlich! Die wenigen, die überhaupt arbeiten dürfen, erledigen die Drecksarbeit, die von

uns feinen Herrschaften schon lange niemand mehr machen möchte. Und der Anschlag? Was hat dieser mit Asylanten zu tun? Niemand hat sich bisher zu irgendetwas bekannt, niemand weiß also, wer oder was überhaupt dahintersteckt.“

„Ja, Sie haben recht“, meinte ich betroffen und drückte meine Zigarette aus. „Man sollte immer nur auf Basis seiner direkten Erfahrungen urteilen. Danke, dass Sie mich daran erinnert haben.“

„Bitte, bitte, junger Freund.“ Der Mann bezahlte und ging.

Eine Nachricht von Ramona traf ein, die nachfragte, ob ich sie gegen zwölf von der Arbeit abholen mochte, um mit ihr dort in der Nähe zu Mittag zu essen. Nachdem ich bis zu meinem Termin am Nachmittag noch genügend Zeit hatte, bejahte ich, bezahlte ebenfalls und ging erst mal in den Supermarkt.

Ramona wartete bereits am Eingang der Axel-Springer-Passage und winkte mir lachend entgegen, sobald sie mich erkannt hatte. „Warst du einkaufen? Hast du alles bekommen? Ich werde heute nämlich sicher nicht vor acht aus dem Laden kommen. Bei uns geht es drunter und drüber. Eigentlich war ja die Wahl des Paps-tes als ‚das Ereignis‘ geplant, und nun ist es der Anschlag.“

„Bekomme ich eigentlich keinen Kuss?“

„Oh, na klar. Komm her.“ Sie zog mich an sich, presste ihre Lippen fest auf die meinen und ließ mit einem lauten Schnalzer los.

„Na, das ging schon mal zärtlicher.“

„Heute Abend, Schatz, heute Abend. Da holen wir alles nach. Gell?“

„Wenn du um zehn dann mal todmüde auftauchst?“

Sie trat empört einen Schritt zurück. „Na, hör mal, solch eine Situation ist ja wohl auch nicht alltäglich. Die meisten meiner Kollegen arbeiten die Nacht durch.“

„He, komm her. Ich hab’s nicht so gemeint.“ Ich zog sie wieder an mich, hob ihr Kinn, sodass sie zu mir hochblicken musste. „Wie schön du bist.“

Sie lächelte wieder. „Danke.“

„Weiß man schon, wer hinter dem Anschlag steckt?“

„Hast du denn noch keine Nachrichten gehört?“

Tatsächlich war ich bislang weder im Internet gewesen noch hatte ich das Radio eingeschaltet, geschweige denn eine Zeitung gelesen.

„Nee, keine Ahnung. Ich habe mich über unsere neuen Nachbarn geärgert, mich von einem Sozialisten belehren lassen, war einkaufen, und nun bin ich hier und halte die wundervollste Frau der Welt im Arm.“

„Du Charmeur. Na okay. Also, bisher gibt es kein Bekenner-schreiben oder Ähnliches. Und das ist ziemlich ungewöhnlich. Extreme Islamisten scheinen es nicht gewesen zu sein.“

„Warum sollten die auch einen Anschlag in Deutschland verüben? Immerhin sind wir ja ein guter Waffenlieferant“, meinte ich zynisch.

„Genau das haben die Kollegen auch gemeint. Zudem sollte sich inzwischen ja bis in den Nahen Osten hinein herumgesprochen haben, dass die US-Armee in Deutschland kaum noch stationiert ist. Was also steckt dahinter? Dass es kein Unfall war, scheint zumindest klar zu sein. Von der Explosion betroffen waren komischerweise überwiegend Wohngebäude, die im letzten Jahr auf dem ehemaligen US-Geländes erst neu errichtet worden sind.“

„Ein Anschlag auf Wohngebäude?“, wiederholte ich leise. „Das macht doch keinen Sinn.“

„Wenn man weiß, wer dort wohnt, schon! Fast ausschließlich Asylanten. Die gesamte ehemalige Kaserne sollte nämlich zu einem riesigen Flüchtlingserstlager umgebaut werden.“

„Ein Attentat also von Rechtsradikalen?“

„Dies jedenfalls vermuten wir von der Redaktion. Bergmann hat ein riesiges Team auf die Story angesetzt. Aber lass uns jetzt mal etwas essen. Ich sterbe vor Hunger.“

Erst jetzt bemerkte ich, dass ich heute noch keinen Bissen zu mir genommen hatte. Die eingekauften Lebensmittel hatte ich, so schnell ich konnte, in die Wohnung gebracht und war dann direkt hierhergekommen.

Wir entschieden uns für ein kleines italienisches Restaurant ganz in der Nähe, wo wir ein paar Minuten später mit dem Hauswein anstießen.

„Auf uns und unseren schönen Urlaub!“, sagte Ramona, als das gerade erst bestellte Essen auch schon kam.

„Das geht ja schneller als bei McDonalds“, meinte ich überrascht, während der Kellner eine dampfende Lasagne vor mir abstellte und Ramona ihren Salat servierte. „Vorsicht, heiß!“, warnte er noch arrogant lächelnd, bevor er Richtung Küche verschwand.

Mein Gericht schmeckte köstlich, und meine hübsche Freundin schien mit ihrer Wahl ebenfalls zufrieden zu sein. Sie nippte an ihrem Wein. „Irgendwie schmeckt Rotwein in Italien immer besser.“ Sie lachte und nahm einen großen Schluck hinterher. „Übrigens, von unserem schönen Milan gibt es auch etwas Interessantes zu berichten.“

„Milan?“

„Na, der Papst.“ Sie schwang die Gabel vor mir, auf der ein Stück Putenfleisch aufgespießt war. „Nun, bekannt ist ja, dass er in Kapstadt geboren wurde und seine Eltern mit ihm, da war er fünf Jahre alt, nach Holland zogen, später aber nach Südafrika zurückgingen, wo auch sein sehr viel jüngerer Bruder auf die Welt kam. Mit vierzig wurde er Kardinal, und über seinen darauffolgenden Werdegang bei der katholischen Kirche ist alles fein säuberlich festgehalten. Eine Karriere, die ihresgleichen sucht also. Aber, und nun wird es interessant, niemand weiß, was er davor gemacht hat. Er war sozusagen plötzlich da.“

„Wie bei Jesus“, sagte ich lachend und genoss eine große Gabelvoll meiner Nudeln.

Kauend nickte Ramona. „Ja, wie bei Jesus. Nur dass in unserer Zeit praktisch alles erfasst wird.“

„Was sagt er denn selbst dazu? Es wird ihn doch sicher schon mehrmals jemand nach seinen Jugendjahren gefragt haben.“

„Er sagt nichts.“ Sie tunkte ihr Weißbrot in den Salatteller und schob das ölig tropfende Stück in den Mund. „Und der Vatikan schweigt ebenfalls“, ergänzte sie schmatzend und bekreuzigte sich. „Aber das kennen wir ja von unserer lieben Kirche. Und weißt du was? Ich fange langsam an, deine Geschichte von dem Verrückten in der römischen Kapelle zu glauben. Vielleicht war das ja doch keine Wahnvorstellung.“ Sie lachte. „Sorry.“

„Ach was“, schmollte ich.

„Nehmen wir also mal an, der Alte in der Kirche war tatsächlich der jetzige Papst. Nach dem, was du mir berichtet hattest, klang, um es gelinde auszudrücken, seine Einstellung nicht gerade kirchenkonform.“

„Die katholische Kirche wird nun also von einem ihrer größten Kritiker angeführt. Was für eine Ironie“, grinste ich.

„Stimmt. Aber vielleicht auch ganz gut. Wer weiß schon? Möglich, dass dieser Mann nun einige alte Zöpfe abschneidet und längst fällige Reformen einleiten wird.“

„Mag sein. Einen Reformator stelle ich mir anders vor. Und klar, vielleicht trügen mich meine Erinnerungen auch etwas. Nur eines ist trotz alledem sehr seltsam.“

Ramona leerte ihr Glas mit einem mächtigen Zug, winkte dem Kellner und fragte mich: „Und das wäre?“

„Was macht ein Mitglied und selbst Spitzenkandidat des Konklaves einen Tag vor der wichtigsten Wahl seines Lebens inkognito mitten in Rom?“

Ramona lachte. „Noch einmal ausspannen!“

„Sehr witzig.“

„Ich finde den Gedanken ganz nett. Ein Papst ist eben auch nur ein Mensch wie du und ich. Übrigens: Warum befindet sich die Büste von Nofretete im Museum von Berlin und nicht in Stuttgart?“

Ich verstand die Frage nicht. „Was?“

Sie lachte sich scheckig. „De würde denn ja do nof re trete“, imitierte sie Schwäbisch, und das ziemlich schlecht. Ich verstand aber immer noch nicht.

„Manu! Das ist der neueste Witz in der Redaktion.“ Sie schüttelte kichernd den Kopf. „Mann! Die würden dann ja dort auf sie treten“, wiederholte sie den Satz auf Hochdeutsch und betonte dabei jedes einzelne Wort.

„Oh Mann“, meinte ich nur und überlegte, dass ich diese berühmteste aller Büsten noch nie in echt gesehen hatte. Und das, obwohl ich nun schon seit Jahren hier lebte. Schande über mich. Ich nahm mir vor, das bald nachzuholen.

Die Demo

„Nein, nein!“, rief Harald Bartelmost eine Stunde später. „Ich brauche etwas ganz Besonderes!“ Wir standen vor dem großen Mischpult und hörten meine Demo, während er sich mit der linken Hand ständig am fast kahlen Hinterkopf kratzte und mit der anderen Hand seine Brille wild hin und her schwang. „Nicht, dass du mich falsch verstehst. Ich liebe deine Sachen. Sie sind großartig. Nur, ich werde den größten Film aller Zeiten drehen, und dazu muss eben auch die beste Musik seit Menschengedenken her. Manuel, verstehst du?“

Das Gespräch mit meinem vermeintlichen Auftraggeber lief nicht gerade gut. Ich klickte auf ‚Pause‘, und im Tonstudio wurde es schlagartig totenstill. Man hätte eine Nadel fallen hören können. „Harald, bisher gibt es nicht mal ein Drehbuch, zumindest habe ich bislang noch keines gesehen. Da ist nur diese vage Idee, die angeblich in deinem Kopf herumschwirrt. Und genau dieses Hirngespinnst habe ich versucht musikalisch umzusetzen.“

„Hirngespinnst, ha. Jede verdammte Szene habe ich in meinem Gehirn abrufbereit liegen. Nur noch aufschreiben müsste ich das alles. Ja, wenn ich mal Zeit fände. Aber was erzähle ich! Manuel, bitte, das muss besser werden. Viel besser. Irgendwie, ja, ich weiß auch nicht. Einzigartig.“

Er hatte recht. Auch wenn Harald in gewisser Weise ein Spinner war, so zumindest ein genialer. Und tatsächlich war es so, wie er sagte. Ich hatte mir keine besondere Mühe gegeben. Seine Idee war gut, und seine beiden bisherigen Filme hatten zumindest einen Achtungserfolg bei den Kritikern erzielt, wenn auch keinen finanziellen. Für beide hatte ich die Musik geschrieben, ohne allerdings auch nur einen Cent zu sehen.

„Manuel, mein Freund!“ Er setzte die riesige Sehnhilfe wieder auf die Nase und packte mich an den Schultern. „Ich weiß, dass bis jetzt wenig Geld geflossen ist für deine bisherigen Meisterwerke. Aber das wird nun anders. Ich habe einen großen Verleih, der interessiert ist, und auf RTL wird mein Film dann ganz groß aufgezogen. Mit wochenlanger Werbung. Du weißt schon!“ Seine Finger malten eine unsichtbare Leinwand in die Luft. „Das neue Meisterwerk von Harald Bartelmost. Mit der preisgekrönten Musik von Manuel Blum! Taadaa!“

„Du bist ein Spinner, Harald. Aber okay, ich werde noch mal in mich gehen und das Thema überarbeiten.“ Und ergänzte in Gedanken: Weil ich derzeit sonst keinen anderen Auftrag habe.

„Ich sehe, wir verstehen uns. Und, Manuel, diesmal wirst du nicht leer ausgehen. Ich bezahle dir sogar einen Bonus für die beiden letzten Filme. Versprochen.“

„In Rom habe ich einen Gesang gehört, der war so unglaublich ergreifend. Wenn ich den nur hätte aufnehmen können.“

„Echt? Einen Gesang? Welche Art Gesang? HipHop, Soul oder Rap?“

„Nein. Es hörte sich irgendwie exotisch an. Vielleicht arabisch. Und die Melodie. Ein wenig wie dieses armenische Klagelied, das Peter Gabriel in ‚Passion‘ eingebaut hat.“

„Klingt ja genial. Ich bin mir sicher, das bekommst du irgendwie hin. Und nun sei mir nicht böse, ich muss noch einige wichtige Telefonate führen.“ Er umarmte mich brüderlich und schob mich höflich, aber bestimmt aus dem Studio. „Bis bald, du Genie, und denk daran: Ich brauche etwas wirklich Außergewöhnliches.“ Die schwere Holztür schloss sich, und irgendwie fühlte ich mich mal wieder überrumpelt.

Die U-Bahn war wie immer überfüllt, und ich ärgerte mich, dass ich nicht, wie ursprünglich geplant, mein Fahrrad genommen hatte.

Verzweifelt versuchte ich, nicht durch die Nase zu atmen, um dem unangenehmen Geruch von schwitzenden Leibern, Döner und Pisse irgendwie zu entgehen. Die Dame vor mir hustete ununterbrochen, und der Betrunkene neben mir konnte sich nur dank der vielen anderen Mitfahrer aufrecht halten. Endlich fuhren wir in meinen Zielbahnhof ein, sodass ich diesen fahrbaren Albtraum verlassen konnte. Ich verstärkte den Rolleffekt der Rolltreppe, indem ich auf ihr nach oben sprang. Am U-Bahn-Ausgang schnaufte ich erleichtert durch. Frische Luft. Kühl, aber frisch.

Aber nun fiel mir Getöse auf, und als ich mich umblickte, erkannte ich auch sofort dessen Ursprung. Hunderte Demonstranten, nein, es mussten Tausende sein, zogen an mir vorbei. Laut hals schreiend, mit schwarzen Fahnen bewaffnet, die sie wild hin und her schwenkten, hoben und senkten, grölten sie synchron zum Takt eines Marsches ‚Deutschland den Deutschen‘, begleitet und im Schutz von unzähligen schwer bewaffneten Polizisten in

Kampfmontur. Und mindestens ebenso viele Protestierer rasten am Straßenrand vor Wut und ließen die Stimmung und den Lärm ins Unerträgliche anschwellen, sodass ich mir die Ohren zuhalten musste.

Ein riesiger Polizeihund knurrte mich durch seinen Beißkorb an, bis er von seinem Herrchen weitergezerrt wurde. Eine seiner Kolleginnen kam auf mich zu und schrie: „Treten Sie zurück!“, und um ihren Befehl noch zu betonen, stieß sie mir leicht gegen die Schulter.

„He!“, brüllte ich gegen den Krawall an.

„Was, he?“, schrie sie mir direkt ins Gesicht. Erschrocken wich ich zurück und hob beschwichtigend die Hände, bis ich an eine Hauswand prallte, die mir einen weiteren Rückzug unmöglich machte. Die Uniformierte trat dicht an mich heran, packte mich fest an der Jacke und stierte mir hasserfüllt in die Augen. „Was?“

Wie eine Burka, dachte ich in diesem Moment, denn nur zwei winzige Pupillen, die in einem tiefgrünen Meer zu schwimmen schienen, waren zu erkennen. „Sie haben schöne Augen“, meinte ich leise, und sie hielt inne, schaute mich eine gefühlte Ewigkeit nur an. Dann stieß sie mich zurück und verschwand im Chaos.

Eine Mischung aus Wut und Überraschung ließ mich zittern. Dann stolperte ich in die der Demonstration entgegengesetzte Richtung fort, und noch lange Zeit verfolgte mich das Getöse der rivalisierenden Parteien.

Endlich zu Hause angekommen, stürzte ich mich erschöpft auf unser Sofa, schaltete den Fernseher ein und zappte durch die Programme. Praktisch jeder halbwegs ernst zu nehmende Sender beleuchtete die bisher bekannten Fakten rund um den Anschlag. Zwölf Schwerverletzte hatte es gegeben, darunter auch Kinder. Bei den Opfern handelte es sich tatsächlich überwiegend um Asylanten. Somit schloss man derzeit ein islamistisches Attentat auf US-Einrichtungen aus und ging vielmehr von einem fremdenfeindlichen Hintergrund aus. Zeugen verwickelten sich in Widersprüche, Überwachungskameras gab es nicht am Unglücksort, und immer wieder wurden die ersten Bilder des Reporters gezeigt, der kurz nach der Explosion vor Ort gewesen war. Erneut fiel mir dabei der blonde Mann im Hintergrund auf und das kaum wahrnehmbare ‚V‘, das er mit seinem Zeige- und Mittelfinger machte. Er schien

zu lächeln. Konnte das sein? Triumphierte er etwa? Warum bemerkte das sonst niemand? Sicher tat doch eine Horde Spezialisten des BND seit vierundzwanzig Stunden nichts anderes, als sich diese Bilder wieder und wieder anzusehen und zu analysieren. Die Spekulationen um den geheimnisvollen Werdegang Papst Innozenz XIV. hingegen waren aus den Nachrichten verschwunden.

Eigentlich ganz vorteilhaft für ihn, dieser Anschlag, kam mir in den Sinn.

Die Polizistin

Drei Wochen waren seit dem Attentat vergangen. Viel hatten die ermittelnden Behörden nicht herausbekommen, und so versiegte das öffentliche Interesse schnell. Zwar verfolgte man immer noch Spuren rechtsradikalen Ursprungs und hatte diverse Verdächtige festgenommen, aber bislang eben ohne fundamentalen Erfolg.

Der neue Papst war plötzlich wieder Thema Nummer eins, da er über seine Presseabteilung hatte ankündigen lassen, die diesjährige Osteransprache mit einer ganz besonderen Botschaft krönen zu wollen. Selbstverständlich stürzte sich die gesamte Weltpresse sofort auf dieses Thema. Jedes Medium versuchte durch die absonderlichsten Spekulationen die Konkurrenz zu übertrumpfen. Er würde mit Sicherheit das Zölibat abschaffen oder Frauen zu Priestern ernennen. Ein US-Magazin mutmaßte sogar, er würde sich öffentlich als der erste homosexuelle Papst outen.

Mit unseren neuen Nachbarn hatten wir keinen Kontakt mehr gehabt. Hätte man nicht ab und zu Stimmen aus ihrer Wohnung gehört und das ungewöhnliche Essen gerochen, hätte man meinen können, sie seien wieder ausgezogen.

Ich komponierte in diesen Tagen viel für Haralds Wunderfilm, hatte aber immer noch keinen echten Durchbruch erreicht.

Es war Gründonnerstag kurz vor sieben Uhr abends, als Ramona nach Hause kam und schon im Flur eine Idee lauthals kundtat. „Manuell! Lass uns heute mal wieder tanzen gehen! Im *Babylon* ist Ü30! Ich selbst darf dann zwar noch nicht rein, aber ich werde behaupten, du seist mein Erziehungsberechtigter.“ Sie umarmte mich und gab mir einen Kuss auf den Mund. „Ach bitte!“

„Sehr witzig!“, meinte ich gespielt trocken, konnte mir dann aber ein Lächeln nicht verkneifen. „Eigentlich eine coole Idee. Das letzte Mal war ich kurz nach deiner Geburt dort. Muss nun ja dann über zehn Jahre her sein. Du Kindskopfl!“

„Selber Kindskopfl!“, öffte sie mich nach. „Und vorher gehen wir zum Mexikaner. Der befindet sich dort gleich um die Ecke.“ Dann rief sie lachend: „Vamos Muchachos!“

„Das heißt: ‚Auf geht’s, Männer‘, meine Liebe.“

„Ach, du Besserwisser. Los, zieh dich um, damit wir loskönnen.“

Fragend sah ich sie an. „Wieso umziehen? Was gefällt dir nicht an meinen Klamotten?“, meinte ich und strich an meiner hellblauen Jeans entlang.

„Manuel! Heute mal deinen Anzug. Mir zuliebe. Ich ziehe auch das schwarze Kleid an, das du so magst.“

„Das, in dem du gesteckt hast, als ich dich kennenlernte?“

„Jep, genau das.“

„Überredet!“, antwortete ich schnell und verschwand in meinem Zimmer, um im Kleiderschrank nach einem einigermaßen ansehnlichen Jackett und einer dazu passenden Hose zu suchen. Noch ein kurzer zögerlicher Blick zum Musikcomputer, dann schaltete ich das Ding aus. Harald musste eben noch warten.

Eine halbe Stunde später stand ich stolz im perfekt sitzenden Anzug und mit einem weißen Hemd bewaffnet vor dem Spiegel im Flur und betrachtete mich. Ja, das gefiel mir. Nur noch ein paar schwarze Schuhe, und es konnte losgehen.

„Ich bin fertig und warte nun mal wieder auf die Dame des Hauses“, rief ich in Richtung Bad, als Ramona auch schon heraustrat.

Ihr kupferrotes Haar war glatt gebürstet und bildete einen schönen Kontrast zu ihrem hellen Teint. Ihre dunklen, nur dezent geschminkten Augen lugten fröhlich unter einem dicken Pony hervor. Sie hatte den sinnlichen Schwung ihres Mundes mit einem blutroten Lippenstift unterstrichen. Das besagte Kleid schmiegte sich tiefschwarz um ihre schlanke Figur und betonte die relativ großen Brüste. Mein Herz sprang vor Freude. „Wie wunderschön du bist!“

Sie strahlte. „Gefalle ich dir nach drei Jahren auch immer noch so gut wie an unserem ersten Abend?“

„Noch viel besser, meine Kleine. Noch sehr viel besser. Schließlich wirst du ja von Jahr zu Jahr schöner.“

„Du elendiger Lügner!“, schimpfte sie, um sich bereits im nächsten Moment eng an mich zu schmiegen und „danke“ zu hauchen. „Und du siehst auch richtig gut aus! Wie ein Geheimagent. Sämtliche Frauen werden sich heute Abend mal wieder nach dir umdrehen. Wehe, du schaust auch nur eine einzige andere an!“ Sie lachte, und ich tat es ihr gleich.

„Haben Sie reserviert?“, meinte der Türsteher im *El Dorado* hoch-näsiger.

Ramona schaute mich an. Ich schaute Ramona an. „Hast du?“, begann sie.

„Hm.“ Ich drehte mich wieder zum Wächter des Restaurants und sagte mit tiefer Stimme: „Ja, wissen Sie denn nicht, wen Sie vor sich haben? Prinz Abdula abu Abduls mit seiner Frau Nummer eins!“

Positiv überrascht stellten wir fest, dass der Mann dann doch mehr Humor besaß als vermutet. „Na, dann treten Sie mal ein, Eure Hoheit. Leider müssen Eure Majestät noch ein paar Minuten an der Bar verbringen, bis ein Tisch für Sie bereitsteht. Bitte folgen Sie mir unauffällig.“ Er drehte sich um und ging voraus zur Theke, wo er uns zwei Plätze zuwies.

Ramona kicherte leise, als er wieder verschwunden war.

„Zwei Margarita!“, rief ich dem Barkeeper zu und rückte meiner Dame des Abends den Barhocker zurecht.

„Mein Kavalier“, frohlockte sie.

„Na klar! Was ist denn eigentlich der Anlass für dies alles?“

„Braucht es denn immer einen? Vielleicht ist mir heute einfach wieder bewusst geworden, wie gut wir es haben. Wie schön unser Leben ist und dass man jeden Moment genießen sollte. Wir leben in einer so wunderbaren Zeit“, sagte sie mit ihrem einzigartigen Lächeln, das immer so unglaublich herzlich und ehrlich wirkte und auch war.

Eine junge Frau, die neben Ramona am Tresen saß, richtete sich auf, hob ihr Glas Wein und lallte: „Was für ein naiver Scheiß! Eine wunderbare Welt. Vielleicht für euch zwei Herzchen, aber bestimmt nicht für die Mehrheit.“

Ramona grinste mich verstohlen an und meinte leise: „Aueia.“

Ich sah mir die Frau näher an. Sie war sportlich gekleidet, mit Jeans und Pullover, hatte dickes blondes Haar, das zu einem strengen Zopf nach hinten zusammengezurrt war. Und sie hatte schöne Augen, wie mir auffiel. Smaragdgrün.

„Kennen wir uns nicht?“, überraschte ich sie mit meiner Frage.

Ramona drehte sich blitzartig zu ihr um. Wenn Blicke töten könnten, war mein erster Gedanke.

„Wir uns kennen? Du könntest mein Opa sein!“ Sie lachte höhnisch auf und widmete sich wieder ihrem Weinglas.

„Sie sind bei der Polizei.“

Das saß! Die Angesprochene stellte langsam ihr Glas ab und musterte mich mit zusammengekniffenen Augen, als wenn dadurch ihr Gedächtnis ebenfalls geschärft würde. Dann fragte sie: „Hab' ich dich schon mal eingebuchtet?“

„Das nicht, aber mich vor zwei Wochen in unangemessener Art und Weise bei dieser Großdemo körperlich bedroht.“

Sie schien einen Moment nachzudenken.

„Das hast du mir ja gar nicht erzählt. Was machst du denn auf einer Demo?“, fragte Ramona.

„Gar nichts. Ich bin da nur hineingeraten, nachdem ich aus der U-Bahn-Station kam. Und diese Dame hier war ganz schön in Rage, möchte ich vorsichtig ausgedrückt meinen.“

„Stimmt das?“, fragte Ramona die junge Frau.

„Ich kann mich nicht erinnern, dir eine auf dein dummes Maul gehauen zu haben! Und wenn, hast du es mit Sicherheit verdient“, meinte sie ziemlich lautstark, trank den Wein aus und rief zum Ober: „Noch einen!“

Wir sahen uns beide erstaunt an. Plötzlich schlug die Frau die Hände vors Gesicht und fing an zu weinen. „Sorry“, stammelte sie.

Ramona stand auf und berührte sie sanft. „Was ist denn los? Liebeskummer?“

Mit verweinten Augen blickte die Polizistin Ramona an, sah aber wie durch sie hindurch, so als könne sie in einem Nebel der Erinnerungen Antworten finden. „Nein. Mit Liebe hat das nichts zu tun. Vielmehr mit dem Gegenteil“, sagte sie, eher zu sich selbst und so leise, dass ich sie kaum verstand.

Der Ober brachte unsere Cocktails, stellte der schluchzenden Frau wortlos ein volles Glas Wein hin und verschwand dann. Ramona reichte der Beamtin ein Taschentuch. Diese schniefte noch einmal und beruhigte sich dann etwas. „Wie konntest du mich erkennen? Wir waren doch in Kampfmontur. Trugen alle einen Schutzhelm.“

Verstohlen schielte ich zu Ramona, während ich antwortete: „An deinen Augen. Sie sind leuchtend grün, aber die Iris ist von einem sehr dunklen Ring umschlossen. So etwas sieht man nicht alle Tage.“

„He!“ Ramona hieb mir mit voller Wucht auf den Oberarm. „Ich dachte immer, meine Augen seien so besonders schön! Du Blödmann.“

„Könnt ihr euch vorstellen, wie das ist?“, unterbrach die Fremde unsere kleine Auseinandersetzung. „Wenn man Stunden über Stunden angeschrien, bedroht und bespuckt wird? Wenn man dennoch nichts tun kann, außer auch noch die linke Wange hinzuhalten? Könnt ihr euch auch nur annähernd ausmalen, welche unsägliche Wut sich da aufbaut, und nicht raus darf?“ Ihre Augen funkelten jetzt wütend. „Du kommst nach Hause und möchtest am liebsten auf die Wand einschlagen! Du liegst schlaflos im Bett, weil das gleiche Grauen am nächsten Tag wieder droht.“ Etwas ruhiger fuhr sie fort: „Wisst ihr, ich wollte schon immer zur Polizei. Mein Vater war Bulle, und ich habe ihn in dieser Uniform so bewundert. War so stolz auf ihn. Ja, genau das möchte ich auch werden, nahm ich mir schon als Dreikäsehoch vor. Anfänglich war es auch der Job, den ich mir erträumt hatte. Nette Kollegen, eine tolle Ausbildung, spannende Einsätze. Aber dann!“ Sie nippte an ihrem Glas. „Wart ihr schon mal in einem dieser neu gebauten Asylantenzentren, die es nun überall in Deutschland gibt? Angeblich fein säuberlich nach Religionszugehörigkeiten getrennt? Ha, da kann ich nur lachen!“ Wieder wurde sie laut, sodass andere Gäste betroffen zu uns blickten.

„Du meinst die Heime. So wie dieses in Bamberg, auf welches kürzlich ein Anschlag verübt worden ist?“, fragte ich nach.

„Das sind keine Heime! Das sind Ghettos, fein säuberlich von der Außenwelt abgeschirmt. Und es gibt auch riesige Lager außerhalb der Städte.“

„Jetzt hör mal, das ist doch Quatsch. Seit dem neuen Asylgesetz darf jeder Fremde, der bei uns ankommt, sofort eine Arbeit annehmen. Und soweit ich weiß, sind diese Menschen sehr begehrt bei den Fabrikanten“, sagte ich. Ich wurde langsam wütend.

„Mann, du naiver Idiot! Ich habe nicht umsonst gefragt, ob ihr selbst schon mal eines dieser ach so wundervollen Lager von innen gesehen habt. Fast niemand hat das nämlich! Die Wirklichkeit dort schaut vollkommen anders aus, als es die Medien zeigen!“ Die Frau sah sich kurz um und fuhr mit einem fast verzweifelten Gesichtsausdruck flüsternd fort: „Fast nur Männer leben dort, vollgepumpt mit Testosteron. Könnt ihr euch auch nur annähernd ausmalen, welche Probleme das gibt? Und ja, ein paar haben tatsächlich Arbeit. Und die kommen dann am Abend, von Firmenbussen gekarrt, müde in die Unterkünfte zurück, treffen dort auf die, die den gesamten Tag gelangweilt herumgammelt

haben und nun darauf warten, die Sau rauszulassen. Könnt ihr euch auch nur im Mindesten vorstellen, welche Konflikte hierdurch vorprogrammiert sind?“

Ich erinnerte mich, dass genau diese Probleme einmal ein Freund meiner Mutter, ein pensionierter Richter, aus dem Gefängnisalltag beschrieben hatte. Die Gefangenen ohne Arbeit malträtiert die, die müde von einem der begehrten Jobs zurück in die Zellentakte kommen, meinte er damals.

Die Polizistin fuhr fort: „Die können da am Abend auch nicht einfach raus, denn die meisten haben ja kein Geld. Und natürlich sind diese Lager fast immer weit weg von der Stadt. Es stimmt zwar, dass man die Bewohner möglichst nach ihren Religionen getrennt untergebracht hat, das aber verhindert nicht, dass sie dennoch aufeinandertreffen.“ Ihre Augen vergrößerten sich. „Und seit zwei Jahren kommen nun noch die massiven Protestaktionen der Rechten hinzu. Massendemos, Schlägereien, Brandanschläge auf kleine Asylantenwohnheime.“ Sie ließ sich zitternd auf ihren Hocker zurückfallen. „Mein Leben besteht nur noch aus Hass und Gewalt. So viele Kollegen haben längst resigniert, sind verletzt worden, in therapeutischer Behandlung oder haben ihren Job einfach hingeschmissen. Ich kann's verstehen.“ Sie begann wieder leise zu weinen.

Ich fühlte mich vollkommen hilflos. Ramona aber stand auf und nahm die Frau kurzerhand in den Arm. „Das klingt ja wirklich furchtbar. Und trotzdem: Sind das nicht nur dumme Einzelfälle? Ich bin Redakteurin einer wirklich großen Zeitung, und bisher ist mir von solchen Problemen noch nie etwas zu Ohren gekommen. So etwas kann man heutzutage doch nicht mehr geheim halten.“ Sie trat einen Schritt zurück und streckte ihren Arm aus. „Ich bin übrigens Ramona, und das ist mein Freund Manuel.“

Die Frau lächelte nun ein wenig und ergriff die ihr entgegengestreckte Hand. „Katrin. Ich heiße Katrin.“ Sie stellte ihr Weinglas ab und fragte: „Du bist bei der Presse? Oh Mann! Wenn ihr kommt, werden doch jeweils nur Musterbereiche gezeigt, und vorher wird gründlich für Ordnung gesorgt. Denn natürlich soll niemand erfahren, welche Zustände dort tatsächlich herrschen. Allein der Dreck! Und praktisch will es doch auch niemand wirklich wissen! Wir sind doch alle froh, wenn dieses ‚Problem‘ für uns unsichtbar bleibt.“

Ich hob mein Cocktailglas und probierte. Erst war da das Salz vom Glasrand, das angenehm auf meiner Zunge brannte und unmittelbar danach, von einer süßsaurigen Mischung aus Zitrone, Tequila und Cointreau begleitet, durch meine Kehle in meinen Magen weiterbefördert wurde, wo der Alkohol, in Form eines angenehmen Wärmegefühls, sofort zu wirken begann. Gerade als ich mir einen zweiten Schluck gönnen wollte, rief der Ober hämisch durch das Lokal: „He, Scheich Abdula und Ehefrau Nummer eins! Euer Tisch ist nun frei!“

Peinlich berührt verzog ich den Mund. „Schatz, kommst du?“

Ramona winkte ab. „Setz dich schon mal, ich komme gleich nach“.

„Sie kann sich doch mit an unseren Tisch setzen“, rief ich den beiden zu, während ich in Richtung des Tisches ging, aber sie schienen mich gar nicht zu hören. So hatte ich mir den Abend eigentlich nicht vorgestellt. Schmollend zog ich am Tisch mein Smartphone aus der Tasche und öffnete den Google-Browser. Ich tippte ‚Asyl-Lager‘ in das Suchfeld und durchstöberte die Ergebnisse. Über irgendwelche besonders schlimmen Zustände, ghettoartige Unterbringung oder sonstige außergewöhnliche Probleme war rein gar nichts zu finden. Danach tippte ich aus Langeweile noch ‚Papst Innozenz XIV.‘ ein, um danach auf ‚Bilder‘ zu klicken. Unzählige aktuelle Fotos wurden aufgelistet, Bilder aus der Wahlnacht, von Audienzen, und auch auf die Titelseiten verschiedener Nachrichtenmagazine hatte er es bereits geschafft. ‚Der Reformier‘ wurde er betitelt und als Hoffnungsträger einer modernen Kirche bezeichnet.

„Was liest du denn da?“, fragte Ramona, als sie nun an den Tisch kam.

„Nichts weiter. Wollte die Polizistin nicht mit an unseren Tisch?“

„Nein, mein Liebster. Sie wollte uns mit ihrer Laune nicht den romantischen Abend verderben. Und außerdem hat sie nun Dienst.“

„Sie hat nun Dienstbeginn? Na bravo, die hatte doch mehr Wein intus, als ich in einem ganzen Monat trinke!“

„Stimmt schon. Andererseits – was geht es uns an?“

Jennifer

Auf dem Weg zur Diskothek kamen wir an einem Zeitungsstand vorbei, dessen Inhaber soeben irgendein Abendblatt in die Verkaufsfächer einsortierte. Die Schlagzeile in ihren riesigen Lettern fiel mir sofort ins Auge. *Widerstand gegen den Papst* und darunter etwas kleiner: *Ultrakonservative Kirchenfürsten übergeben Brandbrief an Papst Innozenz.*

Ich zog eines der Exemplare hervor, bezahlte und zeigte Ramona den Bericht. „Schau her, eure Konkurrenz ist bereits auf den fahrenden Zug aufgesprungen. Aber von einer anderen Seite.“

Ramona überflog den Artikel. „Das wird dann ja wohl nichts mit Reformen.“

„Abwarten. So wie ich diesen Menschen kennengelernt habe, ist das niemand, der sich so leicht verbiegen lässt.“

„Auch Franziskus hat es versucht und ist gescheitert an den unerbittlichen Konservativen des Vatikans. Oder denk an Obama. Was wollte der nicht alles verändern! Reformen bedeuten immer auch Machtverlust. Und niemand gibt gerne das her, was er besitzt.“

„Lies doch mal weiter.“

„Hm. Okay. Also, hier steht, dass wohl verschiedene Erzbischöfe aus den USA, Kanada und Afrika ein Schreiben verfasst haben, in dem sie verschiedene Themen aufzählen, an denen die Kirche niemals rütteln würde und auch nicht dürfe. Dies alles war wohl lediglich als Diskussionsgrundlage für die kommende Synode an Ostern gedacht, geriet nun aber versehentlich an die Presse. Und bla bla bla.“

„Kann der Papst nicht eigentlich tun und lassen, was immer er will? Ist er nicht der Vertreter Gottes auf Erden?“

„Er ist der Vertreter Christi“, berichtete mich Ramona.

„Gut, aber dadurch doch dann zumindest das Sprachrohr Gottes und somit unfehlbar. Alles, was er anordnet, befiehlt und verändert, müsste ja wohl die katholische Kirche ohne Murren umsetzen.“

„Theoretisch schon, nur wer von uns weiß schon, was tatsächlich hinter den dicken Mauern des Vatikans vor sich geht. Und, mein Lieber, immer auch ein schöner Beweis dafür, wie wichtig eine gut funktionierende Presse ist.“ Sie blieb stehen. „He, schau mal, wie viele Leute schon wieder vor dem Club stehen.“

Wir waren da. Vor uns wartete tatsächlich eine erschreckend große Anzahl Menschen in einer schier unendlichen Schlange vor den wachsamen Augen der gnadenlosen Türsteher, die leicht genervt schienen.

„Oh, Baby, wollen wir da wirklich rein?“

„Na klar! Ich freue mich den ganzen Tag schon aufs Tanzen, und du wirst sehen, wir sind viel schneller drin als gedacht. Da, die nächste Gruppe darf schon rein.“

In diesem Moment fuhr eine weiße Limousine praktisch lautlos vor und hielt direkt vor dem Eingang der Diskothek. Der Fahrer stieg aus, öffnete die hintere Autotür und half einer jungen Frau beim Aussteigen. Diese trug einen schlichten blauen Pullover, dazu eine dunkle Hose. Sie hatte ein feines, hübsches Gesicht, und offensichtlich war sie gut gelaunt. Sie schüttelte ihr blondes langes Haar und ging dann mit zwei männlichen Begleitern, die ebenfalls aus dem Auto gestiegen waren und bei denen es sich anscheinend um Bodyguards handelte, zu den beiden Türstehern, die die kleine Gruppe nach einem kurzen Gespräch anstandslos passieren ließen.

„Boah!“, machte Ramona und stemmte ihre Hände wütend in die Hüften. „Das demonstriert mal wieder sehr schön unsere Zweiklassengesellschaft.“

„Du bräuchtest doch nur deinen Presseausweis vorzuzeigen. Dann wären wir auch schon längst drin.“

„Ich tue es aber nicht. Ich finde das nämlich extrem peinlich.“ Wieder schnaubte sie auf. „Der Presseausweis wird nicht missbraucht! Das weißt du ganz genau.“

„Jaja. Ist schon gut. Deswegen warten wir ja hier auch schon seit Stunden zusammen mit dem gemeinen Fußvolk.“

„Du übertreibst maßlos, mein Lieber, wir stehen gerade mal zehn Minuten. Schau, es geht schon wieder weiter.“

Endlich hatten auch wir die Kontrolle passiert. Bereits im Kassensbereich war der dumpfe Bass der Soundanlage nicht nur hörbar, sondern auch körperlich zu spüren. Ich stopfte vorsorglich ein wenig Papier in meine Ohren, um diese zu schonen.

„Weichei!“, sagte Ramona, deren Ärger bereits wieder verflogen war, hämisch.

„Ich bin Musiker, wie du weißt. Und wenn ich siebzig bin, wirst du die Gebärdensprache lernen müssen, während ich mich mit den Damen des Kaffeekränzchens in der Oper vergnüge.“

„Wenn du siebzig bist, bin ich etwas über fünfzig und vergnüge mich mit meinem jungen Liebhaber hier im Club, während du mit deinesgleichen im Pflegeheim Bingo spielst“, triumphierte sie, hob den Kopf, und lief grinsend an mir vorbei in den gigantischen Hauptsaal und dort direkt zur Tanzfläche.

Am Rand stehend, beobachtete ich sie eine Weile, dann schaute ich mich genauer um. Der Raum war voll, aber wegen seiner geradezu unverschämten Ausmaße nicht unangenehm eng. Laser funkten im Takt der Musik zu den gewaltigen rotierenden Spiegelkugeln weit über mir, um von diesen viele Male hin und her geworfen zu werden und dann bunte, zappelnde Bilder an die Wände zu werfen. In unregelmäßigen Abständen wurde Rauch ausgeblasen, um den Dunst im Raum auf einer konstanten Dichte zu halten. Der DJ spielte harten Techno, zu dem sich Hunderte gut gelaunter Menschen mehr oder weniger geschickt bewegten. Ramona hob sich deutlich vom Durchschnitt ab, denn sie tanzt einfach unglaublich gut. Nicht nur, weil sie einfach ein intuitives Taktgefühl hat, auch ihr Tanzstil ist einzigartig, dabei exotisch und auf ungewöhnliche Art und Weise sehr erotisch. Regelmäßig zieht sie so die Blicke der Männer auf sich, was bei mir jedes Mal eine Mischung aus Eifersucht und Stolz erzeugt. Genau wie an dem Abend damals.

Ständig tänzelte also eine Horde Männer neben ihr und versuchte, durch Blicke, besonders auffällige Bewegungen oder sonstiges Balzverhalten ihr Interesse zu wecken. Und wie immer reagierte sie mit einem kecken Lächeln, um sich dann flink umzudrehen und in eine andere Richtung zu tanzen, was die Männer nur noch mehr animierte, ihre Flirtversuche zu verstärken. Und da ich selbst nicht gern tanze, blieb mir eben nichts anderes übrig, als diesem Spiel neidisch zuzusehen.

Ich spähte zum VIP-Bereich, der sich auf einer Empore weit über uns befand, um vielleicht einen Prominenten zu erkennen. Oft räkelten diese sich an der Balustrade und ließen gelangweilte Blicke über die Menschen unter sich schweifen. Nein, da war heute niemand, dachte ich, lief ein wenig auf und ab, um an der Bar schließlich zwei Gläser Sekt zu bestellen. Während des Wartens suchte ich Ramona auf der Tanzfläche und entdeckte sie am

Rand, in ein angeregtes Gespräch mit einer Frau vertieft. Ich winkte ihr, natürlich vergebens. Also bezahlte ich und ging, mit zwei Sekt bewaffnet, zurück zum Zentrum des Lärms, tippte Ramona auf die Schultern und bedeutete ihr mit mir zur Theke zu kommen.

„Das ist Jennifer!“, schrie sie mir zu. „Jennifer ist Amerikanerin und das erste Mal in Berlin.“

Artig gab ich der jungen Frau die Hand und brüllte im schlimmsten Englisch: „Nice to meet you, I am Manuel“.

„Du brauchst dich nicht zu blamieren, Schatz, Jennifer spricht sehr gut Deutsch.“

Deutlich bemerkte ich, wie die Schamesröte in meine Wangen schoss. „Danke, Mona“, meinte ich säuerlich, reichte ihr den einen Sekt und Jennifer den anderen, die sich strahlend mit einem „Thank you. And your English is very good“ bedankte.

„Siehst du!“, meinte ich leicht triumphierend zu Ramona „Es gibt auch noch nette Frauen auf der Welt.“

„Jennifer ist in Berlin, um für ihren Vater, der selbst leider verhindert ist, einen Preis in Empfang zu nehmen. Ihre Familie ist sozial wohl sehr engagiert.“

„Oh ja“, unterbrach Jennifer. „Mein Dad und meine Mom machen den ganzen Tag lang nichts anderes, als irgendwelche Organisationen zu besuchen.“

„Hier versteht man ja kaum sein eigenes Wort! Lasst uns doch bitte zur Bar gehen“, rief ich und bugsierte die beiden Richtung Theke. Dort bestellte ich für mich einen zusätzlichen Sekt und betrachtete Jennifer eingehender als bisher. „Du bist doch das Mädchen, das vorhin in der Limousine praktisch bis vor die Tür chauffiert worden ist, nicht wahr?“

„Oh ja“, antwortete sie, „das ist viel praktischer als erst einen Parkplatz suchen zu müssen und dann noch Stunden anzustehen. Danke noch einmal für den Sekt. Das ist sehr freundlich. Bitte entschuldigt mich kurz. Ich muss ... wie sagt man auf Deutsch ... kurz meine Nase pudern gehen. Wisst ihr, wo die Waschräume sind?“

Ich deutete in die entsprechende Richtung, und erst als sie ein paar Schritte gegangen war, bemerkte ich die beiden Bodyguards, die ihr folgten.

„Na, die Tante ist wenigstens ehrlich“, meinte ich zu Ramona. „Und bei ihrem Schutztrupp scheint es sich um echte Profis zu handeln. Sind sie dir aufgefallen?“

„Hast du ihre Schuhe gesehen?“, fragte Ramona äußerst aufgeregt. „Echte Manolos! Oh mein Gott, ein Traum. Ich wünschte, ich könnte mir auch ein Paar leisten. Sie scheint ziemlich reich zu sein.“

„Wohl eher ihre Eltern.“

„Mag sein. Auf jeden Fall ist sie sehr sympathisch und kein bisschen arrogant.“

Die Musik dröhnte nun in einem noch härteren Stil. Stroboskopartiges Blitzlicht ließ die Tanzenden wie zuckende Schatten erscheinen, von einem hypnotisch wirkenden Bass getrieben und von mächtig klingenden Synthesizer-Fanfahnen aufgepeitscht. Rauch wurde mit hohem Druck gegen die Decke geblasen und wirkte, durch blendend helle Scheinwerfer befeuert, wie gleißende Explosionen. Die Menge war außer sich. Hunderte Arme schlangen mit der Musik, und außerhalb der Tanzfläche floss der Alkohol in Strömen.

Ramona konnte nicht stillhalten, auch sie war Gefangene der euphorischen Stimmung und tänzelte unruhig neben mir von einem Bein aufs andere.

„Ich sollte keine Filmmusik machen, sondern Diskoscheiße“, brüllte ich ihr zu.

„Das könnte wohl sein“, meinte sie eher uninteressiert. „Da kommt Jennifer wieder!“, schrie sie mir jetzt ins Ohr. „Bist du mir sehr böse, wenn ich noch mal mit ihr tanze?“

„Hau schon ab.“

Sie gab mir einen flüchtigen Kuss auf die Wange, fing die Amerikanerin ab und navigierte diese durch das dichte Gedränge direkt zum Tanzbereich, deren Aufpasser immer dicht auf ihren Fersen.

Was für ein blöder Abend, dachte ich, schüttete lustlos den Rest meines Glases hinunter, ließ mich auf einem Barhocker nieder und bestellte gleich noch einen weiteren Sekt.

Am Ende der Bar fiel mir plötzlich ein Mann auf, der ruhig und unauffällig vor seinem Bier saß. Sein Gesicht wirkte anmutig, ja, ungewöhnlich schön für einen Mann, und trotz der Dunkelheit konnte ich die großen hellblauen Augen erkennen, in denen sich

die Blitze der Lichtanlage spiegelten und die von dunklen Augenbrauen geschützt wurden. Im Kontrast dazu war sein weißblondes Haar streng nach hinten gegelt.

„Big things ...“ Entsetzt stand ich langsam auf. Das war der Mann, der beim Anschlag in Bamberg vor Ort gewesen war. Der Zyniker, der die Opfer verhöhnt hatte. Und er nun hier? Wie konnte das sein? Oder sah ich schon Hirngespinnste? Nein. Dieses Gesicht war einzigartig. Was sollte ich tun? Die Polizei verständigen? Immerhin hatte ich ein Foto, auch wenn es nur ein relativ unscharfes Bildschirmfoto war. Der Originalbericht des Reporterteams war sicher hochauflösend aufgezeichnet worden.

Sein Blick streifte zufällig den meinen, und ein Schauer durchfuhr mich, als hielte ich ihn für fähig, meine Gedanken lesen zu können. Er hatte das bemerkt, und langsam, wie in Zeitlupe, erhob er nun sein Glas, ohne mich auch nur eine Sekunde lang aus den Augen zu lassen. Dann prostete er mir zu und lächelte. Er trank einen Schluck, setzte das Bier wieder ab, hob erneut seine Hand, diesmal aber ohne Glas und ganz bedächtig, formte die Finger zu einer Waffe, zielte auf mich und imitierte einen Schuss.

Vollkommen verdutzt stand ich da, unfähig, auch nur einen klaren Gedanken zu fassen, als mich jemand herumriss. „Manuel, komm bitte mit! Es gibt Ärger.“ Es war Ramona, die mich vollkommen aufgelöst mit sich zerrte.

„Wartet!“, schrie ich. „Dort hinten an der Bar ...“

„Später“, brüllte sie, und genau in diesem Moment brach die Musik ab. Nur lautes Gemurmel war noch zu hören.

„Was ist denn los?“

„Wir sind in Schwierigkeiten.“ Und da sah ich auch schon, was passiert war.

Auf dem Boden der Tanzfläche krümmten sich zwei junge Männer. Der eine verdeckte mit beiden Händen seine in Strömen blutende Nase, während der andere gekrümmt, wie in Embryohaltung, dalag und sich mit schmerzverzerrtem Gesicht den Bauch hielt. Jennifers Bodyguards standen wie zwei riesige schwarze Gorillas daneben, einer der beiden hielt ihre Chefin schützend im Arm. Ein Herr mittleren Alters und wohl der Geschäftsführer der Diskothek, fuchtelte wild mit den Armen herum und redete gleichzeitig laut auf alle Beteiligten ein. Ein Teil der hauseigenen Security hatte die Tanzfläche geräumt, wodurch sich ein Kreis von

Gaffern um die Geschehnisse herum gebildet hatte. Die anderen Sicherheitsleute waren besorgt über die verletzten Besucher gebeugt.

„Verdammtter Mist!“, schrie der Geschäftsführer, während er immer aufgebrachter hin und her lief. „John! Wer hat mit dem Streit hier angefangen?“, rief er nun einem seiner Mitarbeiter zu und hieb dem völlig Unbeteiligten dabei wütend in die Seite, so dass der erschrocken zusammenzuckte.

„Keine Ahnung, Chef!“, stammelte der Angestellte und half dem mit der geschundenen Nase hoch. „He, Thomas, das bist ja du.“

Der Angesprochene raffte sich hoch und heulte wie ein Kind. „John! Gott sei Dank. Dieses Weib ist irre! Wir wollten denen nur einen Drink bestellen.“ Er zog ein Taschentuch hervor und wischte sich das Blut ab.

„Thomas?“ Der Inhaber rastete schier aus, sprang zu dem Verletzten und dann zurück zu unserer Gruppe und packte, vor Wut schäumend, einen von Jennifers Leibgarde am Kragen, der dies vollkommen ruhig geschehen ließ. „Das ist einer unserer treuesten Stammgäste, Sie Vollidiot!“ Er hatte bereits wieder losgelassen und brüllte nun, einem anderen seiner Mitarbeiter zugewandt: „Rudi, ruf bei der Polizei an! Und ihr“, er deutete drohend mit dem Zeigefinger auf seine Security, „schafft diese Bande hier sofort raus und in mein Büro!“

So aufgebracht wie jetzt hatte ich meine Ramona noch nie erlebt. Sie tobte und gestikulierte im Büro des Diskothekenbesitzers wie eine Wilde. Jennifer stand wie unter Schock, sagte kein Wort, während einer ihrer Begleiter auf Englisch sanft auf sie einredete. Der zweite Hüne stand bewegungslos mit verschränkten Armen da und verzog keine Miene.

„Ruhe jetzt!“, schrie der Inhaber, und: „John, bring diese Verrückte endlich zum Schweigen!“

„Verrückte! Ich gebe Ihnen gleich eine Verrückte. Und du, Bürschchen“, sie fauchte den völlig perplexen besagten John an, „wage es bloß nicht, mir auch nur in die Nähe zu kommen! Ich kratz dir die Augen aus.“

Das war nun selbst mir zu viel. Ich nahm Ramona in den Arm und drückte ihren Kopf an meine Schulter. „Mann, Schatz! Was

ist denn los? So kenn ich dich gar nicht! Worum geht es hier eigentlich?“

Sie fing an zu weinen und antwortete schluchzend: „Diese beiden Typen haben uns auf der Tanzfläche auf gemeinste Art und Weise belästigt und angemacht. Sie ließen uns keine Ruhe. Und als mir der eine sogar an den Hintern gefasst hat, hab ich ihm eben eine auf die Nase gehauen. Das war ein reiner Reflex.“

Mächtiger Stolz glühte in mir auf, auch wenn ich mir dies natürlich nicht anmerken ließ. „Das warst du? Und der andere Typ?“

„Na ja, Jennifers Bodyguards haben dann sofort eingegriffen, und so kam eben eins zum anderen.“ Ich schmunzelte innerlich.

Ein Clubangestellter kam herein und flüsterte seinem Chef etwas ins Ohr, worauf dieser sich weitgehend beruhigte. „Sie haben Glück. Die Nase scheint nicht gebrochen, und die beiden möchten keine Anzeige erstatten. Verschwinden Sie jetzt! Alle fünf! Und ich möchte keinen von Ihnen hier jemals wiedersehen. Und raus jetzt!“

Draußen angekommen, atmete ich tief durch. Die frische Luft tat gut. Erst jetzt fiel mir auf, wie stark meine Beine zitterten. Ich durchforstete meine Jacke nach einer Zigarettenspackung, fand aber keine. Auch gut, dachte ich. Ramona, die sich dicht an mich geschmiegt hatte und immer noch vor Aufregung keuchte, würde das Gequalme eh nicht gefallen.

Jennifer stand ein wenig abseits bei ihren Bewachern und unterhielt sich ruhig mit ihnen. Einer ihrer Männer griff daraufhin zum Telefon. Dann kam sie zu uns. „Wir haben die Limousine herbestellt. Sie sollte in fünf Minuten hier sein. Kann ich euch irgendwo absetzen?“

„Danke, wir haben es nicht weit“, antwortete ich.

„Sorry dafür, dass ich dir den Abend versaut habe. Du musst nun ja einen schönen Eindruck von uns Deutschen haben“, meinte Ramona.

„Oh nein. Das war sehr mutig von dir und vollkommen richtig. Solche Typen glauben immer, dass sie sich alles erlauben können. Ich danke dir.“

Ramona schniefte und lächelte ein wenig. „Okay. Falls du noch ein paar Tage hier bist, zeige ich dir gerne die Sehenswürdigkeiten von Berlin.“

„Darauf komme ich gerne zurück, Ramona.“ Jennifer kramte ein leeres Stück Papier und einen Kugelschreiber aus ihrer Handtasche, kritzelte eine Telefonnummer darauf und reichte es Ramona.

Das große weiße Auto kam lautlos heran und hielt direkt neben Jennifer. Der Fahrer stieg aus, öffnete eine der hinteren Türen und wartete. Jennifer gab mir höflich die Hand und umarmte Ramona herzlich.

„Gute Nacht“, erwiderten wir beide im Chor, worauf sie und ihre Mitarbeiter einstiegen und abfuhren. Wir winkten noch eine Zeit lang hinter ihr her und bestiegen dann eines der vielen Taxis, die gleich neben der Diskothek auf Gäste warteten.

Was für eine Nacht, dachte ich und blickte aus dem Seitenfenster. Gerade als wir losfuhren, huschte ein Mann ins Taxi hinter uns.

Sein Haar war hellblond.

Überlegungen

Es war nach zwei, als wir bei unserer Wohnung ankamen. Ich bezahlte den Fahrer, half Ramona beim Aussteigen, dann standen wir einen Moment alleine vor unserer Haustür. Der Vollmond schien hell auf uns herab, und sein weißes Licht mischte sich mit dem Orange der Laterne. Ein eiskalter Wind blies die leere Straße entlang und ließ mich frösteln. Ich schaute mich um.

„Kommst du nicht? Mir ist kalt“, sagte Ramona.

„Moment noch.“

„Nee. Jetzt mach schon.“ Sie zog mich am Ärmel. „Auf was wartest du denn?“

„Ich schaue, ob uns jemand mit einem Taxi gefolgt ist.“

„Wer sollte uns denn folgen? Manu, ich bin todmüde und springe heute Nacht nicht mehr allzu gut auf deine Späße an.“

„Ja gut, ist schon okay“, antwortete ich und drehte mich noch ein letztes Mal um in Richtung Straße.

Beim Treppensteigen schilderte ich ihr dennoch kurz, was ich vor dem Eklat im Club beobachtet hatte. Als ich gerade erzählen wollte, dass ausgerechnet dieser seltsame Typ hinter uns in ein Taxi eingestiegen war, erreichten wir den zweiten Stock. Ein Mann im weißen Hemd und dunkler Anzughose stand vor der dortigen Wohnungstür und rauchte.

„He, qualmen ist hier im Haus verboten“, raunzte Ramona ihn sofort an, was diesen aber nicht im Geringsten zu beeindrucken schien. „Verstehen Sie kein Deutsch? R-a-u-c-h-e-n verboten!“, betonte sie noch einmal überdeutlich.

Er würdigte meine Freundin keines Blickes, tat einen letzten großen Zug, warf dann die Kippe auf den Boden und trat sie aus. „He, Mann. Du solltest deinem Weib einmal beibringen, was Respekt ist. Sie braucht, wie es mir scheint, wohl ab und zu eine kräftige Tracht Prügel“, sagte er in perfektem Hochdeutsch.

„Ah! Logisch. So behandelt man ja die Frauen in dem Land, aus dem du kommst, nicht wahr?“ Ramona war fuchsteufelswild.

„Mir war gar nicht klar, dass ich mit deinem Weib per Du bin. Und in dem Land, aus dem ich komme, Iran übrigens, ist man freundlich zu seinen Nachbarn oder zumindest höflich“, erklärte er mir zugewandt.

„Hm. Ja, wir hatten einen schlimmen Abend und ...“

„Höfliche Nachbarn stellen sich in unserem Land vor, wenn sie einziehen, und beachten allgemeingültige Regeln“, unterbrach mich Ramona mit viel zu lauter Stimme. „Und Gäste unseres Landes sollten die Gesetze hier kennen. Zum Beispiel und vor allem das zum Thema Gleichberechtigung von Mann und Frau oder alles was mit häuslicher Gewalt zu tun hat.“

Der Iraner grinste mich spöttisch an, drehte sich wortlos um und trat zurück in seine Wohnung. Bevor er die Türe schloss, blickte er sich jedoch noch einmal kurz um und lachte laut auf.

Ramona stand einige Sekunden nur da wie ein begossener Pudel, bis sie sagte: „Na, vielen Dank für deine großartige Unterstützung, du Held.“ Dann stiefelte sie schnellen Schrittes die letzte Treppe zu unserer Wohnung hoch.

Was für eine Nacht, dachte ich noch einmal, bevor ich ihr kleinlaut folgte.

Mit offenen Augen lagen wir eine halbe Stunde später im Dunkeln nebeneinander im Bett. Ich betrachtete die Umrisse unserer Zimmerpflanzen, deren Schatten das Mondlicht an die Wände geworfen hatte.

„Tut es dir wenigstens leid?“, fragte Ramona plötzlich.

„Was meinst du? Dass ich dem Nachbarn nicht an die Gurgel gegangen bin?“

„Du weißt genau, was ich meine. Du hättest mich gegenüber diesem Macho verteidigen müssen!“

„Ramona, können wir darüber bitte morgen sprechen? Mir gehen so viele andere Dinge durch den Kopf. Ich habe jetzt einfach keinen Bock auf solch sinnlose Diskussionen mitten in der Nacht. Und das weißt du ganz genau.“

„Ja, klar. Alles andere ist immer wichtiger. Nur ich bin jeweils das Schlusslicht.“

Ich ballte die Fäuste unter der Decke.

„Na, dann denk mal weiter nach, über deine wichtigen Dinge. Gute Nacht!“, schloss sie wütend und drehte sich in die mir entgegengesetzte Richtung, nicht ohne unsere Zudecke mit einem kräftigen Ruck auf ihre Seite zu reißen.

Ich konnte natürlich nicht einschlafen. Immer wieder ging ich die Ereignisse der letzten Zeit in Gedanken durch. Versuchte einen Zusammenhang zu finden, zu verstehen, was dies alles bedeutete.

„Glaubst du eigentlich an Gott?“, fragte ich.

Es raschelte neben mir, als Ramona sich zu mir umdrehte. „Wie kommst du jetzt da drauf?“

„Wir haben uns darüber noch nie unterhalten. Drei Jahre sind wir zusammen, und ich habe keine Ahnung, an was du glaubst oder eben nicht glaubst.“

„Ich denke schon, dass es da was gibt. Es wäre ja schlimm, wenn nach dem Sterben nichts folgte. Unvorstellbar.“ Ihre Augen funkelten im Mondschein. „Und dass ich Kirchensteuer bezahle, weißt du ja. Denn schließlich will ich ja in Weiß heiraten.“ Sie kicherte.

Dazu genügte sicher eine Spende, so wie ich die Pfarrer kenne, dachte ich, sagte aber: „Ein Leben nach dem Tod kann ich mir beim besten Willen nicht vorstellen. Ich möchte einfach nur einschlafen, wenn es so weit ist, und dann nie wieder aufwachen. Ein unendliches Leben im Paradies unter Gottes Aufsicht? Nein danke.“

„Na, als wenn du auch ins Paradies kommen würdest! Ich schätze, das wird schon ein paar Stockwerke tiefer sein.“

„Welchen Sinn sollte ein Gott machen, der diesen Wahnsinn auf der Welt so zulässt, wie er ist? Als Antwort kommt von der Kirche immer ein: ‚Er lässt die Menschen eben tun.‘ Nur, warum sollten wir dann beten? Ist Gott vielleicht nur ein Konstrukt der Kirche, um deren Existenz zu berechtigen?“

Das Licht der Nachttischlampe ging an. Ramona hatte sich aufgerichtet. „Meine Güte, neben mir liegt ein Philosoph“, spottete sie. „Die Kirche ist doch ein wichtiges Stützbein unserer Gesellschaft. Sie bezahlt neben den Pfarreien schließlich auch Kindergärten, Schulen, Klöster, muss die ganzen Gebäude in Schuss halten und spendet Trost.“

„Ich las mal irgendwo, dass der Diakonie und sozialen Zwecken gerade mal fünf bis sechs Prozent der Kirchensteuer zugutekommen. Den Rest verbraucht die Kirche für die Verwaltung ihrer selbst.“

„Das werde ich morgen mal googlen. Du behauptest immer dann etwas, wenn ich es nicht nachprüfen kann. Außerdem wird niemand gezwungen, Kirchensteuern zu zahlen. Man ist schließlich freiwillig in der Kirche.“

„Ja, mach das. Komischerweise lese ich so was nie bei euch auf der ersten Seite, in den sonst für jeden Schmarrn üblichen

fetten Lettern. Aber klar, die besitzen eben auch eine gewaltige Lobby.“

„Für die BILD gibt es keine Tabuthemen! Gäbe es für deine Behauptungen Fakten und wäre es für die Allgemeinheit von Interesse, würden wir auch darüber berichten“, meinte sie verärgert.

„Okay. Nehmen wir mal an, auch nur die Hälfte des Geldes ginge an die Kirche selbst, dann sind dies immer noch viele Milliarden, die denen, die das Geld benötigen, fehlen.“

„Das ist doch Quatsch! Ohne die Kirchen käme wahrscheinlich überhaupt kein Geld für soziale Zwecke von den Leuten, und dann könnte auch nichts verteilt werden.“

„Dann würde es eben der Staat machen. Und das Wort ‚freiwillig‘ ist auch so eine Sache. Schließlich sind die Leute automatisch Mitglied der Kirche und müssen aktiv austreten. Wäre das anders, würde sicher kaum jemand eintreten und entsprechende Kirchensteuer bezahlen.“

„Kirchensteuer gibt es nur in Deutschland und der Schweiz“, konterte sie. „In allen anderen Ländern funktioniert es eben doch auf freiwilliger Basis.“

Da hatte sie recht, und so wechselte ich die Argumentationsstrategie. „Gut, dennoch: Letztendlich ist die Kirche nur ein Unternehmen wie jedes andere. Nein, ich korrigiere mich: nicht wie jedes andere. Nehmen wir mal den Vatikan. Die können dort schalten und walten, wie es ihnen beliebt. Und die Steuervorteile lasse ich nun mal komplett außer Acht. Wo sonst in Europa gibt es denn noch etwas Vergleichbares?“

„Zum Beispiel mitten in Frankreich, mein Lieber. Genannt auch Monaco. Ebenfalls ein absoluter Staat. Und deren Gründer waren nicht gerade zimperlich.“

Sie machte mich kirre. Seit ich sie kenne, hatte sie immer auf all meine Argumente eine Gegenargumentation, die mir jeweils die Luft aus den Segeln nahm.

„Aber nun mal im Ernst. Was soll das alles mitten in der Nacht?“, fragte sie, während sie näher an mich rückte und die Decke neu ordnete und damit gerechter verteilte.

„Ich mache mir einfach Gedanken, Ramona. Ein neuer Papst wird gewählt, der seinem Arbeitgeber nicht gerade loyal gegenübersteht. Gerade als er Veränderungen ankündigt, gibt es einen Anschlag. Versucht hier vielleicht jemand, gewaltsam Reformen innerhalb der katholischen Kirche durchzusetzen? Was, wenn

diese Leute mit dem Anschlag zu tun haben? Und da ist noch etwas.“ Ich rückte ein wenig zurück, um Ramonas Gesicht ohne Lesebrille besser sehen zu können. „Warum Bamberg? Warum nicht München, Berlin, Köln, Dresden, Hamburg? Nein, der Anschlag wurde ausgerechnet in Bamberg verübt. In einer erzkatholischen Stadt. Ziel dort war aber nicht der Dom oder ein Touristentreffpunkt. Nein, die Opfer waren die Ärmsten der Armen.“

Ramona hörte mir ruhig zu. Dann drehte sie sich wieder auf den Rücken und sagte: „Du hast recht. Vielleicht steckt tatsächlich etwas vollkommen anderes dahinter als die vermeintliche Rache islamistischer Terroristen an der US-Armee. Ich spreche gleich am Dienstag mal mit meinem Chef. Ist das okay für dich?“

„Ja, sicher. Auch wenn ich immer über eure Zeitung lache. Im Endeffekt hätten in Deutschland nur BILD oder STERN den nötigen Rückhalt für eine solch gewaltige Story.“

„Aber jetzt komm erst mal her.“ Ramona schmiegte sich an mich. Ihr Körper war so schön warm und duftete nach feiner Creme. Sie berührte sanft meine Lippen, strich dann an meinem Körper entlang bis zu den Lenden, was mich blitzartig erregte. Dann fuhr ihre rechte Hand in meine Shorts, und sie flüsterte mir dabei ins Ohr: „Ich möchte jetzt nicht mehr über Kirchen reden, sondern viel lieber deinen göttlichen Segen empfangen. Ganz tief in mir.“

Karfreitag

Ich hatte so wunderbar geschlafen.

Wie neugeboren fühlte ich mich, voller Kraft und erquickt. Ramona war noch tief im Schlummer versunken und hatte ihr Kuschelkissen im Arm. Als ich sie so betrachtete, im gelben Licht der durchs Fenster scheinenden Morgensonne, wurde mir ganz warm ums Herz. Wie schön sie aussieht, dachte ich, wie zart und zerbrechlich. Und wie wild sie im wahren Leben ist.

Ich ließ sie weiterschlafen und schlich leise ins Bad, um mich frisch zu machen. Anschließend kochte ich in der Wohnküche einen Kaffee, röstete Toast, briet drei Eier mit Speck und piff dabei Musik aus dem Radio nach. Wie köstlich das Essen duftete!

Ich ließ es mir gut schmecken.

Als ich nach dem Essen das Geschirr in die Spülmaschine räumte, präsentierte der Radiosender gerade die Sieben-Uhr-Nachrichten und begann mit einer Mitteilung, die mir sofort auf-fiel.

„Rom, Vatikanstadt. Wie der Pressesaal des Heiligen Stuhls heute noch einmal bestätigte, wird Papst Innozenz der Vierzehnte am heiligen Ostersonntag, also übermorgen, neben seinem Segen ‚Urbi et Orbi‘ in seiner Osteransprache auch ein ihm besonders am Herz liegendes Thema ansprechen. Bereits seit Wochen gibt es hierzu die kontroversesten Diskussionen und Spekulationen. Allgemein wird erwartet, dass er das Verhütungsverbot lockern möchte.“ Ein leises Räuspern, dann fuhr der Sprecher fort: „Papst Innozenz, der als Milan van Onberispeljik in Südafrika geboren wurde, dort auch überwiegend lebte und in der Kirche wirkte, war schon immer ein bekannter Fürsprecher von Reformen in Bezug auf die Geburtenkontrolle. Innerhalb der katholischen Kirche stieß er damit auf heftigen Widerstand, konnte letztendlich aber dennoch die Spitze des Vatikans erklimmen. So warten nun Millionen Menschen gespannt auf ...“

Der Sprecher tönnte mit ziemlich unprofessionell wirkendem Heroismus in der Stimme. „Neutralität ist etwas anderes“, dachte ich laut und schaltete das Gerät aus.

Ramona schlich, nur mit einem T-Shirt bekleidet, schlaftrunken und mit zerwühltem Haar in den Raum, gab mir einen schnellen Kuss, um dann weiter ins Bad zu schlurfen. Natürlich nicht ohne sich meine noch halb volle Kaffeetasse geschnappt zu haben.

„Was machen wir heute an Karfreitag?“, rief ich Richtung Badezimmer, während ich mir Bohnen mahlte und einen neuen Kaffee brühte. Als Antwort erhielt ich das Geräusch einer anlaufenden Dusche. „Na dann nicht.“

„Was sagst du?“, klang es nun aus dem Bad. „Ich kann dich absolut nicht hören! Komm halt mal her.“

Mit frischem Kaffee bewaffnet, tapste ich kurz danach brav zu ihr. „Ich wollte nur wissen, was wir heute machen. Feiertag!“

Sie schlüpfte aus der Dusche, nur mit einem Handtuch um den Kopf gebunden, und ihre wundervollen Brüste bewegten sich dabei weich. Sofort stellte sich bei mir dieses Kribbeln im Lendenbereich wieder ein.

„Hm, stimmt. Wir könnten mal Simone und Patrick fragen, was die heute vorhaben. Mal wieder ins Kino oder so?“

„Eigentlich eine gute Idee. Sind die denn grad zusammen?“

Unsere Freunde waren bekannt dafür, einen ständigen und nervigen Dauerkrieg gegeneinander zu führen, konnten aber irgendwie auch nicht ohne einander.

Ramona kicherte. „He! Ich darf dich erinnern: Unsere besten Freunde sind verheiratet! Ich finde, es macht immer total Spaß mit denen. Ich liebe Fremdschämen!“ Sie reichte mir das Handtuch und fuhr mit säuselnder Stimme fort. „Reibst du mir mal den Rücken ab?“

Natürlich. Ich betrachtete dabei ihren Nacken und die dort wachsenden feinen Härchen. Mein Blick glitt weiter zu ihrer schmalen Taille, dann weiter zu ihrem Steißbein und dem dort ebenfalls vorhandenen feinen Flaum, der mich immer ganz verrückt machte. Ich berührte mit meinen Lippen sanft ihren Hals, knabberte ein wenig an ihrer Haut, was sie mit einem Schnurren beantwortete. Meine Hand fuhr über ihren Hintern.

„Hm“, machte sie und drehte sich zu mir um, streichelte mein Gesicht und küsste mich nun wild und leidenschaftlich.

Tatsächlich hatten die Simone und Patrick sofort zugesagt, und so traf man sich bereits eine Stunde später zum Plausch und Cappuccino im *Flop Café* in Wedding.

„Stellt euch vor, was Patrick gestern Abend wieder mal für einen Kracher losgelassen hat“, meinte die heftig gestikulierende Simone, während ihrem Mann sichtlich Böses schwante und er seine Lippen schon mal vorsichtshalber eng zusammenpresste.

Ramona sah erst mich, dann Simone erwartungsvoll und mit einem gewissen Leuchten in den Augen an. Ihr Mund war leicht geöffnet und bewegte sich etwas. Ich konnte ihre Gedanken praktisch hören: Ja! Gleich geht's los, gleich geht's los! Sie heuchelte aber ein: „Ja, was denn? Erzähl!“

Simone schloss die Augen, griff sich theatralisch an die Stirn und fuhr fort: „Okay. Ihr kennt meine Eltern? Etikette, sag ich nur! Wir saßen also beim Mittagessen, wir waren eingeladen, müsst ihr wissen, und plötzlich lässt dieses Ferkel doch tatsächlich einen fahren! Und anstatt sich zu entschuldigen, meint er doch glatt zu mir gewandt, dass mir dieses Malheur doch nun ständig widerfahre, seit ich schwanger sei.“

Ramona, die gerade einen Schluck Kaffee getrunken hatte, prustete diesen über den gesamten Tisch, bekleckerte aber zum Glück niemanden, griff dann keuchend zu einer Serviette und hielt diese vor ihren Mund, lachte dabei aber unaufhörlich weiter.

„Schätzchen, lach nicht! Das Beste kommt ja noch. Nicht, dass diese Unverschämtheit schon genug gewesen wäre. Meine Eltern wussten bis dahin nämlich gar nichts von meiner Schwangerschaft! Könnt ihr euch die Gesichter vorstellen?“

Nun konnte auch ich mich nicht mehr zurückhalten und brüllte los, bis mir die Tränen kamen. Simone hingegen blickte vollkommen echauffiert in die Runde und konnte sich beim besten Willen nicht erklären, was wir daran so lustig fanden.

Patrick war ebenfalls nicht nach Lachen zumute. Vollkommen ernst stellte er klar: „Leute! Simone erzählt mal wieder vollkommenen Unsinn! Mein Stuhl ist auf dem dämlichen Linoleum herumgerutscht, und das hat so ein, ja, eben peinliches Geräusch erzeugt.“

„Ach, und den dazu passenden Geruch auch gleich, oder was?“ Simone war außer sich.

„Der passende Geruch, wie du es nennst, kam von der grausamen Kohlsuppe deiner Mutter!“

„Kohlsuppe? Die gab es erst viel später! Aber du merkst dir ja sowieso nie was!“

„Das sagt die Richtige! Nämlich die, die vergisst, ihrer eigenen Mutter zu erzählen, dass diese in nicht allzu ferner Zukunft Oma wird!“

„Das habe ich überhaupt gar nicht vergessen!“, warf sie ein und stemmte dabei ihre Hände in die Hüften. „Ich wollte nur den passenden Augenblick abwarten. Aber nein, das muss ja mein Göttergatte wieder mal versauen! Außerdem sind es noch sechs Monate!“

Ramonas Glück war kaum noch zu toppen. Sie grinste und frohlockte ganz unverhohlen und goss wie immer auch noch Öl ins Feuer. „Oh oh, Patrick! Du trittst aber wirklich auch in alle Fettnäpfchen.“

Der Angesprochene war ganz offensichtlich kurz vor dem Platzen. So versuchte ich zu schlichten und die Lage ein wenig zu entspannen. „Sagt mal, um das Thema zu wechseln, was haltet ihr denn von dem neuen Papst und seiner Ankündigung?“

So leicht ließ Simone sich aber nicht stoppen. „Papst, Papst. Da brauchst du jetzt gar nicht ablenken, Manuel. Ich ...“

Weiter kam sie nicht, denn ihr Mann unterbrach sie nun: „Jetzt ist aber mal genug! Klappe halten!“, protestierte er ziemlich lautstark und wandte sich dann in einem sehr viel ruhigeren Ton an mich: „Gute Frage, Manu, ich denke, er wird sich outen. Haha!“ Nun lachte er schallend auf, blitzartig die Stimmung wechselnd, was seiner Frau wiederum gar nicht gefiel. „Über den Papst macht man sich nicht lustig! Das ist gar nicht witzig!“

„Finde ich schon“, konterte der Angeklagte kichernd. „Stellt euch das mal nur vor. ‚Ich bin schwul, und das ist auch gut so. Amen!‘ Haha!“

Die Vorstellung amüsierte mich, und so konnte ich mir ein Grinsen zumindest nicht verkneifen.

„Jaja. Haltet ihr nur wieder zusammen. Ramona! Sag doch auch mal was.“

„Zum Papst oder zum Pupser?“ Meine Freundin grölte vor Lachen und steckte uns nun alle endgültig an, sodass der Ober mit bösen Blicken zu uns hersah. Wir prosteten uns mit den Kaffeetassen zu.

„Na ja“, begann Patrick, als wir uns alle einigermaßen beruhigt hatten. „Ich finde ihn schon sehr mutig. Es könnte ja alles Mögliche sein. Zölibat, Ehescheidung, Frauenordination und und und.“

Immerhin gilt immer noch die Unfehlbarkeit des Papstes! Er kann sagen, was immer er möchte. Und es wäre quasi das Wort Gottes.“

„Christi“, unterbrach Ramona.

„Gut, dann eben Christi. Wie auch immer. Eigentlich müsste alles, was er verändern möchte, egal, was auch immer es ist, sofort und ohne Murren von der Kirche umgesetzt werden.“

„Genau darüber haben Ramona und ich erst gestern Abend auch diskutiert!“, sagte ich. „Ich meinte noch, dass der Papst innerhalb des Vatikans und der katholischen Kirche theoretisch alles verändern könnte, was er nur wollte.“

„Wenn man ihn denn lässt!“, führte Patrick meinen Satz weiter. „Er wäre sicher nicht der erste Papst, der geplante Reformen, ja, sagen wir mal vorsichtig, nicht mehr umsetzen konnte.“

„Du meinst, er könnte ermordet werden!“ Simone war entsetzt.

„Nein, natürlich nicht ermordet. Aber eben mundtot gemacht werden. Überlegt mal, welche enormen Auswirkungen eine auch nur noch so winzige Veränderung innerhalb der Kirche haben könnte.“

„Zum Beispiel, wenn plötzlich lauter weibliche Bischöfe in schicken liturgischen Gewändern den Petersdom umgestalten würden“, sagte Ramona lachend.

„Lach nur, meine Liebe, aber ich prophezeie euch, dass am Sonntag rein gar nichts Weltbewegendes verkündet wird. Weil eben ein Papst zwar theoretisch das Sagen hat, praktisch aber nur das Sprachrohr einer immensen Lobby ist, die Reformen so fürchtet wie der Teufel das Weihwasser.“

„In welchen Film gehen wir eigentlich?“ Wir alle starteten Simone an. Ramona verdrehte die Augen.

Ins Kino gingen wir nicht. Das Wetter punktete nämlich mit einer überraschend milden Temperatur. Fast zwanzig Grad waren es, und die Sonne schien bereits mit verblüffender Kraft. Die Bäume waren grün, und überall in der Stadt blühten Blumen in den schönsten Farben.

Zu viert, die beiden Frauen vorausschlendernd, spazierten wir durch den Volkspark, immer wieder irgendwelchen Fahrradfahrern und Inlineskatern ausweichend. Ramona erzählte Simone wohl gerade von Jennifer, denn mehrmals meinte ich das Wort ‚Manolos‘ zu hören, als Patrick mich anstieß. „He, schau mal da

drüben. Siehst du die Schwarze? Ah, wie sehr ich diese Frauen liebe. Was für eine Haut!“

Ich schüttelte den Kopf. „Patrick! Da bist du erst knapp zwei Jahre verheiratet, und du denkst nur an andere Weiber.“

„Na hör mal! Du willst mir doch nicht sagen, dass du nie mal einem anderen Rock hinterherschaut und dabei überlegst, wie die wohl im Bett wäre.“

„Nein, absolut nicht“, log ich.

„Du warst eben schon immer ein Heuchler, mein Freund. Die Damen, die du in der Zeit, in der ich dich nun kenne, vernascht hast, könnte ich nicht mal an allen Fingern und Zehen zusammen aufzählen.“

„Na hör mal, jetzt übertreibst du. Denk mal an Bettina, mit ihr war ich fünf Jahre zusammen, und nie hätte ich auch nur im Entferntesten daran gedacht, sie zu betrügen.“

„Das kannst du ja gerne deinem Frisör erzählen, mir aber nicht!“

„Ach, ist ja auch egal. Ich liebe meinen kleinen Rotschopf wirklich, und ich finde deine Sprüche einfach nicht fair Simone gegenüber. Sie ist eine gute Seele.“

Ich drehte mich noch einmal zu der Frau mit der dunklen Haut um. Sie war tatsächlich sehr schön, das musste ich zugeben. Und, klar stellte ich mir in diesem Moment ihren nackten Körper vor. Aber das musste Patrick ja nicht unbedingt wissen. Sie war Teil einer Gruppe von vielleicht dreißig Menschen, die alle tiefschwarze Haut hatten. Schöne Menschen, schlank und mit erhabenen Gesichtern. Sicher wieder Flüchtlinge aus Afrika, dachte ich. Sie saßen auf Decken, plauderten und aßen verschiedene Speisen, die sie in bunten Körben mitgebracht hatten. Ihre Kleidung war einfach, aber gepflegt.

Patrick bemerkte meine Blicke und sagte: „Die werden immer mehr, was? Ich habe gelesen, dass alleine in Berlin heute schon über zweihunderttausend Asylanten aus Syrien leben. Und meine Geschäftspartner in Tunis berichteten vorgestern, dass sich in Nordafrika Millionen auf den Weg nach Europa machen. Wegen dieser Dürre und der damit verbundenen Hungersnot dort, du weißt schon. Wenn die alle erst mal übers Meer kommen ... Wer sollte sie aufhalten? Die überrollen uns einfach. Ein unendlicher Zug von Menschen, die nichts mehr zu verlieren haben.“

Stumm gingen wir weiter. Ja, auch ich hatte so etwas gehört, und die Zustände in Nordafrika waren schon Thema in Ramonas Redaktion gewesen, wurden dann aber von den aktuellen Ereignissen rund um den Anschlag und nun wegen der bevorstehenden besonderen Osteransprache des Papstes verdrängt.

Unser gemeinsamer Ausflug endete abrupt, als Ramona am Rande des Parks erfreut aufschrie. „He! Schaut mal, da steht doch die Limousine von Jennifer! Und, ja, sie steht direkt davor.“ Kaum gesagt, war sie auch schon zu dem am Straßenrand parkenden Wagen unterwegs, Simone im Schlepptau. „Jennifer!“, rief sie heftig winkend schon auf halbem Weg. Gemäßigten Schrittes folgten wir den beiden.

„Wer ist denn Jennifer? Wow, die sieht ja super aus!“ Patrick war ganz aus dem Häuschen.

„Ach, eine Amerikanerin, die wir gestern im *Babylon* kennengelernt haben. Stimmt, das hatte ich dir ja noch gar nicht erzählt! Auch das von der Schlägerei und dem ganzen Ärger nicht.“

„Schlägerei? Ärger?“ Patrick konnte nicht fassen, diese Worte im Zusammenhang mit meiner Person zu hören. Aber da waren wir auch schon bei Jennifers Wagen angekommen. „Ich erzähle es dir später.“

Ramona hatte Simone wohl bereits als ihre Freundin vorgestellt, denn die drei Frauen unterhielten sich lebhaft über Jennifers Schuhe. „Irgendwann werde ich mir die auch mal leisten“, hörte ich meine Freundin gerade sagen, als nun auch die beiden Bodyguards aus dem Wagen ausstiegen. Auch heute stumm wie Fische.

„Hallo Jennifer!“, begrüßte ich die Amerikanerin und stellte Patrick vor.

„Sehr erfreut, Patrick.“ Sie gaben einander die Hand, dann sagte die Amerikanerin zu mir: „Manuel, wie geht es dir? Du kommst gerade recht. Wo könnte ich heute Abend mit Geschäftsfreunden so richtig gut essen gehen? Ich kenne mich in Berlin ja leider nicht aus. Hast du vielleicht einen Tipp?“

Ich überlegte kurz. „Das *Lorenz Adlon Esszimmer* hat, soweit ich weiß, zwei Michelin Sterne und gehört zum Besten, was Berlin zu bieten hat.“ Ich ergänzte verlegen: „Aber ich selbst war da natürlich noch nie drin.“

„Oh ja“, bestätigte Ramona, „das soll wirklich sagenhaft gut sein.“

„Okay, dann probiere ich das aus.“

„Ich denke aber nicht, dass man dort so kurzfristig einen Tisch bekommt“, gab ich zu bedenken.

„Oh, doch. Da habe ich keine Bedenken.“ Jennifer lachte freundlich. „Sagt mal, hättet ihr nicht Lust, mir kommende Woche den Reichstag und andere Sehenswürdigkeiten von eurer schönen Stadt zu zeigen? Vielleicht am Dienstag oder Donnerstag? Ich fliege ja leider am Freitag schon zurück in die USA.“

„Das ist eine tolle Idee!“ Ramona war begeistert. „Im Reichstag war ich selbst auch schon lange nicht mehr und du sogar noch nie, gell, Manuel?“

„Ja, klar. Warum nicht? Es wäre uns eine Ehre“, sagte ich und verbeugte mich spielerisch wie ein Gentleman. Jennifer lachte auf und streckte mir die Hand entgegen. „Nun, dann aber auch einen Handkuss bitte!“, scherzte sie, was Ramona mir gegenüber mit einem säuerlichen Lächeln quittierte.

„He, Süße“, Jennifer meinte Ramona, „meine Telefonnummer hast du noch, oder?“

Ramona bestätigte dies, und so verabschiedeten wir sie mit dem Versprechen, uns bald als Touristenführer zu versuchen.

„Ihr kennt ja Leute“, meinte Simone ganz erstaunt, als Jennifer abgefahren war. „Das ist doch noch ein Kind, und schon wird sie im Luxuswagen chauffiert und von einer Leibgarde bewacht“, echauffierte sie sich und imitierte die Amerikanerin: „Und wir gehen natürlich nur ins Sterne-Restaurant essen!“

„Sie ist über zwanzig, und nur, weil sie oder ihre Eltern reich sind, muss sie ja nicht gleich unsympathisch sein“, konterte Ramona. „Ich jedenfalls finde sie total nett und so schön entspannt.“

„Ja, klar Schätzchen, weil sie Manolos trägt! Ach du meine Güte.“ Simone wackelte mit den Armen und spielte dabei eine Dame von Welt.

„Also, ich habe jetzt mächtig Hunger. Lasst uns bei McDonalds einen schönen fetten Burger essen“, unterbrach Patrick.

„Von wegen Burger! Du bist viel zu dick, mein Bester. Deswegen gibt es heute Salat, und den von mir höchstpersönlich in unserer Küche zubereitet. Abmarsch!“

Ein paar Bussis hier, ein paar da, und weg waren sie.

„Sind die beiden nicht der Kracher?“ Ramona atmete tief durch. „Ach, und ist das heute ein herrliches Wetter! Lass uns zum kleinen See dort hinten laufen und uns ein wenig in die Sonne legen. Ein wenig Farbe könnte ich gut gebrauchen. Du übrigens auch. Sag mal, hast du dich heute gar nicht rasiert?“ Sie fuhr mit der Hand über mein Kinn. „Hm. Das ist männlich. Das mag ich. Wie wäre es mal wieder mit einem Dreitagebart?“

„Meinst du? Dann meckerst du nur wieder herum, dass ich kratze. Vielleicht im nächsten Urlaub.“

„Ach was. Das steht dir unheimlich gut, finde ich.“ Sie hob den Zeigefinger und riss die Augen weit auf. „Mensch, ich habe eine viel bessere Idee! Wir fahren bis Sonntag ans Meer! An die Ostsee. In unseren kleinen Gasthof bei Ueckermünde.“

„Dort wo wir das erste Mal ...?“ Ich stockte.

Beim Gedanken an diese Tage damals lachte mein Herz auf. Nach dem Konzert von Randy Newman waren wir zwar sofort zusammen gewesen, wollten uns die erste Nacht aber bis zu einem ganz besonderen Abend aufsparen. So fuhren wir am Wochenende darauf einfach los Richtung Ostsee, um in genau dieser kleinen Pension ein paar Tage zu wohnen und uns erstmals zu lieben. Wie waren wir eigentlich auf diese Unterkunft gekommen? Waren wir damals einfach losgefahren und hatten die nächstbeste Unterkunft genommen? Ich erinnerte mich nicht mehr. Egal.

Ich lachte. „Das ist zwar etwas arg kurzfristig, aber auch eine prima Idee. In nicht mal zwei Stunden könnten wir dort sein.“

„Mensch, das machen wir. Ich suche die Nummer raus und frage, ob etwas frei ist.“

„Und wenn nicht, gehen wir einfach in ein anderes Hotel.“

„Genau. Komm, lass uns schnell nach Hause und packen.“

Gesagt, getan. Und tatsächlich meinte die Hotelwirtin am Telefon, es sei genau noch ein Zimmer frei. Wir rafften schnell das Nötigste zusammen, fuhren sofort los und kamen bereits gegen vierzehn Uhr in bester Stimmung dort an

An der Ostsee

Alles sah noch genauso aus wie vor drei Jahren. Was sollte sich in solch einem winzigen Ort auch ändern? Der Anblick des Gasthofs und der dazu gehörenden Pension ließ in mir sofort wunderschöne Erinnerungen wach werden. Erinnerungen auch an unsere erste Nacht.

Und tatsächlich erkannte uns die Inhaberin der Pension sofort wieder, als wir eincheckten. „Ja, das ist aber schön!“, begrüßte sie uns aufgeregt „Als Sie am Telefon Ihren Namen sagten, wusste ich sofort wieder, wer Sie sind! Hans!“, schrie die Frau nach hinten, „stell dir vor! Es ist tatsächlich das nette Pärchen aus Berlin, das sich vor drei Jahren bei uns verlobt hatte! Und sie sind immer noch zusammen.“ Sie strahlte voll ehrlich gemeinter Freude. „Haben Sie denn inzwischen geheiratet?“, fragte sie neugierig nach.

„Na ja, noch nicht“, antwortete ich zögerlich und linste vorsichtig zu Ramona, die gerade die Anmeldezettel ausfüllte.

Ihr Mann schlich sichtlich verwirrt herein, begrüßte uns mit einem knappen: „Ah. Gut, gut“, und verschwand dann wieder dorthin zurück, wo er hergekommen war.

„Ach, mein Mann. Kein Gedächtnis. Kein Sinn für Romantik“, winkte sie ab. „Ich dagegen merke mir jedes Gesicht! Wie geht es Ihnen denn? Na, was frage ich da? Gut geht es Ihnen, das sieht man ja.“

„Ähm ja, sehr gut sogar. Wir wollten das sagenhafte Wetter ausnutzen und hatten uns ganz spontan entschieden hierherzufahren“, erklärte ich. „Ist denn unser Zimmer schon fertig?“

„Ja selbstverständlich. Ich bringe Sie gleich nach hinten. Wo sind denn Ihre Koffer?“

„Wir haben lediglich die eine Tasche hier.“ Ich hob unsere Habseligkeiten kurz an. „Es sind ja nur zwei Übernachtungen.“

„Wie nett!“, seufzte sie. „Die Jugend ist so herrlich unkompliziert. Ja, dann folgen Sie mir bitte unauffällig.“ Fröhlich ging die rundliche kleine Frau, leicht wackelnd, voran und führte uns vom Altbau der Gaststätte in den modernen Anbau, in dem sich unser Zimmer befand.

Voller Stolz präsentierte sie die in freundlich hellem Holz gehaltenen Räume, strich noch einmal über die frisch aufgeschlagenen dicken Zudecken und ließ uns dann allein.

Ramona stürzte sich sofort ins Bad. „Oh mein Gott, keine Sekunde länger hätte ich es ausgehalten!“, hörte ich sie gerade noch sagen, als auch schon die Türe zuflog.

Ich schaute mich in unserer neuen temporären Behausung um, stellte die Heizung ein wenig niedriger, räumte meine Sachen in den Schrank und legte mich zufrieden auf das große weiche Bett. Auf meinem Nachtschisch lag, neben zwei kleinen Stückchen Schokolade, die aktuelle Ausgabe einer lokalen Zeitung, deren Aufmacher mein Interesse weckte.

Asyl im Luxus?, lautete die Überschrift, die jemand mit einem kleinen Hakenkreuz beschmiert hatte, und darunter:

Fast 1.000 Albaner wurden in einer Nacht- und Nebelaktion auf unserer schönen Insel Rügen in weiten Bereichen der ‚Prora Ferienanlagen‘ untergebracht. Dabei waren diese riesigen, zwischen 1936 und 1939 gebauten Ferienkomplexe erst im vergangenen Jahr für viele Millionen Euro renoviert worden. Die Auswirkungen auf den Tourismus sind kaum ...

Ich zerknüllte das Blatt und schmiss es in den Papierkorb.

Ramona kam aus dem Bad und warf sich neben mich auf das Bett. „Oh, ist das schön, wenn der Schmerz in der Blase nachlässt.“

„Was wartest du auch immer bis auf den letzten Drücker? Ein Wort hätte genügt, und wir wären an der nächsten Raststelle kurz rausgefahren.“

„Bäh. Du weißt ganz genau, dass ich auf solche Toiletten nie gehe. Die Bazillen da springen mich förmlich an, wenn ich nur schon hinsehe! Lieber schlucke ich es dreimal runter!“ Sie beugte sich über mich, sodass mich ihre Haare am Hals kitzelten, fuhr mit ihren Händen über meine Brust und küsste mich zart. „Jetzt lass uns aber erst einmal ankommen, mein schwarzer Panther“, hauchte sie. „Komm her zu deinem Tigerweibchen. Grrr.“

Eine knappe Stunde später spazierten wir Hand in Hand durch den kleinen Ort in Richtung Meer. Die Sonne schien, aber der Wind wehte recht frisch, und so hatten wir uns in dicke Jacken gehüllt. Am Ufer blieben wir stehen und blickten auf die Wellen der Ostsee, die sich mit beruhigendem Rauschen ihren Weg durch

den weißen Sand suchten, danach zurückglitten, um in diesem unendlichen Rhythmus ewig fortzufahren.

„Lass uns zu dem kleinen Hafen dort hinten gehen“, bat Ramona, und so stiefelten wir am winzigen Strand entlang Richtung Anlegestelle, immer wieder kleinen Wellen lachend ausweichend, die unsere Spuren wegwischten, so als wären wir nie dort gegangen.

Am Landesteg betrachteten wir die verschiedenen Motoryachten und Segelboote, die dort vor Anker lagen. Ein alter Fischer, der gerade seinen mageren Fang an Land brachte, war umzingelt von einem Dutzend aufgeregt kreischender Möwen, die nur wenige Meter über seinem Kopf hin und her flogen, wohl in der Hoffnung, wenigstens einen Fischkadaver schnappen zu können.

Ein junger Mann kam uns auf dem schmalen Pier entgegen. Bereits seine dunkle Bomberjacke, die Springerstiefel und der geschorene Kopf ließen erahnen, welcher politischen Gesinnung er nahestand. Um das Klischee noch abzurunden, zierte eine tätowierte Faust seinen Hals. Neben ihm rannte ein kleiner weißer Bullterrier auf und ab, der uns mit bösen Schweinsaugen ansah, aber keinen Laut von sich gab. Ich nickte dem Mann dennoch freundlich zu, der uns jedoch keines Blickes würdigte.

Ramona blieb stehen und sah ihm einen Moment nach. „Hast du den hässlichen Kötter gesehen?“

„Ich verstehe einfach nicht, wieso diese Kampfhunde überhaupt erlaubt sind“, sagte ich.

Sie kicherte: „Na ja, wie der Herr, so's G'scherr. Ich könnte kotzen.“

„Wer weiß, meine Süße, vielleicht ist das der ortsansässige Sozialarbeiter, der sich lediglich seiner Umgebung angepasst hat“, grinste ich.

„Träum du mal weiter. Ich sage dir, diese Nazis sollte man ausrotten, und nicht deren Hunde.“

„Na, von dem lassen wir uns auf jeden Fall nicht den Abend verderben. Übrigens habe ich einen mächtigen Hunger!“

„Schau da vorn. Das sieht doch gemütlich aus.“

Ein Stück vor uns lag ein weißes, historisch wirkendes Strandhaus, das mit geschmackvollen blauen Verzierungen und passendem grauen Dach ausgestattet war. Auf einer lang gestreckten großen Terrasse dösten, in bunten Decken eingemummt, die

Gäste unter blauen Sonnenschirmen. Alle tranken Tee, Kaffee oder andere heiße Getränke und blickten irgendwie gelangweilt auf das Meer.

Nachdem kein Außenplatz mehr frei war, fragten wir ein älteres Paar, welches relativ windgeschützt saß, ob wir neben ihnen Platz nehmen durften. Sie bejahten, und so setzten wir uns an ihren Tisch.

Ramona bestellte warmen Apfelstrudel mit Vanillesoße, ich dagegen ein paar deftige Wienerle mit Brot, dazu Kaffee. Bereits kurz darauf kam die Bedienung, ein Mann mit blasser Haut und dickem Schnurrbart, mit unseren Getränken und meinen Würstchen zurück, stellte diese lächelnd vor uns ab und meinte mit leicht slawischem Akzent: „Die Strudel kommen gleich. Mussen ganz frisch machen.“

„Kein Problem! Wir haben es nicht eilig“, antwortete ich in ebenso freundlichem Ton.

Nachdem der Kellner gegangen war, sprach mich unser männlicher Tischnachbar an: „Nur nicht so freundlich mit der Bedienung!“, erklärte er und schwang mit seinem Teelöffel herum. Dann öffte er den Ober nach: „Mussen frisch machen. Von wegen! Hier kommt alles aus der Tiefkühltruhe, bis auf das Wasser, haha. Vergessen hat er es bloß wieder! Nichts im Hirn, aber immer viel Trinkgeld wollen. Nicht mit mir, du Ruski!“ Er sah in Richtung der Theke und sagte dann leise, wieder zu uns vorgebeugt: „Ich hatte vorhin Cola mit Rum bestellt, und was bringt dieser Trottel? Whisky. Und das ist bei Weitem nicht das erste Mal. Ach, ich weiß gar nicht, warum wir immer wieder hierherkommen, nicht wahr, Hilde?“

„Werner! Du bist halt ein Feinschmecker, und Dimitrij kennt sich einfach nicht so aus“, sprach sie mit deutlich vernehmbarem norddeutschen Dialekt.

Er lachte auf. „Ha, das ist eben meine Hilde. Allseits ein zu gutes Herz“, und zu ihr gewandt: „Der Russe hat den ganzen lieben langen Tag über nichts anderes zu tun, als sich zu merken, was seine Gäste bestellt haben! Und was tut er?“ Er lehnte sich in seinem Stuhl zurück, sodass dieser knarrte. „Verwechselt sogar Rum mit Whisky. Na, was will man auch von einem erwarten, der Wodka wie Wasser trinkt, nicht wahr, Hilde?“

Mehr konnte er nicht mehr sagen, da der Kellner in diesem Moment mit einem großen dampfenden Teller zurückkam. Geschickt schwang er die Süßspeise und stellte diese vor Ramona ab, während er mit zusammengepressten Lippen „priyatno Apetita!“ zischte und dabei unser Gegenüber mit verächtlichem Blick ansah.

Wir bedanken uns beide peinlich berührt, worauf Hilde Gatte mich ebenso verächtlich musterte und die Augenbrauen hob. „Na, ich sehe schon: Ihnen gefällt meine Ausdrucksweise nicht. Aber so muss man mit denen eben umgehen! Das werden Sie auch schon noch begreifen. Spätestens dann, wenn es in Deutschland mehr Ausländer gibt als Deutsche! Ich werde es vielleicht nicht mehr erleben, Sie aber schon!“ Er hieb auf den Tisch, dass das Geschirr schepperte, und hob dann abwehrend die Hände. „Nicht, dass ich grundsätzlich etwas gegen Ausländer hätte. Nein, wir fahren gerne mal nach Griechenland, nicht wahr, Hilde? Man muss den armen Leuten da unten natürlich helfen. Schließlich leben die ja von uns Touristen.“

Hilde kicherte verlegen. „Mein Mann. Ja, so ist er. Wirklich großzügig. Er gibt auch immer viel Trinkgeld.“

„Richtig! Wenn einer anständig daherkommt und fleißig arbeitet, muss er auch belohnt werden. Aber ...“, fuhr er fort, „jeder soll schön in seinem Land bleiben.“ Er hob gönnerhaft die rechte Hand „Gut, Gastarbeiter können wir hier natürlich schon gebrauchen. Aber dann nur ausgewählte Facharbeiter! Ist ja klar.“ Er wippte nervös mit den Beinen, während er fortfuhr: „Nun aber, seit fast drei Jahren, fällt es buchstäblich über uns her, das Gesindel, die Taugenichtse! Von überall kommen die! Albanien, Serbien, Afghanistan und vor allem aus Syrien. Millionen sind es schon! Und“, er schwang den Arm um sich, als wolle er etwas wegreißen, und hob dann drohend den Zeigefinger, „noch zehnmal mehr von denen machen sich zurzeit in Nordafrika auf den Weg zu uns. Halb verhungert, und keiner von ihnen hat etwas zu verlieren.“ Mit weit aufgerissenen Augen fauchte er: „Und was macht unsere Kanzlerin? Das, was diese Kommunistin immer tut! Nichts nämlich! Sie sitzt die Probleme einfach aus! Genauso wie alle anderen europäischen Regierungen. Ist das zu glauben?“

„Werner! Bitte! Beruhige dich doch“, unterbrach ihn nun seine Frau. Sie legte ihre Hand beschwichtigend auf seinen Arm und

ergänzte: „Wissen Sie, er ist immer so emotional, mein Mann. Dabei soll er sich gar nicht so aufregen. Das Herz. Aber, er hat schon auch recht. Früher konnte man durch Bremen ohne Probleme gehen. Und heute? Keine hundert Meter schafft man mehr, ohne dass einem ein Bettler aufdringlich nachläuft oder man von herumlungierenden Asylanten belästigt wird. So als Frau, meine ich.“

„Wenn Sie meine Meinung wissen wollen“, er verzog den Mund, als hätte er auf etwas Bitteres gebissen, „die gehören alle in spezielle Lager. Wie damals!“

Ich blickte zu Ramona, die stumm und mit offenem Mund da saß. Oh Himmel, gleich platzt ihr der Kragen, dachte ich, als sie auch schon aufsprang, auf Werner deutete und schrie: „Sie Arschloch!“

Der runde Kopf des Mannes lief schlagartig knallrot an. Sein Unterkiefer kippte kraftlos nach unten. Damit hatte er wohl nicht gerechnet. Die anderen Gäste gafften inzwischen tuschelnd zu unserem Tisch herüber. Vorsichtig blickte er sich um, dann hinüber zu seiner Frau, die sprachlos dahockte, als hätte sie soeben eine schallende Ohrfeige erhalten. Ich konnte nicht atmen, erwartend, dass der Mann sich wutentbrannt auf Ramona stürzen würde, um sie eigenhändig zu erwürgen. Aber Werner blieb ruhig, stand langsam auf, winkte dem Ober, der gerade den Tisch neben uns bediente und sagte leise: „Zahlen bitte!“

Dimitrij, so hieß er wohl, reichte ihm wortlos die Rechnung. Werner zählte das Geld bis auf den Cent genau ab und legte es auf den Tisch. „Komm, meine gute Hilde. So was haben wir nicht nötig.“

Seine Frau folgte brav und stumm. Dann sah er mich an und sprach noch: „Was ist nur aus dem Land geworden, das ich so liebte? Und Sie“, er wies drohend mit seinem Zeigefinger auf Ramona, „Sie werden sich an meine Worte erinnern, wenn die Kanaken über uns alle hinweggerollt sind. Sie werden an mich denken!“

Dann schlichen sie davon.

Auf dem Weg zurück in unsere Pension gingen wir schweigend nebeneinander her, bis Ramona die Stille unterbrach. „Warum hast du nichts gesagt, Manu?“

„Weil es sinnlos gewesen wäre, wie jede Diskussion mit einem Fanatiker, denn solche Menschen werden ihre Meinung nicht ändern. Ebenso gut könntest du mit einem Pfarrer über die Existenz Gottes streiten.“

„Wie kannst du nur solch einen Rassisten mit einem Geistlichen vergleichen! Und mit einem Pfarrer kann man sehr wohl über Gott diskutieren. Das habe ich nämlich schon getan, mehrmals. Klar, er wird durch Gespräche nicht von seinem Glauben abkommen, und wenn er ein guter Theologe ist, weiß er, dass er auch dich nicht zum Vaterunser bringen wird. Aber vielleicht findest du durch Diskussionen Erklärungen für Dinge, die dir bislang unverstänlich geblieben sind. Zum Beispiel warum und für wen der Glaube wichtig sein kann.“

„Und was hätte ich deiner Meinung nach von diesem Werner lernen können?“

„Gar nichts! Bring nicht alles durcheinander. Ich wollte damit nur ausdrücken, dass dein Vergleich hinkt. Gegenüber solchen Menschen muss man sich verwehren und ihnen deutlich widersprechen, ja, sie öffentlich bloßstellen.“

„Das ist dir ja auch gut gelungen. Was, wenn er dich wegen Beleidigung angezeigt hätte?“

„Na und! Dann hätte ich sogar zusätzlich noch Medienwirksamkeit gehabt. Umso besser! Notfalls muss man eben auch Opfer bringen und nicht ständig Schiss haben, wie du!“ Das hatte gesessen, und Ramona biss sich auf die Lippen. „Sorry. So war das nicht gemeint. Ja, du bist eben immer so korrekt. Ach, ich kann es nicht besser ausdrücken.“

„Du hast feige gemeint. Sag es doch! Ja, das bin ich vielleicht sogar, und du bist dafür oft voreilig und beleidigend.“

Sie erwiderte nichts mehr darauf. Der Abend war gelaufen. Wortkarg aßen wir noch in dem der Pension angeschlossenen Gasthaus zu Abend und gingen dann stumm zu Bett. Enttäuscht davon, wie dieser eigentlich so schöne Tag geendet hatte, schlief ich, kaum hatte ich die Augen geschlossen, mit dem Rücken zu Ramona liegend, ein.

Durch ein Schiffshorn geweckt, schreckte ich am folgenden Morgen hoch und rieb mir die Augen. Ich hatte gut und tief geschlafen. Gewohnheitsmäßig tastete ich vorsichtig zur linken Bettseite, auf der Ramona normalerweise immer schlief. Doch ihre Seite war

leer. Im winzigen Bad war ebenfalls niemand. Ich tätigte schnell die nötigste Toilette, streifte mir die vom Vortag dort noch herumliegende Kleidung über und ging hastig in den Frühstücksraum. Bis auf zwei ältere Damen, die mich mit einer Tasse Kaffee in der Hand neugierig beäugten, war die Stube leer.

Die Wirtin trat freudestrahlend aus der Küche. „Guten Morgen, Herr Blum! Ich hoffe, Sie haben gut geschlafen! Darf ich Ihnen einen Kaffee bringen oder trinken Sie lieber Tee?“

„Ähm, ja, ein Kaffee wäre prima. Haben Sie zufällig meine Freundin gesehen?“

„Ach, Ihr hübsches Fräulein? Ja natürlich!“, erwiderte sie ganz entzückt, während sie eine Tasse aufgoss und mir dann reichte. „Sie ist bereits vor einer Stunde hier gewesen, hat sich einen Tee bringen lassen und wollte sich damit an den Strand setzen. Wie romantisch! Möchten Sie Milch und Zucker?“

„Wie? Ach so, nein danke, ich trinke ihn schwarz“, meinte ich nachdenklich und nahm am erstbesten Tisch Platz. Das heiße wohlduftende Getränk verbreitete ein behagliches Gefühl in mir. Zügig trank ich aus und verließ die Wärme des Gastraumes, um Ramona zu suchen.

Ich fand sie, zusammengekauert am Strand sitzend und in ihrer dicken Jacke eingehüllt, auf das Meer blickend. Die Teetasse lag im weißen Sand. Vorsichtig ließ ich mich dicht neben ihr nieder. „Na? Du bist heute aber früh unterwegs.“

Sie neigte den Kopf und lehnte ihn an meine Schulter, sah dabei weiter aufs Wasser. „Ja. Ich konnte nicht schlafen.“

Ich vergrub meine Hände im Sand, ließ dann die feinen Körner durch meine Finger rinnen und beobachtete ihren Flug, als sie vom kräftigen Wind davongetragen wurden. „Es ist kalt. Lass uns ins Haus gehen und frühstücken. Okay?“

Sie schlang ihren Arm um meine Taille, und ein flüchtiges Lächeln fuhr durch ihr hübsches Gesicht, das der Wind immer wieder mit ihrem kupferroten wilden Haar bedeckte. Sie ordnete ein paar Strähnen. „Es tut mir wirklich leid. Ich wollte das nicht sagen. Ich war so sauer auf diesen Idioten und unbeherrscht. Du bist nicht feige. Ganz im Gegenteil, ich bewundere die Ruhe, die du so oft in dir hast, und deine Besonnenheit.“

„Danke, Ramona“, meinte ich lächelnd und küsste ihre Nase. „Aber nun komm.“

Arm in Arm streiften wir zurück.

Nach dem Frühstück kehrten wir zum Meer zurück, wanderten in den Dünen herum und verspeisten mittags einen frisch gegrillten Fisch in einem kleinen Restaurant. Am Nachmittag besuchten wir die kleine Hansestadt Anklam, durchstöberten die hübschen Geschäfte dort, schauten uns in einem Museum um, aßen frische Garnelen an einem Imbissstand und tranken dazu weißen Wein bei wolkenlosem Himmel und herrlichem Sonnenschein.

Den Abend verbrachten wir in einem winzigen Restaurant in der Nähe unserer Pension, schlenderten nach dem Essen fröhlich und leicht beschwipst auf unser Zimmer und liebten uns lange und intensiv.

Ja, wir waren glücklich an diesem Tag.

Der Schirm

Am Ostersonntag standen wir früh auf, genossen noch einmal das herzhafteste Frühstück und machten uns gegen neun Uhr auf die Heimreise. Die Straßen waren erfreulich leer, und so erreichten wir die Stadtgrenze von Berlin bereits kurz vor Mittag, wo sich uns plötzlich ein vollkommen anderes Bild bot. Die Innenstadt war mit Menschen schier überfüllt, obwohl der Himmel stark bewölkt war und es zu nieseln angefangen hatte.

„Das liebe ich an Feiertagen!“, rief ich sarkastisch, als wir das Brandenburger Tor im Schneckentempo umfuhren. „Kaum Verkehr!“

„Will heute der neue Papst nicht seine ach so wichtige Ansprache halten?“ Ramona kramte in ihrer Tasche herum und zog ihr Smartphone heraus. „Ja genau. Hier steht, dass mit seiner Rede gegen fünfzehn Uhr zu rechnen ist.“ Sie lachte auf und zitierte: „Ha! Noch nie in der Geschichte werden weltweit so viele Menschen einem einzigen Mann zuhören. Von den Fernsehschaltquoten könnte angeblich sogar der Superbowl nur träumen. Also das schreiben die hier zumindest bei Focus online.“ Sie schüttelte ungläubig den Kopf. „Nicht zu fassen.“

„Und das in unserer modernen aufgeklärten Welt“, wunderte ich mich.

„Auf dem Kudamm stehen wohl schon überall riesige Videoleinwände, die das Spektakel live aus dem Vatikan übertragen. Mensch, da gehen wir hin! Was glaubst du, was da dann los sein wird! Ich schicke Simone eine Nachricht und frage, ob die zwei nicht mitkommen wollen. Wäre doch lustiger, oder nicht?“

„Muss das denn sein?“, meinte ich wenig begeistert. „Ich würde lieber nach Hause an den Computer und ein wenig komponieren. Du weißt doch, wie weit ich mit Haralds Musik hinterher bin, und unser Ausflug an die Ostsee war ja auch nicht eingeplant.“

„Auf diesen einen Tag kommt es nun auch nicht mehr an“, meinte sie in beiläufigem Ton, bereits die Nachricht an unsere Freunde in ihr Handy tippend. Keine zehn Sekunden später piepste auch schon die Antwort herein. „Sie sind schon in der Stadt unterwegs“, las sie vor. „Die Stimmung soll unglaublich sein! Wir treffen uns um eins vor Patricks Wohnung und ziehen dann gemeinsam los. Sie gehen extra wegen uns noch einmal zurück. Und wir sollen unbedingt Regenschirme mitnehmen.“

„Haben wir denn überhaupt welche?“

„Einer wird schon noch irgendwo herumliegen. Das bisschen Nieselregen, da brauchen wir keine zwei.“

Zum Glück fanden wir ganz in der Nähe unserer Wohnung einen Parkplatz und konnten so unsere Sachen schnell nach oben bringen und in die nächstbeste Ecke werfen. Blitzartig hatte sich Ramona frisch gemacht und drängte, schon wenige Minuten später, zum Gehen.

„Mona, geh schon mal vor. Du nervst total mit deiner Hektik. Ich komme gleich nach, muss nur kurz auf die Toilette“, meinte ich und schloss mich im Bad ein.

„Okay, beeile dich aber bitte. Ich warte unten.“

„Hast du einen Schirm gefunden?“, rief ich noch, aber da knallte bereits die Wohnungstür zu.

Als ich fertig war, genoss ich einen Moment lang die wunderbare Stille in der Wohnung, bevor ich diese verließ, nicht ohne mich vorher auf die Suche nach Regenschirmen gemacht zu haben. Ich fand sogar drei und wählte den größten aus.

Mehrere Stufen auf einmal nehmend, hechtete ich die Treppen hinunter. Vor der Wohnung unserer iranischen Nachbarn stoppte ich kurz und horchte. Nichts war zu hören. Ich lief weiter.

Ramona erwartete mich bereits ungeduldig und sichtlich genervt. „Wo bleibst du denn! Wir kommen noch zu spät!“

„Du musstest ja auch unbedingt ein Uhr ausmachen. Zwei Uhr hätte vollkommen gereicht.“

„Schimpf nicht und komm endlich. Ah, du hast ja an den Schirm gedacht. Fein! Für die U-Bahn ist es jetzt übrigens zu spät, wir nehmen mein Auto. Parken können wir bei Patrick im Hof, das habe ich schon geklärt.“

„Mit dem Auto durch diesen Verkehr? Das ist nicht dein Ernst!“

„He! Ich lebe seit mehr als sechs Jahren in Berlin und kenne alle Schleichwege. Vertraue mir.“

Ramona fuhr wie der Teufel. Wich in abenteuerlichen Windungen verschiedenen anderen Fahrzeugen mehrmals gerade noch aus, überfuhr fast ein uraltes Mütterchen, das wie in Zeitlupe über einen Zebrastreifen tippelte, und fuhr prinzipiell bei Gelb über die

Kreuzungen Berlins. Die Hupe war dabei natürlich unser musikalischer Dauerbegleiter.

Tatsächlich kamen wir mit nur wenigen Minuten Verspätung, aber quietschenden Reifen, bei Patricks Haus an. Die dort wartende Simone konnte sich gerade noch rechtzeitig vor einem Schwall Wasser in Sicherheit bringen, den unser Auto beim Durchrasen einer tiefen Pfütze erzeugt hatte. Ramona lenkte ihren Wagen in den Innenhof des Mietshauses hinein, wo er geschätzte zwei Zentimeter neben einem ebenfalls dort stehenden weißen Porsche zum Stehen kam. Ich wollte aussteigen, bekam die Tür aber nicht auf.

„Ramona, würdest du bitte noch mal ein Stück zurückfahren und mich dann erst aussteigen lassen?“

Sie tat es mürrisch, und ich sprang wütend aus dem Auto, direkt in die Arme des staunend dastehenden Patrick. Simone untersuchte derweil fluchend ihren hellgrünen Mantel, schlug mal hier hin, rieb mal da, bis sie sich einigermaßen erleichtert aufrichtete und meine sich gerade aus dem Auto zwängende Freundin fragte, ob sie noch alle Tassen im Schrank hätte. Letztendlich beruhigten wir uns aber schnell, und die beiden Frauen begannen sich, während wir losmarschierten, freudig die Ereignisse des Wochenendes zu erzählen.

Auf dem Kurfürstendamm, der Hauptflaniermeile von Berlin, war tatsächlich eine unglaublich tolle Stimmung. Überall liefen Menschen auf und ab, diskutierten in kleinen Grüppchen, stießen in Stehcafés mit Prosecco an, verzehrten kleine Snacks und sahen immer wieder erwartungsvoll auf ihre Armbanduhren und Handys.

Vor einem gigantischen Modehaus hatte sich eine Schar Demonstranten versammelt, die friedlich selbst beschriftete Transparente mit der Aufforderung „Nieder mit religiösem Fanatismus!“ hochhielten. Kaum jemand beachtete sie.

Der Verkehr war dicht, aber geordnet. In der Ferne war für kurze Zeit die Sirene eines Notarztwagens zu hören, die aber schnell wieder abklang und dann im Lärm der Menschenmassen unterging.

Lediglich der Himmel schien sich gegen die Hochstimmung wehren zu wollen, indem er sich hinter eine immer dichter werdende Bewölkung zurückzog. Es wurde schnell dunkel, und schon konnte man ab und zu schwaches Wetterleuchten wahrnehmen.

Der Regen war abgeklungen, dafür war nun aber eine unangenehme Schwüle entstanden.

„Schaut mal dort!“ Patrick deutete zum Horizont, wo hinter der Häuserfront schwarze Wolkenfelder aufgezogen waren. „Wenn das mal nicht ein ziemlich starkes Gewitter gibt.“

„Mist!“, fluchte Ramona. „Wir haben den Schirm im Auto liegen lassen.“

Simone schwang den ihren demonstrativ mit triumphierendem Grinsen. „Leider passen wir da nicht alle drunter. Wenn ich es euch nicht extra noch geschrieben hätte! Tja.“

„Ich gehe schon“, meinte ich. „Wo treffe ich euch?“

Patrick überlegte kurz und sagte dann: „An der Gedächtniskirche steht die größte Videowand. Ich schlage vor, dort. Okay?“, und fragte nach einer kurzen Pause: „Soll ich mitkommen?“

„Nein, schon gut“, antwortete ich zähneknirschend, Ramona zugewandt. „Das ist nett, aber es reicht, wenn sich ein Trottel die Beine wund läuft.“

So tuend, als hätte sie meine Andeutung nicht verstanden, schob Ramona mich doch tatsächlich auch noch ein Stück in die Richtung, aus der wir gekommen waren, nicht ohne mir den Satz: „Du bist ein Schatz. Beeile dich!“, hinterherzurufen.

Zehn Minuten später stand ich resigniert vor unserem Auto. Gerade eben hatte ich nämlich feststellen müssen, dass sich unsere Wagenschlüssel in Ramonas Handtasche befanden. Vor Wut stampfte ich auf den nassen Boden und fluchte, was das Zeug hielt. Aber es half nichts, ich musste den Weg noch einmal gehen.

Ich blickte auf mein Handy. Es war kurz vor halb drei. Hin und zurück würde ich es keinesfalls bis drei Uhr schaffen. Was soll's. So wirklich interessierte mich das Geschwätz der Kirche ohnehin nicht. Und sollte es doch interessant werden, würden spätestens heute Abend sämtliche Medien der Welt ausführlich darüber berichten.

Gerade als ich mich auf den Weg machen wollte, flammte ein gewaltiger Blitz lautlos über mir durch den Himmel, gefolgt von einem ungeheuren Donnerschlag. Der Wind begann die seit einer Stunde in der Atmosphäre liegende Schwüle durch kalte Luft zu vertreiben. Ein Frösteln durchlief mich. Ich zog die Jacke zu und bemerkte nun erst, welch großen Hunger ich hatte. Klar, das Frühstück war eine gefühlte Ewigkeit her. Die anderen ließen sich

derweil sicher schon heiße Würste und Cola schmecken. Immer ich!

Erneut blitzte es über mir, diesmal aber folgte der schrille Knall mit einer solchen Wucht, dass er meine Ohren zum Klingen brachte. Der Blitz musste ganz in der Nähe eingeschlagen sein. Die Menschen um mich herum erschrakten ebenso heftig wie ich selbst, huschten in Läden oder suchten unter Überdachungen nach Deckung. Ein riesiger Hund, der mit seinem Herrchen neben mir gegangen war, fuhr in Todesangst zusammen, jaulte feige und zog dann wie verrückt an seiner Leine, sodass sein Besitzer ihn kaum noch halten konnte. Irgendwoher erklang die jammernde Sirene einer Einbruchmeldeanlage. Dann noch einmal ein Grummeln, aber dumpfer, leiser, weiter weg.

Ich sah nach oben, wo sich die Wolkendecke endgültig zusammengezogen hatte, düster, bedrohlich, den Tag zur Nacht machend. Nur, nachts brannten normalerweise wenigstens die Straßenlaternen oder sonstige Kunstlichter, daher war es einfach stockfinster. Lediglich die Scheinwerfer der vorbeischleichenden Autos ließen noch ein wenig Strukturen erkennen. Zum Glück schalteten die Geschäfte ein paar Minuten später zögerlich ihre Beleuchtungen ein, und so beruhigten sich die Passanten langsam. Ich allerdings hatte komplett die Orientierung verloren und absolut keine Ahnung mehr, wo wir uns treffen wollten.

Irgendeine Kirche, überlegte ich. Wie hieß die gleich noch mal? Ich zog mein Handy aus meiner Gesäßtasche und rief Ramona an, die erst nach einer gefühlten Ewigkeit abhob. „Wo bist du denn?“, schrie sie gegen den Lärm an. Ich verstand sie sehr schlecht.

„Du hast die Autoschlüssel!“, rief ich.

Eine kurze Pause entstand. „Verdammt! Ja, stimmt. Dann komm einfach ohne den Schirm her. Es regnet ja zum Glück nicht mehr.“

„Wo seid ihr denn? Ich habe den Namen der blöden Kirche vergessen.“

„Oh, mein Mann wieder! Gedächtniskirche! Wie das, was dir schon immer fehlt! G-e-d-ä-c-h-t-n-i-s! Immer den Kudamm entlang.“

„Ich weiß, wo die ist, aber wo genau seid ihr dort?“, rief ich.

„Wo stehst du denn? Ach, komm einfach her. Wir werden uns schon finden!“ Zack, hatte sie aufgelegt.

Manchmal könnte ich sie erwürgen, dachte ich grimmig, suchte in meinem Smartphone den kürzesten Weg zum gesuchten Ort und ging los. Das Wunderwerk der Technik führte mich überraschenderweise aber nicht am Kurfürstendamm entlang, sondern durch kleinere Straßen und Gassen. Sicher eine Abkürzung, dachte ich. Hier waren kaum noch Menschen unterwegs, und so kam ich schnell voran. Wieder zuckte ein Blitz durch die Wolken und erhellte die Umgebung für einen winzigen Augenblick. Diesmal folgte kein Donner, aber dafür fing es wieder an leicht zu regnen.

Geduckt ging ich weiter.

Das Mädchen

Plötzlich war er da. Vollkommen unvorbereitet. Ein Gesang, wie damals in Rom. In einer Sprache, die ich nicht verstand. Eine Melodie, so wunderschön, traurig und doch voller Hoffnung.

Ein unbeschreibliches Glücksgefühl durchflutete mich. Gänsehaut bildete sich auf meinen Armen, im Nacken, an den Waden, ja, überall. Diese Stimme. Ja, das war sie ohne Zweifel. Es musste ganz in der Nähe sein. Aber wie war das möglich?

Hektisch kramte ich nach meinem Smartphone, fand es, ließ es beinahe fallen. Ich suchte innerhalb der vielen Programme zweifelt nach einem, mit dem man Töne aufzeichnen konnte. Nichts. Warum hatte ich mich bisher bloß nicht intensiver mit diesem blöden Teil beschäftigt? Die eingebaute Kamera? Genau. Ich startete sie mit zittrigen Händen, schaltete auf ‚Video‘ und blickte mich um. Lauschte diesem wundervollen Lied. Wo kam es nur her?

Plötzlich verstummte es wieder.

„Nein!“, keuchte ich und drehte mich panisch um meine eigene Achse, suchte Ecken und Winkel der Gasse ab.

Dann sah ich sie!

Das kleine Mädchen saß zusammengekauert und in Lumpen gehüllt in einer kleinen Passage, mir gegenüber, und starrte mich mit weit aufgerissenen Augen an, die funkelten wie grüne Smaragde. Eine große Kerze stand vor ihr auf dem Boden und projizierte auf ihre winzige Gestalt ein warmes Licht, das zu leben schien, so wild züngelte die kleine Flamme im Wind. Ihr Gesicht war von Schmutz verschmiert, aber es war auch schön und anmutig, wie das eines Engels. Ihr Alter konnte ich schlecht schätzen. Vielleicht fünf, sechs Jahre? Ein Kind noch, allein gelassen in einer fremden Stadt.

Vorsichtig ging ich ein paar Schritte auf sie zu, vergaß den Regen, der nun in Strömen auf mich niederprasselte, hob behutsam das Handy, klickte auf ‚Aufnahme‘ und sagte: „Bitte singe das Lied noch einmal. Bitte.“

Aber das Mädchen schwieg.

Sie versteht kein Deutsch, dachte ich und probierte es auf Englisch.

Wieder keine Reaktion. Vielleicht, wenn ich ihr Geld gebe, überlegte ich. Schließlich ist sie eine Bettlerin. Mit der einen Hand

weiterhin das Handy auf sie richtend, versuchte ich mit der Linken meinen Geldbeutel hervorzukramen. Abrupt hörte es in diesem Moment auf zu regnen, und eine vollkommene Stille trat ein.

Dann begann sie wieder zu singen, während sie ihre kleinen Hände wie zum Gebet zusammenfaltete. So unendlich schön.

Und ich begann zu weinen. Vor Glück. Vor Rührung. Ich weinte stumm und unaufhörlich. Ich vergaß die Zeit und wer ich war. Nie zuvor in meinem Leben hatte mich etwas so bewegt und zutiefst berührt. Ich konnte nicht mehr denken, ich bestand nur noch aus Gefühl.

Als hätte mir der Himmel sagen wollen, dass diese wundervolle Darbietung nun zu Ende sei, zuckte, nachdem das Mädchen geendet hatte, ein so ungeheurer Blitz über mir auf, dass ich für Sekunden geblendet war und auch taub vom darauffolgenden Donner. Ich hörte, dass es nun zu hageln anfang. Langsam konnte ich meine Umgebung wieder deutlicher erkennen.

Doch als ich mich umsah, war das Mädchen verschwunden. Nur die Kerze stand noch immer regengeschützt am gleichen Ort und flackerte wild im Wind. Mit zitternden Händen sah ich auf mein klatschnasses Handy, drückte auf ‚Stopp‘ und versuchte es unter meiner Jacke trocken zu reiben. Bitte lass die Aufnahme etwas geworden sein, betete ich, zu wem auch immer.

Ich versuchte mich mithilfe der Navigation zu orientieren. Bis zur Gedächtniskirche waren es mindestens zehn Minuten zu Fuß, und ich war vom Regen durchtrief bis auf die Unterwäsche. Als ich versuchte Ramonas Nummer zu wählen, stellte ich fest, dass kein Signal da war. Vielleicht befinde ich mich ja in einem Funkloch, überlegte ich. Die Navigation funktionierte allerdings, und so beschloss ich, einfach den nächstbesten Taxistand aufzusuchen und nach Hause zu fahren, um mich in der Wohnung erst einmal umzuziehen. Danach konnte ich immer noch entscheiden, ob ich den gesamten Weg noch einmal auf mich nehmen sollte. Vielleicht konnte ich das Taxi auch kurz warten lassen.

Der Wind nahm jetzt an Kraft noch zu, fauchte ohrenbetäubend und peitschte den eiskalten Regen praktisch horizontal in mein Gesicht. Laub, Äste und Papier flogen, von starken Böen aufgeweht, umher.

In welcher Richtung lag bloß der verdammte Kudamm? Ich konnte in der Dunkelheit kaum etwas erkennen. Wieder sah ich

hilfesuchend auf mein Telefon, aber es war inzwischen ausgegangen, und so oft ich auch den Einschaltknopf drückte, es fuhr nicht mehr hoch. Hoffentlich ist nur die Batterie leer, dachte ich voller Schreck und steckte es tief in die noch einigermaßen trockenen Bereiche meiner Jackentasche. Dann lief ich einfach los, versuchte immer wieder Schutz unter Dächern und Hauseingangsbereichen zu finden, bis ich endlich am Ende einer Straße den Kurfürstendamm ausmachen konnte.

Erste Passanten kamen mir entgegen, meist tief gebeugt gegen den Sturm ankämpfend und mit verbogenen Schirmen in der Hand. Es kam mir vor, als schienen sie irgendwie entsetzt zu sein, und je näher ich dem Kudamm kam, desto stärker wurde dieser Eindruck. Bildete ich mir das ein? Nein. Irgendetwas Schlimmes war passiert.

Als ich endlich auf den Kudamm trat, bemerkte ich, dass fast alle Menschen aus einer einzigen Richtung kamen. Viele rannten, Frauen und Kinder weinten, Männer schüttelten fassungslos den Kopf.

Verwirrt blieb ich unter einem Vorbau stehen, starrte auf die Straße, wo der Verkehr zum Erliegen gekommen war. Leute liefen scheinbar ziellos mitten zwischen den Autos umher, und kaum jemand schien sich dabei um den Regen zu kümmern. Erstaunt blickte ich in die Richtung, aus der alle zu kommen schienen. Genau dort hinten warteten meine Freunde, stellte ich entsetzt fest. Vielleicht war ein Blitz in die Videoleinwand eingeschlagen und hatte jemanden schwer verletzt? In mir verkrampte sich alles. Ramona!

Die ersten Polizeiautos und Rettungswagen versuchten sich durch den Stau zu zwängen, kamen aber, trotz eingeschalteten Blaulichts und trompetenden Martinshorns, nur schrittweise voran. Wieder und wieder blitzte und donnerte es am dunklen Himmel, wie um diese gespenstige Stimmung auch noch zu verstärken. Ich lief los und schrie immer wieder, so laut ich konnte: „Ramona!“, aber selbst wenn sie direkt neben mir gestanden hätte, hätte sie bei diesem Tosen nicht ein Wort verstanden.

Nun panisch rennend, stieß ich mit entgegenkommenden Fußgängern zusammen, stolperte über Unrat, schlug gegen Pfosten und rief dabei immer wieder den Namen meiner Freundin. Auf der Straße neben mir stürzte ein Motorrad im starken Regen und rammte das benachbarte Auto. Überall Hupen und Brüllen, das

sich zusammen mit den Schreien der Menschen und dem Tosen des Sturms zu einer furchtbaren Sinfonie des Schreckens mischte.

Ein paar Schritte vor mir schlug ein dicker Ast neben einer jungen Frau auf den Gehsteig und verfehlte sie nur um eine Haaresbreite. Der Wind hatte eine metallene Werbetafel von einer Hauswand abgerissen und diese meterweit auf dem Bürgersteig mitgezerrt, bevor er sie krachend in ein Schaufenster warf, das dadurch in tausend gläserne Teilchen zerbarst, die sich jetzt auf dem Boden verteilten. Ich rutschte auf den Scherben aus und fiel hin, zog mir aber zum Glück keine Schnittverletzungen zu. Beim Hochraffen trat mir ein Mann gegen die Schulter, und wieder taumelte ich und schlug abermals auf dem Asphalt auf. Als ich mich benommen wiederaufgerichtet hatte, stand Ramona direkt vor mir. Ich konnte es nicht fassen, umarmte sie, hielt sie, so fest ich nur konnte. Sie weinte und schrie gegen den erbarmungslosen Wind: „Manuel! Gott sei Dank! Es ist so schrecklich!“

„Was ist denn passiert, was ist hier eigentlich los?“ Ich lockerte meine Umklammerung leicht, sah ihr in die verängstigten Augen. „Gab es wieder einen Anschlag?“ Simone und Patrick traten in mein Blickfeld, beide völlig außer Atem.

„Nein, Manuel“, rief Ramona. „Der Papst hat sich gerade, vor den Augen der Welt, umgebracht!“

„Umgebracht?“, echote ich, aber in diesem Augenblick zerrte mich Patrick von Ramona weg, ergriff meine Schultern und brüllte: „Ja, umgebracht! Aber ich befürchte, das ist noch lange nicht das Schlimmste!“

Der Selbstmord

„Lasst uns erst mal von hier verschwinden!“, kreischte Simone gegen den Sturm. „Zu Hause können wir dir alles genau erzählen.“ Ihre hellblonden Haare klebten auf ihrer weißen Gesichtshaut, auf der der verschmierte Lidschatten, in Verbindung mit dem zerlaufenen Lippenstift, wie eine Kriegsbemalung wirkte.

Ramona fest an der Hand, ließ ich mich nun von der Menschenmenge treiben, die von Minute zu Minute anzuwachsen schien, Simone und Patrick dicht hinter uns. Nach einer gefühlten Ewigkeit erreichten wir, vollkommen außer Atem, die Kreuzung zu Patricks Straße. Hier war es endlich deutlich ruhiger, und so schnauften wir einen Moment lang durch. Wind und Regen hatten etwas nachgelassen.

„Wollt ihr kurz mit hochkommen und euch abtrocknen? Oder fahrt ihr gleich weiter?“, fragte Patrick, während er seine nassen Haare nach hinten strich.

„Natürlich kommen die beiden erst mal mit rauf!“, fuhr Simone ihren Mann an. „Was ist das für eine blöde Frage!“ Sie streichelte Ramona über ihr nasses Haar. „Schätzchen, ihr zieht ein paar trockene Klamotten von uns an, und dann trinken wir zur Beruhigung alle einen schönen heißen Tee mit Zitrone.“

Ein paar Minuten später saßen wir, in dicke Decken gehüllt und mit heißen Getränken in den Händen, immer noch zitternd in der warmen Wohnung unserer Freunde. Simone hatte unsere nassen Sachen in den Trockner gesteckt, während Patrick den Fernseher eingeschaltet hatte und jetzt durch die verschiedenen Programme zappte.

„Jetzt erzählt doch mal. Was war da los?“, drängte ich die drei.

„Warte ab. Das kommt mit Sicherheit bereits in den Nachrichten.“

„So schlimm?“, fragte ich nach und blickte dabei gebannt auf die Mattscheibe.

Tatsächlich liefen auf allen Kanälen Sondersendungen aus Rom. Patrick stoppte bei RTL.

„Wir sind nun verbunden mit unserem Korrespondenten in Rom“, berichtete ein aufgeregter wirkender Nachrichtensprecher, während auf einem Studiomonitor hinter ihm ein Reporter in Re-

genkleidung auf seinen Einsatz wartete. Der Sprecher fragte, während er sich dabei dem Angesprochenen zuwandte: „Martin Ruger, welches ist der aktuelle Kenntnisstand? Was hat der Papst gesprochen? Gibt es bereits Hintergrundinformationen zu seiner schrecklichen Tat?“

Der Reporter vor Ort schrie jetzt in sein Mikrofon, über das man schnell noch das Senderlogo gestülpt hatte. Er schien sich hoch über den Dächern Roms zu befinden, denn im Hintergrund war ein großer Bereich des Petersplatzes gut zu erkennen. „Es ist unglaublich! Was für Millionen von Katholiken zum Fest der Freude und vielleicht auch der Reformen werden sollte, endete nun in einem Albtraumszenario für das gesamte Christentum. Heute gegen ...“

Man konnte plötzlich nichts mehr hören, das Tonsignal war unterbrochen. Blitzartig reichte ihm ein schlaksiger Kerl ein neues Mikrofon. Achim!, dachte ich. Das war der Kabelträger, der mich kurz vor der Papstwahl auf dem Domplatz um einen Kaffee gebeten hatte.

„Bitte entschuldigen Sie. Die Verbindung ist sehr schlecht. Heute gegen fünfzehn Uhr begann Papst Innozenz XIV. mit seiner sehnlichst erwarteten Osteransprache. Was folgte, war jedoch nicht die traditionelle Messe mit anschließendem Ostersegen, sondern wohl eine der folgenreichsten Reden in der Geschichte der Kirche. Weil Papst Innozenz diese in Afrikaans abhielt, blieb der Inhalt die ersten Minuten für die Mehrheit der Menschen völlig unklar.“

Nun versagte seine Stimme vor Trauer und Entsetzen. Deutlich war zu erkennen, dass er gegen seine Tränen ankämpfte. Der Sender blendete eine Aufzeichnung der schrecklichen Ereignisse ein. In den ersten Momenten schien alles normal abzulaufen, so wie an jedem Ostersonntag. Hoch oben auf der Mittelloggia des Petersdoms stand er, der Bischof von Rom, das Oberhaupt der Weltkirche, in weißen Gewändern vor seinem goldenen Thron und begrüßte die unzähligen Gläubigen auf dem Petersplatz sowie die Millionen, die auf der ganzen Welt vor ihren Bildschirmen saßen oder auf Großveranstaltungen warteten. Tosender Applaus und Jubel waren zu hören, als er geendet hatte. Danach schritt er zur Balustrade, die mit einem riesigen rot-goldenen Tuch geschmückt war, und hob die Hände, bis die Menge schwieg. Daraufhin be-

gann er laut und kraftvoll in die unzähligen Mikrofone und Kameras zu sprechen, nicht aber in Latein, Italienisch, Spanisch oder Englisch, sondern in einer Sprache, die der Großteil der Anwesenden und ich natürlich auch nicht verstanden. Und deswegen schaltete auch niemand geistesgegenwärtig den Ton ab. Und niemand hielt ihn zurück, als er sich nach Beendigung seiner Ansprache mit ausgebreiteten Armen über die Balustrade des Petersdoms hinab in den Tod stürzte.

Die Regie wechselte nun wieder zurück zum Reporter, der sich einigermaßen gefasst zu haben schien. Er hielt sich eine Hand ans Ohr. „Ich höre gerade, dass unserer Redaktion die Übersetzung der Ansprache nun wohl vorliegt und wir diese in wenigen Minuten senden können.“

Es folgten Livebilder vom Domplatz. Menschen, die beteten, weinten und verzweifelt klagten.

Ramonas Handy klingelte, und sie nahm ab. „Hallo? ... Ja, natürlich, ich komme sofort. ... Ja, so schnell ich kann.“ Sie legte auf. „Das war mein Chef. Unseren Leuten liegt die Übersetzung bereits vor. Ich muss sofort in die Redaktion.“

„Die Übersetzung von dem, was der Papst gesagt hat?“, vergewisserte ich mich ungläubig.

„Ja, anscheinend“, bestätigte Ramona.

„Und? Was hat er denn nun verkündet?“, hakte Patrick ungeduldig nach.

„Das hat man mir nicht gesagt. Ihr werdet es ja gleich im Fernsehen erklärt bekommen. Ich muss los“, und zu mir gewandt: „Kommst du bitte mit?“

„Ja, aber können wir denn nicht noch die paar Minuten warten?“

„Manu, wenn mein Chef persönlich anruft, um mich ins Büro zu bitten, dann heißt das nicht irgendwann, sondern sofort. Simone, könntest du mal schauen, ob meine Klamotten schon einigermaßen trocken sind?“

„Klar, Schätzchen“, bejahte diese und verschwand im Waschraum.

Patrick und ich beobachteten derweil ungeduldig das TV-Gerät. „Das kann doch nicht so lange dauern?“, meinte ich nervös.

Patrick blickte mich mit einem zynischen Lächeln an und sagte: „Nein, das sicher nicht. Ich denke eher, dass die noch überlegen, ob man den Inhalt einfach so und unkommentiert senden sollte!“

Ramona ließ mich an unserer Wohnung heraus und fuhr weiter. Zum Glück waren wir die gleichen Schleichwege zurückgefahren, denn die Innenstadt war noch immer ein einziges Verkehrschaos, obwohl es aufgehört hatte zu regnen. Die Straßen waren voll mit Menschen, die heftig miteinander diskutierten, sich gegenseitig in den Arm nahmen und trösteten oder einfach nur sprachlos nach Hause gingen.

Die ersten Sonnenstrahlen erwärmten meinen Nacken, als ich die Haustür aufschloss und ins Treppenhaus eintrat. Im Haus war lautes Stimmengewirr zu hören, und als ich den zweiten Stock erreichte, stand dort eine Gruppe Männer und diskutierte lautstark und gestenreich in einer Sprache, die wie Arabisch klang. Als ich gerade möglichst unauffällig an ihnen vorbeischleichen wollte, sprach mich einer der Männer an. „He, Nachbar. Das war's dann wohl mit dem Christentum, nicht wahr?“, sagte er ruhig und in perfektem Deutsch.

Ich erschrak, weil ich unseren Hausmitbewohner unter den anderen Männern erst nicht erkannt hatte. „Wieso mit dem Christentum?“, stotterte ich.

„Na, hast du noch nicht gehört, was euer Papst verkündet hat?“

„Ich kann kein Afrikaans“, meinte ich vorsichtig.

„Ich schon! Zumindest genug, um zu verstehen.“ Er zündete sich eine Zigarette an und nahm einen tiefen ersten Zug, während mich die Männer um ihn herum stumm betrachteten. „Er bereut, er beendet und tut Buße. Ganz einfach.“

Ich verstand kein Wort und wollte weitergehen, als mein Nachbar seinen Arm ausstreckte. „Warte. Mein Name ist Kenan Nafisi.“

Ich nahm seine Hand. „Ich bin Manuel. Manuel Blum.“

„Ich freue mich, dass das Eis zwischen uns nun gebrochen ist. Deine Freundin heißt, glaube ich, Ramona, nicht wahr? Meine Frau heißt Jasmin“, sagte er mit einem freundlichen Lächeln und fuhr fort: „Und ich hoffe für dich, dass du kein allzu gläubiger Christ bist.“

„Hm, ja. Sicher haben wir bald mal Zeit, uns weiter zu unterhalten, gerne auch über Religion. Ich muss nun aber erst einmal in die Wohnung und mich umziehen.“

Er ließ meine Hand los, klopfte mir auf den Oberarm und meinte: „Jederzeit. Jederzeit gerne. Allahu Akbar!“ Dann wandte er sich ab, um mit seinen Bekannten weiter zu diskutieren.

Schell rannte ich nun in unsere Wohnung, schaltete den Fernseher ein und suchte das ZDF, wo just in diesem Moment ein Sprecher verkündete, dass nun die Übersetzung der letzten Ansprache von Papst Innozenz dem Vierzehnten vorläge. Er hob ein Blatt Papier, das wohl auf seinem Pult gelegen hatte, und räusperte sich.

Weiter konnte ich nichts verstehen, denn ein Schrei ließ mich zusammenfahren. Es folgte unmittelbar darauf ein Krach, als würde jemand eine Glasscheibe einschlagen. Es kam von der Straße. So rannte ich erschrocken zum Fenster und lugte hinaus.

Die Sonne stand schon tief und spiegelte sich in der noch immer nassen Straße, wo eine Horde grölender Jugendlicher von einem parkenden Auto zum nächsten zog und auf jedes mit Baseballschlägern einschlug, was diese mit dem Pfeifen ihrer Einbruchmeldeanlagen quittierten. Ein paar Anwohner rissen ihre Fenster auf und brüllten hinunter, wurden aber nur mit erhobenen Fäusten und einem „Leck dich!“ bedacht. Natürlich traute sich niemand nach draußen, aber alle diese guten Bürger riefen nach der Polizei, ihr Handy demonstrativ aus dem Fenster haltend.

Der Himmel leuchtete nun blutrot und hatte die Straße in ein dunkles Gold getaucht. Aber da war noch ein anderes Licht, ein Schimmern, und schwarzer Rauch. Nun sah ich es deutlicher. Ja, es brannte am Ende unserer Straße. Ein Müllcontainer oder etwas Ähnliches. Genauer konnte ich es von meinem Standort nicht ausmachen.

Das Festnetztelefon läutete. „Manu, endlich.“ Es war Ramona. „Ist das nicht alles ganz furchtbar? Die gesamte Stadt scheint vollkommen durchzudrehen. Die Polizei kommt vor lauter Einsätzen nicht nach, und sämtliche Kirchen werden geschützt.“

„Bist du gut in der Redaktion angekommen?“

„Ja, na klar, und ich werde sicher eine Zeit lang bleiben müssen. Deswegen rufe ich auch an. Vor zehn wird das heute nichts.“

Wir basteln gerade an einer Sonderausgabe. Im Kühlfach liegt noch eine Pizza, steck die einfach in den Ofen.“

„Ramona, stell dir vor: Unten auf der Straße haben sie gerade Autos demoliert, und es scheint absolut niemanden zu interessieren.“

„Wirklich? Irgendwie herrschen überall in der Welt chaotische Zustände, insbesondere in den überwiegend katholischen Gebieten, wie Brasilien oder den Philippinen, und das ist wohl alles erst der Anfang. Haben sich Simone und Patrick schon gemeldet?“

„Nein, ich bin ja gerade erst heimgekommen. Ich rufe die beiden gleich an.“

„Gut. Okay, ich muss Schluss machen. Also, dann bis später, Schatz. Und guten Appetit!“

Schon hatte sie aufgelegt, und ich sah wieder zum Bildschirm, auf dem sich nun verschiedene Prominente, Politiker und Religionskenner eine wahre Diskussionsschlacht lieferten. Das Vorlesen der Übersetzung hatte ich wohl verpasst. Ich wählte Patricks Nummer, der nach zweimaligem Läuten ranging. „Ah, Manuel. Na, was habe ich dir gesagt? Das wird Folgen haben.“

„Was denn?“, meinte ich „Wie geht es euch?“

„Ist die Frage dein Ernst? Hast du die Übersetzung der Rede noch immer nicht gelesen? Mach mal den Fernseher an oder schau ins Internet. Bist du gut nach Hause gekommen? Ramona wird wohl oder übel die Nacht durcharbeiten müssen. Willst du zu uns zum Essen kommen? Kochen gehört ja zu den wenigen Sachen, die Simone wirklich gut kann. Haha.“ Im Hintergrund war ein heftiges „Ich knall dir gleich ein paar“ zu hören.

„Bevor ich an einer Backofenpizza draufgehe, kann ich auch genauso gut noch einmal durch halb Berlin laufen. Ich komme gerne und bin in einer halben Stunde bei euch. Muss nur endlich aus den nassen Klamotten raus.“

Ein paar Minuten später sprang ich unser Treppenhaus hinab. Im zweiten Stock wurde noch immer heftig debattiert und geraucht. Das halbe Stockwerk lag im Nebel, und auch Kenan stand mit einem qualmenden Zigarillo vor seiner Wohnung. „He, Manuel! Warte einen Moment“, sagte er freundlich. „Ich habe dir was ausgedruckt.“ Er reichte mir ein Blatt bedrucktes Papier. „Das ist die Übersetzung. Sie steht bereits im Internet.“

Zögerlich nahm ich den Zettel entgegen und bekam nur ein kurzes „Danke“ heraus.

„Gerne.“ Er hielt mir seine Zigarilloschachtel hin. „Möchtest du einen?“

„Nein. Ich komme aber gerne ein andermal darauf zurück. Ich habe es eilig, muss zu Freunden, und die wohnen leider ein ganz schönes Stück weg von hier.“

„Na gut, aber an deiner Stelle würde ich heute nicht mehr alleine durch Moabit marschieren. Pass auf dich auf, Nachbar.“

Ich ging und hielt das Blatt Papier, das nun zu glühen schien, fest in der Hand.

Der Abend war angenehm kühl und die Luft klar, als ich aus dem Haus trat. Immer noch stieg Qualm am Ende der Straße auf, aber die Feuerwehr schien nicht kommen zu wollen.

Wieder sah ich auf den Zettel, zögerte kurz. Dann las ich endlich die letzten Worte des Papstes.

Und verstand nun.

Das Wort Christi

Sprachlos stand ich da, noch immer entsetzt auf den Ausdruck starrend. Ich bin kein wirklicher Christ, ja, ich weiß bis heute nicht einmal, ob und an was ich überhaupt glaube, aber dennoch war mir damals sofort klar, dass die Worte des Papstes unsere Gesellschaft, so wie wir sie kannten, von Grund auf ändern würden. Und wie clever er war, wie klug. Denn durch den Selbstmord war kein Zurück möglich, kein Irrtum. Und anders als bei einem Firmenboss oder Politiker konnte ihn niemand für unzurechnungsfähig erklären. Denn der Papst ist unfehlbar als der Stellvertreter Christi auf Erden, und als Hirte der Universalkirche ist er mit voller und höchster Jurisdiktionsgewalt ausgestattet. Das hatte ich zumindest in Rom mal im Internet nachgeschlagen. Was er sagt, ist also Gesetz, zumindest für die römisch-katholische Kirche. Vielleicht war der Text ein Spaß meines Nachbarn? Oder eine Falschübersetzung?

Ich las die kurzen Zeilen noch einmal.

Liebe Brüder und Schwestern!

Jesus Christus ist auferstanden. Er erschien mir in persona und sprach: Tuet Buße! Tuet Buße für das, was euresgleichen nun jahrhundertlang verbochen haben. Tuet Buße für Lug und Betrug, für Ausbeutung und Folter, für Hexenverbrennungen und Hinrichtungen. Tuet Buße für die Gier, mit der ihr das Geld der Armen gehortet habt! Und ihr, die ihr da steht und mich hört, Jesus hat recht! Es gibt kein Verbrechen, dessen sich die Kirche im Laufe ihrer Geschichte nicht schuldig gemacht hat!

Als Vertreter Christi auf Erden erkläre ich, dass von nun an Buße zu tun ist, indem die Reichtümer des Vatikans und der gesamten römisch-katholischen Kirche an die gottesfürchtigen Armen der Welt zurückgegeben werden!

Hiermit löse ich die römisch-katholische Kirche auf!

Ihr Ärmsten der Welt, holt euch zurück, was man euch gestohlen hat! Friede sei mit euch! Und fürchtet euch nicht!

Das konnte einfach nicht sein. Oder doch? Jetzt begriff ich, was Kenan gemeint hatte, als er vom Ende des Christentums sprach, und Ramona, die davon redete, dass nun die Kirchen geschützt werden mussten. Aber was bedeutete das rechtlich gesehen?

Hatte der Papst tatsächlich die Macht und Befugnis, seine eigene Kirche aufzulösen? Und falls ja, würde dies denn dann auch befolgt werden? Niemals! Man würde ihn einfach für verrückt erklären oder irgendwie als besessen.

Zitternd steckte ich das Blatt Papier in meine Jacke und machte mich auf in Richtung U-Bahn.

Erst jetzt fiel mir eine seltsame Geräuschkulisse auf. Ein dumpfes Schreien, so als würde in der Nähe ein Fußballspiel stattfinden. Nur dass dieses Raunen von überallher zu kommen schien. Überhaupt war die Stimmung um mich herum irgendwie beängstigend. Für einen Feiertag befanden sich viel zu viele Menschen auf den Straßen, und zumindest hier in Moabit waren es überwiegend Ausländer. Man konnte nicht sagen, dass sie aggressiv gewesen wären oder unfreundlich, dennoch fühlte ich mich wie unter Beobachtung. Und eine Art Hochmut und Triumph war in ihren Gesichtern zu erkennen. Ja, ich fühlte mich als Minderheit, als ein Fremder im eigenen Land.

Je näher ich meiner Bahnstation kam, desto dichter wurde das Gedränge. Eine Gruppe junger Leute stand vor dem geschlossenen Tor einer kleinen Kapelle. Einige von ihnen rüttelten an der schweren Holztür, die aber keinen Zentimeter nachgab. Sie riefen etwas und schlugen mit ihren Fäusten gegen die Pforte.

Erst jetzt fiel mir auf, dass kein einziger Bettler in den Straßen herumlag, obwohl deren Anzahl in den letzten ein, zwei Jahren doch so überdurchschnittlich zugenommen hatte. Überall waren sie seitdem zum alltäglichen Zeugnis des Elends geworden. Erst im Februar, als es so kalt gewesen war in Deutschland, wurde eine Lösung von der Kommune gefordert, nachdem allein in einer Nacht drei Menschen erfroren waren. Alles schien sich jetzt gedreht zu haben. Als wären die Bedürftigen tatsächlich aufgestanden. Als ich aber genauer hinsah, stellte ich fest, dass die Bettler gar nicht verschwunden waren, sondern sie lagen nur nicht mehr herum, hatten sich mit Stolz erhoben und liefen nun umher und schauten sich mit leuchtenden Augen die teuren Auslagen in den Geschäften an.

Es wurde langsam dunkel, und die Straßenlaternen gingen flackernd an. Ich überlegte kurz umzukehren, entschied mich aber dann anders.

Einen Block weiter zeigte sich schon ein ganz anderes Bild. Tausende Menschen zogen auf der Hauptstraße entlang in Richtung Tiergarten, hatten die Fäuste erhoben, teilweise mit Fackeln in den Händen, und riefen etwas im Chor. Polizisten in schwarzen Kampfanzügen standen hilflos da, ängstlich ihre Schilder vor sich haltend, die sie vor den heranfliegenden Steinen schützen sollten.

Erste Molotowcocktails wurden nun angezündet und auf Autos geworfen, einige auch gegen die Uniformierten, die nun voller Wut ihre Schlagstöcke zogen und auf die einschlugen, die sie zuerst erreichen konnten. Gepanzerte Fahrzeuge trafen ein und begannen mit Wasserwerfern die Demonstrierenden über den Boden zu schleudern.

Panik ergriff mich. Nun rannte ich, so schnell ich nur konnte.

Endlich hatte ich die U-Bahn-Station erreicht und zwängte mich die überfüllten Treppen und Flure entlang zum Bahnsteig, wo eine unüberschaubare Menschenmasse auf den nächsten Zug wartete. Es wurde geschrien und gestoßen. Platzangst überfiel mich, aber an ein Zurück war nun nicht mehr zu denken. Ich wurde weiter und weiter vorwärts geschoben. Eine Frau vor mir stolperte, und hätte ich sie nicht hochgezogen, wäre sie sicher von der Menge zertreten worden. In einer Ecke drängten sich, weinend, drei Nonnen zusammen, weil sie von dunklen Männern verspottet wurden.

Ein Albtraum, das kann nur ein Albtraum sein, dachte ich voller Entsetzen.

Der Zug kam, hielt aber nicht an, sondern raste donnernd an den Wartenden vorbei, die ihm darauf schreiend und voller Wut Gegenstände hinterherwarfen. Ein Mann fiel hinunter auf die Gleise, rappelte sich, rasend vor Angst, wieder hoch und versuchte nun hektisch den Bahnsteig zu erklimmen, während sich der nächste Zug mit lautem Rauschen ankündigte. Ein paar Mutige zogen am Arm des Unglücklichen, der aber immer wieder abrutschte und vor Entsetzen schrie. Kurz bevor die Bahn eintraf, zerrten sie ihn heraus. Der Zug hielt mit laut quietschenden Bremsen, und sobald sich die automatischen Türen geöffnet hatten, wurde ich in ihn hineingedrängt. Ich konnte kaum atmen.

Eine Station vor meinem Ziel versuchte ich mich zum Ausgang zu zwängen. Jemand trat mich, brüllte, ich solle doch aufpassen. Aber ich schaffte es schließlich rechtzeitig vor dem Halt zur Schiebetüre, sprang hinaus und stellte erleichtert fest, dass in dieser

Station wieder alles normal zu sein schien. Zitternd stand ich ein paar Minuten nur da, holte tief Luft und wankte dann weiter zu den Rolltreppen.

Am Kudamm war es relativ ruhig, trotzdem lief ich schnell, schaute mich immer wieder ängstlich um. Fünf Minuten später stand ich vor Patricks Haus und klingelte. Nichts tat sich, so läutete ich ein zweites Mal. Wieder nichts. Beunruhigt zog ich mein Handy, das aber immer noch aus war. Da endlich schnarrte der Türöffner.

Das Essen duftete köstlich. Simone hatte knusprige Schnitzel gebraten und dazu frische Kartoffeln mit flüssiger Butter aufgetischt. Patrick ließ es sich schmecken, ich aber stocherte nur herum und starrte auf das leere Weinglas. Er goss mir ein. „Kaum zu glauben, was du da erzählst. Bei uns war mit dem Ende des Sturms alles wieder ruhig. Nun, das kommt eben davon, wenn man in Moabit wohnt. Selbst schuld!“

„Wir hatten bislang noch nie Ärger mit den Bewohnern des Viertels, und die Mieten sind sensationell günstig.“

„Du weißt nun ja auch, warum“, unterbrach Simone. „Manuel, du solltest deinen Schatz anrufen, damit sie nicht zu euch nach Hause fährt, sondern zu uns. Ihr schlaft heute hier im Gästezimmer.“

„Mona kann ruhig bei uns mit im Bett liegen, haha!“

„Das könnte dir so passen! Schau du mal lieber, dass du deine eigene Frau erst mal öfter glücklich machst, du Großmaul“, schimpfte Simone, und dann ruhiger, wieder mir zugewandt: „Sie ist doch mit dem Auto unterwegs, oder?“

Ich nickte. „Mein Handy geht nicht, könntest du ihr vielleicht eine Nachricht senden?“

„Ich rufe sie gleich an. Und nun iss mal was, sonst wird alles kalt.“ Sie stand auf und ging zum Telefonieren in den Flur.

Ich schnitt ein Stück Fleisch ab und schob es mir in den Mund.

„Was ist denn mit deinem Handy?“, fragte Patrick, genüsslich kauend.

„Keine Ahnung. Seit dem Unwetter ist es tot. Kannst du es dir später mal ansehen? Du kennst dich doch mit Technik gut aus.“

„Zeig mal her.“

Ich erschrak, weil mir in diesem Moment einfiel, dass ja auch das Video von dem Mädchen auf dem verdammten Teil war. Das

hatte ich komplett vergessen. „Patrick, da ist wirklich etwas ganz Wichtiges drauf, ein Film. Sei bitte vorsichtig.“

„Was denn?“ Er flüsterte nun: „Ramona nackt?“, und drehte mein Smartphone lächelnd hin und her. „Hast du es denn schon aufgeladen?“

Das musste ich verneinen, wann hätte ich das auch tun sollen?

Patrick stöpselte es an sein Netzgerät. Es machte kurz ‚Poff‘, und etwas Qualm dampfte heraus. „Scheißel“, meinte er überrascht.

„Na bravo! Ist das alles, was dir dazu einfällt? Ich hatte etwas ganz Einmaliges, etwas so Wundervolles ...“ Ich musste schlucken. „Ach egal. Spielt nun ja keine Rolle mehr.“

„Warte mal.“ Patrick zog den rückseitigen Deckel ab, holte eine kleine Karte hervor und hielt sie triumphierend hoch. „Wenn es nur um ein Video geht? Das ist garantiert hier abgespeichert.“

„Bist du sicher?“

„Ich bin mir sicher, es sei denn, du hast irgendetwas umgestellt, seitdem ich es dir eingerichtet habe.“

Das hatte ich nicht, und so sprang ich hoffnungsvoll auf. „Können wir es kurz testen? Vielleicht kannst du bei dieser Gelegenheit eine Sicherungskopie machen.“

„Es muss ja wirklich ein ganz besonderes Werk sein, wenn du gerade jetzt nichts Wichtigeres im Kopf hast. Die Welt geht unter, und du denkst nur an die gefilmten Titten deiner Schnecke.“

„Was für Titten?“ Simone kam zurück und schnappte sich das Handy. „Ihr werdet doch nicht wagen in dieser Situation und unter meinem Dach, versaute Schmuddelbilder anzuglotzen!“ Aufgeregt fummelte sie an meinem Smartphone herum.

„Es ist nicht dein Dach, sondern meines, Simone. Und entspann dich, Patricks Teil ist nämlich hinüber. Ich hatte nur versucht es zu reparieren.“

Sie winkte ab. „Jaja, haltet ihr nur wieder zusammen. Ramona war übrigens doch schon fertig und wird gleich da sein. Und sie wird sich freuen, wenn ich ihr erzähle, was ihr schon wieder treibt.“

„Ramona sieht so was locker, mein Schatz! Die ist nicht so prüde wie du!“

„Ich und prüde? Warte nur, bis du heute ins Bett kommst, Freundchen.“ Sie hob drohend den Zeigefinger. „Wollt ihr noch Nachtisch?“

Aber da klopfte es auch schon an der Tür.

„Unten war offen“, meinte Ramona, als sie Simone zur Begrüßung umarmte. „Oh, das duftet hier aber gut! Ich sterbe vor Hunger!“, rief sie, während sie uns Männern kurz zuwinkte. Schon saß sie neben mir und sah erwartungsvoll auf meinen immer noch halb vollen Teller. „Isst du das nicht mehr?“

„Du kannst das gerne ...“

„Du bist ein Schatz!“, unterbrach sie mich, bereits gierig das erste Stück Schnitzel kauend. „Dein Wein?“

Ich nickte, und sie nahm einen tiefen Schluck. „Ah, das tut gut.“ Sie schnalzte mit der Zunge. „Simone, du bist die beste Köchin aller Zeiten.“

„Danke, Schätzchen. Aber nun beruhige dich doch erst mal ein wenig. Was gibt es denn Neues?“

„Neues? Oh Mann. Alle spielen total verrückt. In praktisch jedem Land der Welt gibt es Aufstände, und die Kirchen werden reihenweise geplündert. Auf den Philippinen ist bereits der Ausnahmezustand verhängt worden. Schlimm wird es wohl in Südamerika werden, dort sind ja ebenfalls praktisch alle katholisch, und es gibt viel Armut. Wegen der Zeitverschiebung bekommen die meisten ja erst jetzt mit, was passiert ist. Vielerorts ist daher die Armee bereits vorsorglich ausgerückt, um das Schlimmste zu verhindern. Im Nahen Osten dagegen werden nun die Stimmen lauter, die den Untergang des Abendlandes beschreien. In Europa ist die Situation noch ruhig. Und bei uns in Deutschland gibt es Ausschreitungen bisher nur in besonders explosiven Regionen. In den großen Auffanglagern in Brandenburg, Bayern und Hessen geht es aber wohl drunter und drüber. Da möchte ich zurzeit nicht für Sicherheit und Ordnung zuständig sein.“

„In Brandenburg gibt es Lager?“, fragte Simone verblüfft.

Ich musste an die Polizistin denken, die wir kennengelernt hatten, an Katrin. Auch sie hatte von großen Lagern und Ghettos gesprochen. Und ich fragte mich, wo sie wohl gerade im Einsatz war.

Ramona trank noch einen weiteren Schluck Wein, bevor sie fortfuhr: „All diese Probleme für sich gesehen sind schon gefährlich genug, aber zusammengenommen haben wir es mit einer hochexplosiven Weltlage zu tun!“

Patrick lehnte sich zurück. „Beste Voraussetzung also für einen globalen Bürgerkrieg.“

Ramona führte seinen Satz fort. „Ja, reich gegen arm. Und Christen gegen den Rest der Welt.“

Das Lager

Gleißendes Licht brach immer wieder durch die nicht ganz geschlossenen Jalousien und ließ flimmernde Staubkörnchen im Zimmer tanzen. Schon seit ein paar Minuten lag ich wach im Bett und beobachtete fasziniert dieses Spiel. Ramona schlief noch tief und fest. Wunderschön lag sie da, mit ihrem im Gegenlicht der Sonne feuerrot leuchtenden Haar. Einen Moment war ich in Versuchung, ihre nackten Brüste zu berühren, ließ es dann aber.

Acht Uhr morgens war es, als ich auf meine Uhr sah. Wir hatten noch bis nach Mitternacht zusammengesessen, uns bei Rotwein unterhalten und die vielen Berichte oder Diskussionen im Fernsehen neugierig verfolgt. Natürlich hatte jeder Prominente etwas zum Thema beigesteuert. Ein deutscher Bischof meinte, der Papst sei geistig umnachtet gewesen. Auch wäre dieser keineswegs dazu berechtigt, über das Vermögen der Kirche zu bestimmen oder die Kirche gar aufzulösen. Das Wort des Papstes gelte nur in Ausnahmesituationen als unfehlbar, er nannte es ‚ex cathedra‘, und dann auch nur in Fragen des Glaubens oder der Sittenlehre.

Gänzlich anderer Meinung hingegen war der Vertreter einer radikalen islamischen Bewegung, der den Papst schon immer als den Führer der Ungläubigen angesehen hatte, denn nun seien die Irrwege endlich vor aller Welt offenbart worden. Selbstverständlich gehöre das unrechtmäßig angehäuften Vermögen der christlichen Kirchen jetzt den Bedürftigen.

Ein Rechtsgelehrter legte seine juristische Sicht auf die Dinge dar, und ein Unternehmer war der Ansicht, dies sei eine äußerst günstige Gelegenheit, einmal das tatsächliche Vermögen der Kirche zu durchleuchten.

Zu guter Letzt forderte ein selbst ernannter Sprecher der Asylsuchenden Deutschlands, dass die Anweisung des Papstes unmittelbar befolgt werden müsse. Die Zustände in den modernen Großlagern, wie er sie nannte, wären mittlerweile unhaltbar. Dagegen lebten die Priester schon Jahrhunderte in Saus und Braus, und das müsse endlich ein Ende finden.

Ich stand auf und ging zum Fenster. Alles war friedlich, und die Stadt schien sich über Nacht beruhigt zu haben.

In Patricks Wohnung war bereits geschäftiges Treiben zu hören, also tapste ich Richtung Bad, um mich frisch zu machen. Beim Duschen fiel mir mein Video wieder ein. Das singende Mädchen. Wir hatten es gestern Abend ganz vergessen.

Kaffeeduft stieg mir in die Nase, und ich beeilte mich, fertig zu werden. Beim Verlassen des Bades stieß ich fast mit Ramona zusammen. „Wieso seid ihr denn alle schon so früh wach? Mann, heute ist ein Feiertag.“

„Guten Morgen, meine Schöne.“ Ich umarmte sie und gab ihr einen Kuss. „Sei froh, denn dann ist der Tag länger.“

Sie verzog das Gesicht. „Bäh, ich habe meine Zähne noch nicht geputzt.“

„Das macht mir nichts, das weißt du doch. Du schmeckst immer gut. Hm“, machte ich und strich mit meinen Händen über ihren Bauch, dann tiefer. Nun drang sie mit ihrer Zunge in meinen Mund ein, leidenschaftlich und fordernd.

„Schätzchen! Sagt mal, könnt ihr damit nicht warten, bis ihr wieder zu Hause seid?“ Simone stand, in der einen Hand eine Kaffeekanne, die andere in ihre Hüften gestemmt, staunend im Flur. „Meine Güte, andererseits könnte man da auch ganz neidisch werden.“ Sie schien tatsächlich etwas verwirrt.

„Was macht ihr heute noch?“, fragte Patrick beim Frühstück in die Runde.

„Ich wollte eigentlich ein neues Thema für Haralds Superfilm komponieren.“

„Ach was!“, unterbrach er mich. „Komponieren kannst du die ganze Restwoche noch.“

„Oh ja! Lasst uns einen Ausflug machen! Das Wetter ist so herrlich, und ein wenig Ablenkung könnte uns nach den gestrigen Turbulenzen nicht schaden.“ Simones Augen funkelten vor Aufregung, dann nippte sie an ihrem Tee.

„Darf ich kurz mal unterbrechen?“, meinte Ramona plötzlich ernst. „Ich muss heute Richtung Löcknitztal.“

Verwirrt schaute ich meine Freundin an. „Löcknitztal. Wieso das denn? Und wo ist das überhaupt?“

„Siebzig Kilometer von hier, zwischen Müncheberg und Fürstenwalde, im Naturschutzgebiet. Und wieso? Weil ich mir dort mal das neue Asylantenlager ansehen soll, das man da im letzten Jahr errichtet hat.“

„Du willst ein Asylantenheim besichtigen? Heute am Feiertag?“ wandte Simone ein.

„Heim. Ja, nach offiziellen Angaben. Nur haben sich nun ja einige neue interessante Dinge ergeben, und die Redaktion ist der Meinung, es könnte da sehr viel mehr dahinterstecken.“

„Ich weiß nicht. Mir reicht eigentlich die Aufregung des gestrigen Tages vollkommen aus für die kommenden Jahre. Ich würde mich wirklich viel lieber an den Musikcomputer setzen und endlich weiterarbeiten. Wir kommen doch auch gerade erst von der Ostsee.“

„Du musst ja nicht mit, Manu. Aber das ist eine riesige berufliche Chance für mich. Die haben mich geschickt und nicht einen der Kollegen. Ich werde da auf jeden Fall hinfahren.“

„Ramona hat recht! Wir schauen uns dort ein wenig um, essen in der Nähe etwas Gutes und sind am frühen Abend zurück. Dann kannst du immer noch in die Tasten hauen“, meinte Patrick.

„Wie aufregend! Schätzchen, ich komme mit!“, rief Simone.

„Also gut“, resignierte ich „Wir müssen aber noch kurz bei uns vorbei, ich will mir frische Sachen anziehen. Und, Patrick, du könntest dann auch noch schnell eine Kopie meines Videos machen.“

Gesagt, getan. Zehn Minuten später saßen wir in dem riesigen Geländewagen der beiden und fuhren in Richtung unserer Wohnung.

Simone und Ramona saßen still im Fond, als wir durch Moabit kamen, und betrachteten im Vorbeifahren entsetzt die Zeugnisse der Nacht. Zwar taten die städtischen Werke bereits ihr Bestes, noch immer aber lag überall Unrat auf den Straßen. Hilfllos blickende Leute standen vor ihren demolierten Autos, und Ladenbesitzer betrachteten wütend die eingeschlagenen Schaufensterscheiben. Schwer bewaffnete Polizisten zogen umher, befragten Zeugen und hielten die Schäden fest. Aus dem Müllcontainer am Ende unserer Straße stieg noch immer Rauch auf, als wir um die Ecke bogen. Es war ein Jammer.

„Ach du meine Güte! Wie schaut es denn hier aus?“ Simone hielt sich die Hände vor das Gesicht.

„Das hatte ich euch doch gestern Abend alles erzählt.“

„Aber so schlimm?“, flüsterte Ramona.

Patrick hielt vor unserem Haus. „Willst du trotzdem nach Löcknitztal?“

Einen Moment schien Ramona zu überlegen, dann antwortete sie sehr leise: „Ja, nun noch mehr.“

Im Treppenhaus war es ruhig, als wir vier nach oben gingen.

Ramona und ich zogen uns schnell ein paar frische Sachen über, während Patrick mein Video auf den PC überspielte.

Als ich aus dem Bad kam, war es ungewöhnlich still. „Ramona?“, rief ich vorsichtig.

„Wir sind hier!“ Die Antwort kam aus meinem Zimmer.

„Was macht ihr denn da?“

Alle drei standen vor meinem Musikcomputer und starrten auf den Monitor, als ich eintrat.

„Das ist unglaublich schön“, sagte Ramona leise. Ihre Augen glänzten. Und auch Simone schien völlig gerührt zu sein.

„Was denn? Was ist schön?“ Noch immer hatte ich nicht begriffen.

„Ich habe dein Video gestartet, um zu sehen, ob die Datei in Ordnung ist.“

Simone hielt die Hand ihres Mannes und wisperte kaum hörbar: „So etwas Wunderschönes, so etwas unglaublich Ergreifendes habe ich noch nie gehört.“

Nun erkannte ich, was sie meinten. Die Qualität war hervorragend, dachte ich spontan, obwohl mein Handy nicht gerade dem neuesten Modell entsprach. Kein Wackeln oder irgendwelche Geräusche störten die Aufnahme.

„Wer ist denn dieses Mädchen?“, fragte Patrick, als der Film zu Ende war, und ich erklärte meinen Freunden, unter welchen Umständen die Aufnahme am Nachmittag zuvor entstanden war.

Ramona sah mich an und meinte nachdenklich: „Hattest du nicht schon damals in Rom erzählt, du hättest so ein unglaublich schönes Lied in einer kleinen Gasse gehört? Das war doch kurz bevor du den Papst in der Kapelle getroffen hattest.“

„Lied, Kapelle, Papst? Ich verstehe nur Bahnhof.“ Patrick kratzte sich am Kopf.

„Ich ...“

Weiter kam ich nicht, denn Ramona erklärte: „Manuel stieß während unseres Urlaubs auf einen Verrückten, der wohl ziemlich kirchenkritisch daherschwafelte und angeblich aussah wie der

nun tote Papst. Außerdem behauptet mein Schatz, auf der Liveübertragung vom Bamberger Anschlag einen Mann erkannt zu haben, der über die Opfer spottet.“ Sie holte tief Luft. „Und dass er diesen Mann hier in Berlin wiedergesehen hat! Habe ich es so richtig zusammengefasst?“

„Ziemlich zynisch zwar, aber ja.“

„Das klingt alles so, als hättest du das falsche Zeug eingeworfen, mein Freund. Und noch einmal: Was hat das alles mit diesem Kind hier zu tun?“ Patrick deutete auf den Bildschirm, auf dem das letzte Bild eingefroren war.

„Ich erkläre euch alles in Ruhe auf der Fahrt nach Löcknitztal.“
Kurz vor zehn Uhr starteten wir.

„Die ganze Geschichte klingt schon irgendwie ziemlich fantastisch“, meinte Patrick, als ich meinen Bericht beendet hatte. Wir waren nun schon knapp eine Stunde unterwegs, und um uns herum glitt eine endlose grüne Fläche vorbei.

„Ja, ich weiß.“

„Wie zum Beispiel sollte dieses Mädchen von Rom nach Berlin gekommen sein?“

„Ich sage ja nicht, dass es dieses Mädchen war, das schon in Rom gesungen hat, ich bin mir nur sicher, dass es dieselbe Melodie war.“

„Außerdem wisst ihr doch, dass diese armen Bettler alle von gemeinen Banden hin und her geschoben werden. Mal sind sie hier, mal da“, äußerte sich Simone.

„Gut, lassen wir das mit dem Kind mal weg, und kommen wir zum Teil mit dem Papst. Du meinst also, dass dieser Milan van Irgendwas diesen Umsturz – oder wie sollte man das sonst nennen? Egal, diesen Wahnsinn eben – mit anschließendem Märtyrertod über Jahre, nein Jahrzehnte, hinweg geplant und vorbereitet hat?“

„Hm. Ja.“

„Und niemand hat das bisher mitbekommen? Und niemand sieht nun die Zusammenhänge außer dir?“

„Patrick, ich kann doch nur wiedergeben, was ich ...“

Ramona unterbrach. „He! Halt mal bitte an.“

„Wieso? Hier ist doch nichts. Nur dieses kleine Dorf da.“

„Eben! Stopp bitte kurz.“

Patrick hielt direkt vor dem Schild des vor uns liegenden Ortes.

„Genau hier sollte es eigentlich sein.“ Ramona suchte in ihrem Handy und las vor. „Neu Hartmannsdorf.“

„Wo soll denn hier ein Flüchtlingslager hinpassen? Leute, ich muss dringend mal! Patrick, fahr bitte schnell weiter bis zur nächsten Tankstelle“, meinte Simone.

„In der Gaststätte dort vorn gibt es Toiletten, und einen Kaffee könnten wir sicher alle gebrauchen. Vielleicht gibt es dort auch eine Kleinigkeit zu essen.“ Ich deutete auf ein uraltes Gebäude, das traurig ein paar Hundert Meter weiter an der Dorfstraße stand.

Simone war empört. „Manuel! Das ist nicht dein Ernst! Diese heruntergekommene Bruchbude betrete ich auf keinen Fall! Schätzchen! Sag doch auch mal was!“ Aber Ramona war noch immer ganz in ihr Smartphone vertieft.

„Meine Güte, Weib! Stell dich nicht immer so an. Ich brauche auch dringend Koffein, und sonst ist hier nichts weit und breit!“

„Wenn ihr meint.“ Simone zog beleidigt ihre berühmte Schnute. „Dann beuge ich mich eben der Macht der Demokratie.“

Wir parkten vor dem Gasthof, zwischen zwei zerbeulten Lieferwagen. Die Pendeltür knarrte, als wir in die Gaststube eintraten, und der Geruch alten Fettes schoss mir in die Nase.

„Mir wird übel.“ Simone stoppte und hielt demonstrativ ihre Hand vor die Nase. Patrick stieß sie an, und so trat sie schließlich doch ein. „Meine Kleidung kann ich anschließend komplett in die Reinigung geben. Aber was soll's.“ Tapfer schritt sie vorwärts und schnurstracks zu den Waschräumen, nicht ohne noch ein „Oh meine Güte!“ von sich gegeben zu haben.

Die Stube war ziemlich düster, da durch die kleinen Fenster kaum Licht eindringen konnte. Eine alte Neonlampe leuchtete spärlich in der Mitte des Raums und brummte dabei ungemütlich.

„Freie Auswahl“, meinte Patrick und ging auf einen der Holzische zu.

Gäste gab es weiter keine, bis auf vier Männer in Handwerkermontur, die schweigsam vor ihrem Bier hockten und uns nun misstrauisch beäugten. Der Wirt, grau und passend zur Einrichtung gekleidet, kam hinkend zu uns an den Tisch, eine erloschene Zigarre im Mundwinkel, auf der er unaufhörlich herumkaute, und stand dann mit verschränkten Armen stumm da.

„Viermal Kaffee, bitte. Und gibt es eine Kleinigkeit zu essen?“, begann ich.

„Wienerle kann ich Ihnen schon warm machen. Die gibt's mit Brot.“

„Also dann, bitte viermal die Würstchen und dazu Kaffee.“

Der Mann drehte sich wortlos um, hinkte zurück zum Tresen, rief etwas in die Küche und kramte danach in einem Schrank vier Tassen hervor. Simone kam aus der Toilette und blickte erschrocken zu ihm, gerade in dem Moment, als er eine schwarze Brühe aus einer Thermoskanne in die Tassen kippte.

Ramona, die die ganze Zeit über immer noch in ihrem Handy recherchiert hatte, ließ plötzlich ab. „Entschuldigen Sie, sind Sie aus dieser Gegend?“, fragte sie unverblümt die Arbeiter am Nachbartisch.

„Ja, schon. Warum?“, antwortete der Jüngste von ihnen.

„Wir suchen das neue Flüchtlingsheim. Das sollte doch genau hier gebaut worden sein.“

Die Männer blickten sich verblüfft an und lachten dann schallend los.

„Flüchtlingsheim. Ha! Hier werden Sie kein Heim finden.“ Der Wirt hatte den Kaffee gebracht und beugte sich zu uns herunter. „Oder meinen Sie vielleicht das ‚KZ Löcknitztal‘? Sein Atem roch übel.“

„KZ?“ Simone wurde blass und fächerte mit ihrer Hand vor ihrer Nase herum.

„Klar! So nennen das alle hier.“ Er wischte sich über den Mund und blickte sich um, als hätte er Angst, beobachtet zu werden, und fuhr fort: „Und nichts anderes ist das als ein Konzentrationslager. Ja, ich weiß, in den Medien liest man andere Dinge. Ein weiteres kleines Flüchtlingsheim in idyllischer Umgebung. Haha.“ Er richtete sich ruckartig auf und rief laut: „Die Wahrheit schaut ganz anders aus, was, Jochen?“

„He Rudolf! Halt doch dein dummes Maul und bring uns lieber noch ein Bier!“, schrie einer der Handwerker.

„Warum? Seit wann darf man in Deutschland nicht mehr die Wahrheit sagen?“

„Was ist denn die Wahrheit?“, hakte Ramona nach.

„Die Wahrheit? Die Wahrheit ist, dass kaum fünf Kilometer von hier“, er deutete nach Osten, „ein Lager gebaut wurde, das größer ist als manche Kleinstadt. Fast eine Million Asylanten lebt dort! Es gibt Läden, Schulen und sogar ein eigenes Krankenhaus. Flüchtlingsheim! Pah!“

„Eine Million Menschen?“, hauchte Simone.

Patrick runzelte die Stirn. „Was soll denn dieses Gefasel? So etwas könnte niemand verheimlichen. Nicht in unserer Zeit.“

Der junge Handwerker war aufgestanden und deutete drohend mit seinem Finger auf uns. „Wieso denn verheimlichen? Jeder hier weiß doch Bescheid. Die Frage ist eher, warum niemand etwas Genaueres wissen möchte!“

Der Wirt lächelte nun schief. „Ja natürlich! Alle wollen den armen Flüchtlingen helfen, aber niemand will mit dem Thema belästigt werden. Das war doch im Dritten Reich nicht anders! Geheim war damals auch nichts, nur wollte niemand die Wahrheit hören.“ Er schlurfte zurück zum Tresen, auf dem inzwischen jemand aus der Küche das Essen abgestellt hatte, und kam mit vier Tellern und einem dampfenden Topf zurück. „Besteck ist hier im Korb. Das Brot bringe ich gleich.“

„Wenn dort wirklich so viele Menschen leben, dann müsste man ihnen doch hier in der Umgebung überall begegnen. Beim Spaziergehen, Einkaufen oder so“, warf ich nun ein.

„Spaziergehen! Ha!“ Einer der anderen Handwerker, ein kleiner schwächlicher Mann mit geschorenem Kopf, grinste mich an. „So weit kommt es noch, dass diese Kanaken hier zu Tausenden frei herumlaufen und alles klauen, was nicht niet- und nagelfest ist.“ Er spuckte auf den Boden aus. „Nein, wenigstens so schlau waren die von der Regierung, dass die zwar theoretisch raus könnten, praktisch aber nicht.“

Der Inhaber des Gasthauses stellte einen Korb mit grauem Brot auf unseren Tisch. „Haben Sie eigentlich eine Ahnung, wie viele von diesen angeblichen Kriegsflüchtlingen allein in diesem Jahr nach Deutschland eingefallen sind? Zehn Millionen waren es! Zehn! Nur in diesem Jahr. Und das Jahr hat erst angefangen. Wo sollen die denn alle hin?“

„Der Staat sperrt Flüchtlinge doch nicht in Gefängnisse ein!“, piepste Simone kleinlaut.

„Gefängnisse sind es ja nicht, wie schon gesagt. Eher Arbeitslager. Täglich fahren dort Busse ein und aus, um die Arbeitswilligen in die umliegenden Firmen zu kutschieren.“

„Noch sind das keine Gefängnisse!“, mischte sich der Handwerker ein, der bisher geschwiegen hatte. „Aber das kann sich jetzt ganz schnell ändern. Ihr habt ja mitbekommen, was der Papst angerichtet hat, oder? Dieser Idiot, er schmore in der

Hölle!“, brummte er, während der letzte Rest seines Biers in seiner Kehle verschwand. Danach fuhr er mit einer imitierten Kinderstimme fort: „Ihr Armen der Welt, nehmt euch das, was euch zu-steht!“ Er deutete auf seinen Kollegen, der neben uns stand, und brüllte nun: „Wir waren gestern alle dort, als es passierte. Sonntags-schicht. Unsere letzte Lieferung hatten wir gerade abgeladen und erst gar nicht gespannt, was los ist. Zum Glück hatte Jochen sein Radio an, als die Übersetzung der Rede dieses Irren wieder-holt wurde. Herumgesprochen hat es sich im Lager wie ein Lauf-feuer. Ihr hättet mal sehen sollen, was da los war! Muslime und Christen unter einem Dach! Was für ein Wahnsinn.“ Er hob die Hand und rief: „Rudolf, was ist denn mit unserem Bier?“, dann fuhr er fort: „Die werden da noch Wochen aufräumen müssen. Gut für die Wirtschaft, was, Jochen?“ Alle vier lachten auf.

Ramona hatte die ganze Zeit dagesessen, ab und zu von ihrem Kaffee geschlürft, aber kein Wort mehr gesagt. Nun aber fragte sie mit ruhigem Ton in die Runde: „Sagen Sie mal: Ist dies das einzige Großlager oder gibt es davon noch mehr?“

„Das kann ich Ihnen ganz genau sagen. In Deutschland alleine gibt es dreiundzwanzig in dieser Größe“, antwortete der Jüngste.

„Dreiundzwanzig. So genau wissen Sie das? Woher? Ich wüsste es nicht.“

Er kicherte und meinte grinsend: „Unsere Firma liefert den Stacheldraht für all diese Lager. Und fast jedes von ihnen befindet sich im Osten der Republik. Da ist ja auch genug Platz. Haha.“

Der Wirt wandte sich ab und brachte das gewünschte Bier zum Nachbartisch.

Niemand von uns dachte daran zu essen. Lediglich Ramona ließ es sich jetzt schmecken. „Hm. Die Wienerle sind wirklich lecker!“, meinte sie kauend. „Leute! Das mit dem Lager hatte ich euch doch heute Morgen erst erzählt. Warum tut ihr nun so über-rascht?“

Niemand von uns antwortete. „Na gut, eine Million, das ist schon ein Wort, und das glaube ich auch nicht. Jetzt esst doch endlich was!“

Patrick hatte sich zuerst wieder gefangen, griff nun ebenfalls in den Topf, tunkte die Wurst in seinen Senf und biss ab. „Schme-cken tatsächlich gut.“ Er sah mich an. „Probier doch mal“, drängte er und schob mir die Schüssel hin.

Mein Magen meldete sich, und schließlich nahm auch ich ein paar. „Dass seit zwei Jahren unzählige Flüchtlingsheime gebaut werden, ist ja allgemein bekannt.“

„Das schon. Aber bisher wird von offizieller Seite immer nur von ‚Heimen‘ gesprochen und nicht von ganzen Kolonien“, bemerkte Ramona kauend und reichte die Würste an Simone weiter.

Die winkte dankend ab, meinte aber: „Lager mit Stacheldraht. Das ist ja unmenschlich!“

„Ach was!“, schnaubte Patrick sie an. „Jede Fabrik, jedes große Warenlager, ist mit Zäunen geschützt.“

Ramona winkte dem Wirt. „Wir zahlen bitte!“, und dann zu uns gewandt: „Lasst uns das endlich mit eigenen Augen ansehen.“

Die Sonne schien inzwischen mit geballter Kraft vom herrlich blauen und vollkommen wolkenlosen Himmel, als wir wieder ins Freie traten.

„Der Wirt hat in diese Richtung gedeutet.“ Patrick blickte zu einem kleinen Wald, der auf einem Hügel lag. „Da hinten sollte es dann wohl auch sein.“ Er stieg in sein Auto und tippte etwas in den Bordcomputer, worauf sich auf dem großen Bildschirm eine Karte der Umgebung öffnete. „Hm. Laut meinem Navi ist um uns herum weit und breit rein gar nichts. Nur grün, also Wald oder Wiesen.“

„Auf Google ist auch nichts zu erkennen. Aber die Lager gab es vor einem Jahr ja auch noch nicht.“ Ramona strich auf ihrem Handy herum. „Wir fahren einfach mal ein Stück.“

„Warum habt ihr denn die Männer nicht gefragt, wie man da hinkommt?“ Simone hatte nicht unrecht.

In diesem Moment traten die vier Monteure aus der Gaststätte. Einer steckte sich eine Zigarette an und meinte gähmend: „So, Feierabend.“

„Entschuldigung“, sagte ich. „Wie kommt man denn zu diesem großen Lager?“

„Warum wollen Sie das wissen? Rein darf man eh nicht ohne Ausweis.“

„Wir möchten es eben mal sehen. So aus der Ferne.“

„Aha, so aus der Ferne. Na dann.“ Er nickte und schnippte die Asche von seinem Glimmstängel weg. „Einfach da den Hügel rauf, und schon sieht man es.“ Er nahm noch einen tiefen Zug, dann warf er die kaum angerauchte Kippe auf den Boden. „Hinfahren

kann man eh nicht. Die Zufahrt ist nämlich eine Privatstraße. Also dann! Einen schönen Tag noch.“ Er zog eine Sonnenbrille aus seiner Arbeitsjacke, setzte sie auf und blickte zum Himmel. Dann stiegen alle vier in ihren Lieferwagen und fuhren davon.

Simone blickte zu der kleinen Anhöhe. „Das ist ganz schön weit, oder?“

Kein Problem anscheinend für Patrick. „Für was haben wir einen Geländewagen? Also los. So was wollte ich schon längst mal machen!“

Wir stiegen ein und fuhren auf einem kleinen Feldweg den Hügel hinauf. Als dieser endete, schaltete Patrick auf Vierradantrieb um, und so holperten wir problemlos weiter bergauf, uns fest an die Türgriffe klammernd. Ganz ehrlich? Es bereitet uns allen einen Heidenspaß, denn wir kamen uns vor wie auf einer Safari.

„Wow! Endlich zeigt mein Teil mal, was es kann!“, lachte Patrick.

Jetzt wurden wir alle in unseren Sitzen heftig hin und her geworfen, da die Wiese nun in Acker übergegangen war. Patrick stoppte. „Hier kommen wir nicht weiter.“

Vor uns lag dichtes Buschwerk, also stiegen wir aus, um die letzten paar Meter zu Fuß zu gehen. In diesem Moment tauchte an der Spitze der Anhöhe ein dunkler Militärhubschrauber auf und donnerte nur wenige Meter über unsere Köpfe hinweg. Dann ein zweiter und ein dritter. Der Lärm war ohrenbetäubend. Unmengen an Gestein und Staub flogen umher, ich bekam keine Luft, und in kürzester Zeit trännten meine Augen. Der Luftdruck zwang uns alle auf den Boden, wo wir eine gefühlte Ewigkeit zusammengekauert dalagen und die Arme schützend über uns hielten. Ich versuchte mich verzweifelt hochzurappeln, um Ramona zu schützen, aber da war der Spuk auch schon vorbei, und die Helikopter verschwanden wummernd am Horizont.

Langsam standen wir auf. Simone schlug wütend den Dreck von ihrer Kleidung und griff in ihre Haare, um dann noch mehr zu fluchen.

„Ob die uns gesehen haben?“, fragte ich zitternd.

„Keine Ahnung. Lasst uns nur schnell von hier verschwinden“, meinte Patrick, während er sein Auto auf Steinschläge untersuchte.

„Auf keinen Fall! Was geht hier eigentlich vor? Das waren Militärhubschrauber!“, schrie Ramona und schoss auch schon den Hügel hinauf. Patrick rannte hinterher und stieß sie zu Boden.

„Was soll das?“, brüllte sie nun vollkommen hysterisch.

„Ramona! Warte, bleib ruhig. Wir gehen, aber nur zusammen und vorsichtig!“ Sie beruhigte sich ein wenig und erhob sich langsam, um dann in die Hocke zu gehen.

Und genau so krochen wir vier nun zusammen vorwärts, das letzte Stück robbend. Dann spähten wir vorsichtig auf die andere Seite ins Tal hinab. Und was wir dort sahen, ließ uns den Atem stocken.

Unter uns lag eine große ausgebaute Senke, in deren Mitte sich eine unüberschaubare Ansammlung weißer Containergebäude befand, die durch gitterförmig angelegte Wege miteinander verbunden waren. Eine Hauptstraße teilte die Anlage in zwei gleichförmige Bereiche und endete auf beiden Seiten in großen schneeweißen Gebäudekomplexen mit jeweils einem großen Tor. Man konnte Grünflächen, Sportplätze und sogar Spielflächen erkennen. Um das Lager erstreckte sich ein hoher Zaun, und mit etwas Abstand war ein tiefer Graben zu erkennen.

Die Bewohner schienen sich in einer Art Aufstand zu befinden. Tausende Menschen hatten sich auf der Hauptstraße zusammengeballt, standen sich in zwei Gruppen gegenüber und schrien sich mit erhobenen Fäusten an, so laut, dass wir es bis zu uns auf dem Hügel hören konnten. Soldaten – oder Polizei in Kampfbekleidung, so genau konnten wir es von unserem Standort aus nicht ausmachen – hatten sich in Gruppen zu menschlichen Barrikaden sammengerottet und versuchten, die wütende Menge zu beruhigen oder möglichst weit auseinander zu drängen. Vor den beiden Einfahrten stauten sich Lkws und Busse, während das Militär auch dort verzweifelt für Ordnung zu sorgen versuchte.

„Die Leute im Dorf haben nicht übertrieben“, flüsterte Patrick, während Ramona mit ihrem Handy ein Foto nach dem anderen knipste.

„Das hätte ich niemals für möglich gehalten.“ Ich kroch ein paar Meter zurück. „Bitte lasst uns hier abhauen.“

„Warum sind die Menschen so wütend?“ Simone wischte sich immer wieder mit den Handflächen über das Gesicht. Sie hatte Tränen in den Augen und verschmierte so Dreck und Schminke zu einer hässlichen Maske.

„Weil die Ansprache des Papstes den Hass zwischen ihnen noch verstärkt hat.“ Ramona kroch, in der Hocke, nun ebenfalls Richtung Auto. „Und ja, lasst uns schnell verschwinden.“

Wir fahren bereits eine Weile, als ich Ramona fragte: „Was willst du jetzt tun?“

Sie überlegte kurz. „Ich werde die Bilder morgen meinem Chefredakteur zeigen und abwarten, wie er darauf reagiert.“ Sie starrte aus dem Seitenfenster und schien sich nicht wirklich sicher zu sein.

Die Sonne stand bereits tief, als wir die Berliner Stadtgrenze erreichten. Simone hatte vorn, neben ihrem Mann, Platz genommen und hörte nicht auf, sich zu putzen und zu schminken.

Patrick hatte bisher kein Wort gesagt, meinte nun aber zu Ramona: „Hast du dir schon mal überlegt, was passiert, wenn das alles publik gemacht würde? Die Regierung hat doch sicher einen Grund, das Ausmaß dieser Lager nicht allzu sehr in die Breite zu treten.“ Er drehte sich kurz zu Ramona um. „Die Flüchtlinge sind ja nun mal da, und wohin sollen sie?“

„Ich mache mir wegen etwas ganz anderem Gedanken. Was, wenn all diese Leute ihre Lager einfach verließen und sich tatsächlich gewaltsam das nähmen, was ihnen laut dem Papst zusteht?“, fragte Ramona, und ihr rotes Haar flammte auf, als die Sonne kurz durch dieses hindurchschien. „Wer sollte diese Menschen aufhalten? Bei angeblich dreiundzwanzig Lagern dieser Größenordnung wären das zig Millionen von Menschen. Und was ist mit den vielen anderen, die bereits in kleineren Asylantenwohnheimen leben?“

Ich wandte ein: „Aber das sind doch keine hirnlosen Wilden! Niemand wird diesen Aufruf des Papstes ernst nehmen, auch wenn der noch so sehr das Oberhaupt der Christen ist ... oder besser war. Und warum sollten sie ihre Heime überhaupt verlassen wollen?“

„Weil diese Heime jetzt vielleicht nicht mehr sicher sind, Manuel. Hast du nicht vorhin erst mit eigenen Augen gesehen, wie aggressiv die Stimmung in diesem Lager ist? Hinzu kommt, dass sich die beiden Religionsgruppen gegenseitig aufhetzen werden! Die extremen Christen sind von ihrem Führer enttäuscht und die Muslime durch seine Wahnsinnstat bestärkt. Beide Parteien sind

dabei in einem vollkommen überforderten Europa eingepfercht. Das kann einfach kein gutes Ende nehmen.“

„Bisher hat es doch auch gut funktioniert. Wir brauchen die Einwanderer ja sogar, da wir Deutschen selbst am Aussterben sind. Und denke mal zurück. In den Neunzigern hatten wir sehr viel schlimmere Probleme. Mit der Bewältigung der Wiedervereinigung zum Beispiel, die wir mit Bravour gestemmt haben. Da werden wir diese Situation doch ebenso locker meistern“, wandte ich ein.

Ramona band ihr Haar zu einem Zopf. „Das war damals ein rein innerdeutsches Problem. Heute aber geht es nicht um die Vereinigung von etwas, das eigentlich nie aufgehört hat zusammenzugehören, sondern um zig Millionen Menschen mit einem vollkommen anderen kulturellen Hintergrund, die dazu nicht nur zu uns, sondern auch in Länder strömen, die selbst kurz vor dem Abgrund stehen. Und als wäre dies noch nicht genug, kommt seit letztem Jahr nun auch noch diese furchtbare Dürrekatastrophe in Nordafrika hinzu. Manuell! Dort stehen nicht nur zig Millionen vor unseren Toren, sondern Hunderte Millionen! Es genügt ein winziger Funke, um dieses Pulverfass zur Explosion zu bringen!“

„Und dieser Funke war der Papst?“, fragte ich.

„Nein. Meiner Meinung nach fehlt noch etwas.“

„Und das wäre?“

„Die massive Angst der Europäer vor den Armen und der dann heranwachsende Hass.“

Der Wagen stoppte vor unserem Haus. Patrick stieg aus und hielt Ramona galant die Tür auf. „Habt ihr Lust, mit uns später noch einen Wein trinken zu gehen? Sozusagen zum Abschluss dieses unglaublichen Wochenendes. Was meinst du, Schatz? Das wäre doch nett.“

Simone aber saß immer noch vollkommen verstört da und murmelte nur ein leises: „Ich weiß nicht.“

„Das ist wirklich nett, Patrick, aber wir sind beide total erschöpft, und ich muss morgen ja sehr früh in die Redaktion.“ Erwartungsvoll blickte Ramona zu mir „Ist doch so, oder?“

Ich nickte, und so verabschiedeten wir uns mit dem Versprechen, das Weintrinken kurzfristig nachzuholen.

Überall brannten Kerzen in unserem kleinen Wohnzimmer. Der Tisch war feierlich gedeckt, und auf dem Herd köchelten Spaghetti vor sich hin, während ich selbst gerade dabei war, eine Tomatensoße zu machen. Eines der wenigen Gerichte übrigens, die ich wirklich draufhatte. Ich hatte dazu kleine Tomaten mit Zwiebeln in Olivenöl gebraten, etwas Knoblauch, Basilikum, Salz, Pfeffer, Zucker und einen Schuss Rotwein hinzugefügt, und fertig. Gerade als ich frisch aufgebackenes Weißbrot auf die Anrichte stellte, kam Ramona aus dem Bad, in dem sie sich nun fast eine Stunde lang aufgehalten hatte.

„Mmm. Das duftet ja wundervoll. Du hast gekocht? Was für eine schöne Überraschung.“

Wie sie nun mit ihren schönen, strahlenden Augen vor mir stand, flammte in mir eine unendlich tiefe Zuneigung zu ihr auf. Und wieder einmal wurde mir klar, wie sehr ich diese Frau liebte.

„Ich hoffe, es schmeckt auch so, wie es riecht“, lachte ich sie an und nahm sie sanft in den Arm. Sie war so klein und so zart und doch im Leben stark und kämpferisch. Ich strich ihr über das frisch gewaschene Haar, das weich war wie Flaum. Sie legte dafür ihren kleinen Kopf auf meiner Brust ab und berührte meine Schultern. „Das ist wirklich lieb von dir. Damit hätte ich jetzt am wenigsten gerechnet.“ Sie blickte hoch zu mir. „Danke, dass du für mich da bist.“ Dann liebkosten ihre Lippen die meinen, wanderten weiter und weiter, bis ich alles um mich herum nur noch vergessen wollte.

Es zischte laut, als das Wasser überlief, und wir mussten beide über diesen jähen Abbruch der romantischen Stimmung lachen.

„Die Spaghetti melden sich zum Fressen!“, lachte Ramona und rannte zum Herd, um den Topf zur Seite zu schieben und gleichzeitig in meiner Soße herumzurühren. Ich kam ihr nach, biss sie in den Nacken und schob sie sanft zu Seite. „Ich mach das schon, meine Schöne. Du könntest aber derweil den Wein einschenken.“

„Das mache ich, aber vorher muss er natürlich fachfrauulich getestet werden!“, sagte sie grinsend, hob den neben dem Herd stehenden Wein und trank einen gewaltigen Schluck direkt aus der Flasche.

„Ihh! So was macht man nicht“, klagte ich. „Der war ziemlich teuer!“

Sie stellte die Flasche auf dem Esstisch ab. „Na und?“ Tänzeln und wild fauchend kam sie auf mich zu, die Finger zu Krallen gespreizt und die weißen Zähne wie eine Raubkatze gebleckt. „Ich will dich und zwar sofort!“

Es war schnell, wild und leidenschaftlich.

Danach saßen wir zufrieden am Tisch und aßen.

„Mann, ist das lecker.“

„Ja, Spaghetti kann ich gut.“

„Nicht nur das“, schnurrte sie, den Mund zu einem schiefen Lächeln verziehend. „Du bist ein toller Mann, und ich bin froh, dass ich dich getroffen habe, Manuel.“

Ich wurde rot und hoffte, dass man dies im Schein der Kerzen nicht bemerken würde. „Danke, Ramona. Und du bist die Frau meines Lebens.“ In diesem Moment überwältigten mich urplötzlich meine eigenen Gefühle, und so nahm ich ihre Hand und fragte: „Ramona. Ich liebe dich. Möchtest du meine Frau werden?“

Sie sackte in sich zusammen. „Heiraten? Jetzt?“

„Wir müssen ja nicht sofort“, lenkte ich erschrocken ein. „Es ist vielleicht gerade ein dummer Zeitpunkt.“

„Ja, ich will, Manuel.“ Sie beugte sich über den Tisch und zog mich sanft zu sich, küsste mich, und ich spürte ihre Tränen an meiner Wange.

In dieser Nacht liebten wir uns noch ein zweites Mal, diesmal aber lange und intensiv und verdrängten für einen Moment den Wahnsinn, der sich damals bereits ganz offensichtlich um uns herum ankündigte.

Reichstag

„Guten Morgen, mein Zukünftiger!“ Eine Tasse herrlich duftenden Kaffees schwebte über meinem Kopf.

„Zukünftiger?“

Ramona riss die Augen auf. „Hast du etwa vergessen, dass du gestern ...“

„Ach, was. Komm her, meine Schöne.“ Sie beruhigte sich und lächelte nun wieder. Ich zog sie vorsichtig an mich und schnappte gleichzeitig nach dem Kaffee.

„Den gibt es nur, wenn du sofort aufstehst. Jennifer hat geschrieben und gefragt, ob wie ihr heute das Reichstagsgebäude zeigen und ein paar andere Tourisachen.“

„Die hübsche Amerikanerin? Ich bin dabei!“

„Die hübsche ...? Du fängst dir gleich eine! Ein schöner Verlobter bist du, dass du schon am ersten Morgen anderen Weibern nachsteigst.“

„Komm! Männer sind eben so.“ Wieder versuchte ich den Kaffee zu erhaschen, wieder erfolglos. „Baby. Es gibt nur zwei Frauen in meinem Leben, und das bist du und das ist meine Mom!“ Ich überlegte einen Moment. „Die müsste ich auch mal wieder besuchen, fällt mir dabei ein. Wie geht es deinem Vater eigentlich?“ Meine Mutter und Ramonas Vater waren beide verwitwet und lebten in Bayern.

„Mit dem telefoniere ich genauso oft wie du mit deiner Mutter, Manu. Aber stimmt schon, Elternbesuch wäre längst mal wieder fällig. Und etwas Schönes zu berichten, gibt es ja auch, gell!“ Sie schmunzelte und deutete dabei auf ihren Ringfinger und ergänzte in ernstem Ton: „Wenn mein Vater es denn überhaupt begreift. Wie wäre es, wenn wir sie einfach mal zu uns nach Berlin einladen? Dann könnte deine Mom endlich auch mal meinen Vater kennenlernen, und wer weiß – vielleicht gibt es eine Doppelhochzeit!“

Ich freute mich bei der Vorstellung, auch wenn sie mir gleichzeitig ziemlich utopisch erschien, da meine Mutter seit dem Tod meines Vaters kein einziges männliches Wesen mehr an sich herangelassen hatte und Ramonas Vater in einer Einrichtung für betreutes Wohnen lebte.

„Aber was ist jetzt mit Jennifer? Ich habe noch mindestens bis fünf in der Redaktion zu tun. Du könntest mit ihr ja schon einmal

alleine losziehen, ansonsten lohnt es sich für sie gar nicht“, meinte meine rothaarige Schönheit.

„Ja, okay. Schreib ihr, dass ich sie um zwei vor dem Brandenburger Tor treffe und wir dann weitersehen“, sagte ich.

„Schreib du bitte, ich muss los. Die Nummer habe ich dir hier drauf notiert.“ Sie hielt einen Zettel hoch und legte ihn dann auf der Kommode ab. „Und Einkaufen gehen könnte übrigens auch mal jemand!“

„Ich muss auch endlich an meinem Thema weiterarbeiten, ich werde sonst nie fertig!“, rief ich ihr hinterher, aber die Türe war bereits knallend ins Schloss gefallen.

Ich hob das Stück Papier, las die Nummer und hoffte, dass mein Handy wieder funktionierte. Patricks Rat befolgend, hatte ich es einfach über Nacht ans Stromnetz angeschlossen, damit es nicht nur lud, sondern durch die eigene Wärme auch gleich trocknete. Ich ging in mein Zimmer und schaltete es ein. Tatsächlich ging es an.

Pünktlich um vierzehn Uhr stand ich vor dem ausgemachten Treffpunkt und blickte mich um. Alles schien heute normal. Touristen bestaunten die historischen Monumente und fotografierten fleißig, während die Einheimischen geschäftig auf und ab gingen. Die Cafés und Restaurants waren voll wie immer, und es gab weder Demonstrationen noch irgendwelche Unruhen. Lediglich die Zeitungen und sonstigen Medien quollen schier über mit Berichten, Stellungnahmen und Meinungen zur Tat des Papstes und den daraus resultierenden Folgen. Die Kirche selbst hatte sich bisher allerdings beharrlich jeglicher Stellungnahme entzogen.

Hatte sich über den Feiertag also alles beruhigt? Es schien so, zumindest bei uns. Im Ausland war die Situation nämlich eine andere. Militär und Polizei mussten vielerorts hart gegen Plünderungen vorgehen, es gab bereits Tote und natürlich überall zerstörte oder ausgeraubte Kirchen. Besonders medienwirksam war ein Massaker in Mexiko gewesen, bei dem alle Priester eines Klosters ausgeraubt und danach auf bestialische Weise umgebracht worden waren.

Plötzlich hatte ich die erschreckenden Bilder von gestern wieder vor Augen, die explosive Stimmung im Lager. Und Ramonas Worte hallten noch in meinen Ohren, brannten in meinem Kopf. Was, wenn all diese Menschen ihre Lager einfach verließen und

sich das holten, was sie selbst nicht besaßen? Wer sollte sie aufhalten?

In der Geschichte der Menschheit hatten die Unterdrückten bisher niemals begriffen, welche Macht sie alleine durch ihre Masse eigentlich innehatten. Vielleicht ist das diesmal anders, überlegte ich. Und wie sollte unser zivilisiertes Land dann damit umgehen? Einfach losschießen?

„Hey Manuel!“, rief jemand und riss mich aus meinen Gedanken. Es war Jennifer, die anscheinend im *Adlon* übernachtet hatte oder zumindest von dort winkend auf mich zukam. Sie trug heute ein oranges Kleid, das durch einen breiten braunen Gürtel tailliert war. Ihre strahlend blauen Augen waren nur dezent bemalt.

„Nobel geht die Welt zugrunde“, meinte ich und umarmte sie flüchtig, nicht aber ohne ihr einen Begrüßungskuss auf die Wangen verpasst zu haben.

„Keine Ahnung, was du meinst?“, lachte sie.

„Ach, das ist nur ein blödes deutsches Sprichwort. Hast du etwa in diesem Luxushotel übernachtet?“

„Ja, das ist sehr schön. Es war eine Empfehlung von meinem Vater. Er wohnt wohl immer dort, wenn er in Berlin zu tun hat. Wo ist Ramona?“

„Sie muss arbeiten. Du hast das mit dem Papst ja sicher mitbekommen und auch das, was er damit angerichtet hat? Seitdem will jeder Redakteur seinen Senf dazu abgeben.“

„Ja, das ist alles ganz schrecklich. Mein Vater ist sehr beschäftigt mit dem Thema Armut und Hunger. Aber was hat das mit Senf zu tun? Ist das nicht für Wiener Würste?“

„Ach, das ist auch nur so ein dummer Spruch“, winkte ich ab. „Was möchtest du zuerst sehen?“

„Oh, ich bin besonders an dieser Kuppel interessiert. Die von eurem Weißen Haus.“

„Weißes Haus.“ Ich lachte. „Ach ja, das Reichstagsgebäude. Das hat Ramona schon angedeutet. Da werden wir lange anstehen müssen.“

„Ich denke nicht. Ich habe eine spezielle Karte mit Namen, auch für dich und Ramona. Treffen wir sie später noch? Ich fliege bald schon zurück in die USA und hätte deine Süße so gerne noch einmal gesehen.“

„Sie ist gegen fünf fertig und will dann dazukommen. Ist dein Vater Politiker?“

Sie lachte herzlich. „Oh nein! Eher das Gegenteil. Aber lass uns nun nicht über meinen Dad sprechen.“ Sie hakte sich bei mir ein. „Kann man von der alten DDR-Mauer noch etwas sehen? Und es gibt ein Wachsfigurenkabinett von Madame Tussauds in Berlin. Das will ich unbedingt auch besuchen.“

„Lass uns erst mal losgehen“, meinte ich „Und ja, etwas von der DDR-Grenze kann man noch sehen.“ Ich schnupperte kurz an ihrem Haar. „Was ist das für ein Parfüm? Riecht sehr gut.“

„Haha! Manuel! Du bist mir ja einer. Willst du es etwa deiner bezaubernden Freundin schenken?“

„Was? Nein. Es duftet nur recht außergewöhnlich. Teuer?“, stammelte ich verlegen.

„Teuer? Ich habe keine Ahnung, ehrlich gesagt.“

Wir zogen los. Sie, fröhlich plaudernd, und ich spazierte nun durch Berlin. Ich hingegen fühlte mich ein wenig eigenartig. So kannte ich mich gar nicht, aber tatsächlich verunsicherte mich diese junge Frau. Ab und zu schielte ich zu ihr hinüber. Mit den blonden Haaren und dem mädchenhaften Gesicht war sie eigentlich so gar nicht mein Typ. Aber etwas faszinierte mich dennoch ungemein. Ihre Weiblichkeit? Dieses Lachen oder das Feine und Frauliche an ihr? Sie war so ganz anders als meine starke, freche Kämpferin Ramona. Reiß dich zusammen, sie könnte deine Tochter sein!, sagte ich mir.

Zuerst besuchten wir das Wachsfigurenkabinett, staunten über die Ähnlichkeit der Figuren mit ihren prominenten Vorbildern und machten viele Fotos von Jennifer und den Puppen, als sie plötzlich sagte: „Es gibt auch eine Figur von meinem Vater. Aber nicht in Berlin.“

„Von deinem Vater!“ Ich war erstaunt. „Also jetzt machst du mich wirklich neugierig.“

„Ha, ja, es ist tatsächlich so. Aber ich finde, sie sieht ihm nicht wirklich ähnlich. In New York steht zum Beispiel eine.“

„Jetzt sag schon, wer ist dein Vater?“

„Nein, nein. Lass uns weitergehen.“

„Na gut, aber bevor du fliegst, verrätst du es mir noch, okay?“

„Vielleicht“, grinste sie.

„Wo sind übrigens deine Bodyguards?“

„Ich habe doch dich heute.“ Sie sah mich mit ihren großen Augen an, lächelte verschmitzt und hakte sich dann fester bei mir ein. „Nein. Sie sind schon da. Aber man muss ab und zu ein wenig genauer hinsehen.“ Sie drehte sich um. „Schau, dort hinten sind die beiden“, und deutete dabei auf ein Café. „Ich hatte sie gebeten, heute ein wenig, nun, wie sagt man, zurückhaltender zu sein als üblich.“

„Gehst du denn nie ohne sie weg?“

„Meine Familie sieht es lieber so, zumindest, wenn ich im Ausland bin. Alles hat eben auch seine Nachteile.“

Wir bummelten weiter, besuchten das Jüdische Museum, einen Rest der alten Mauer und aßen in den Hackeschen Höfen, einem Laden- und Wohnviertel in Berlin Mitte, eine Kleinigkeit. Und tatsächlich befanden sich ihre Beschützer immer in unserer Nähe, aber mit diskretem Abstand.

Um vier Uhr meldete sich Ramona per Handy, und wir besprachen, uns in einer halben Stunde vor dem Deutschen Reichstag zu treffen.

Die Frauen freuten sich ungemein sich wiederzusehen, ich dagegen kam mir plötzlich vor, wie das fünfte Rad an einem Wagen. Es war schön gewesen, alleine mit Jennifer unterwegs zu sein, und irgendwie hatte ich innerlich gehofft, Ramona müsse länger arbeiten.

Trotz der knappen Zeit bestanden die Frauen auf einen Kaffee. Also machten wir einen kleinen Umweg zum Pavillon am Reichstag, wo wir wegen des schönen Wetters im Außenbereich Platz nehmen konnten. Ramona und Jennifer bestellten Espresso, Prosecco und Kuchen, ich nur eine Tasse Kaffee.

„Einlass in den Reichstag ist nur bis achtzehndreißig, glaube ich“, unterbrach ich das rege Geplaudere der Damen.

„Wir schaffen das schon, Manuel“, winkte Jennifer ab, worauf Ramona auf ihre Handtasche deutete und anfügte: „Ich hoffe, wir kommen mit meinem Presseausweis schneller rein.“

„Jennifer hat schon für alles gesorgt und für uns drei ganz spezielle Karten besorgt. Toll, was?“ Irgendwie klang es beleidigter, als ich beabsichtigt hatte.

„Sag mal, bist du schlecht gelaunt? Was ist denn los mit dir?“ Ich fühlte mich ertappt und schwieg.

Jennifer winkte dem Ober und bezahlte für uns alle, was mir unangenehm war. Sie besprach dann noch etwas mit ihren Beschützern, die zwei Tische weiter gesessen hatten. Sie schienen damit aber nicht recht einverstanden zu sein, denn beide gestikulierten heftig. Jennifer kam zurück zum Tisch, und ich fragte „Gibt es Ärger?“

„Nein. Meine Aufpasser können wegen ihrer Waffen nur nicht mit hinein und müssen nun vor dem Haupteingang warten. Das gefällt ihnen nicht. Sie haben Angst, Ärger mit meinem Vater zu bekommen.“

„Das ist doch lächerlich. Der Bundestag ist wohl einer der sichersten Orte der Welt.“

„Ich denke das auch, und deswegen gehe ich nun eben auch ohne sie hinein.“

So schlenderten wir über die große Wiese, wo viele Menschen die milde Temperatur des Abends ausnutzten.

„Es gibt sehr viele Ausländer bei euch in Berlin, nicht wahr? Und viele sind so aggressiv.“ Von Jennifers Frage überrascht, blickte ich mich genauer um. Tatsächlich waren überwiegend dunkle Gesichter zu erkennen. Auch war die Stimmung nicht so friedlich wie sonst hier. Es wurde heftig debattiert und gestritten. Ein Stück weiter zum Beispiel beschimpfte gerade eine Gruppe betrunkenen Deutscher lautstark eine neben ihr sitzende Großfamilie, die wiederum in einer slawischen Sprache, nicht weniger lautstark, konterte.

„Das ist erst so, seit der Papst diesen Mist verkündet hat. Seit drei Jahren wandern jetzt schon jährlich viele Millionen Menschen nach Europa, aber bisher war das nie ein Problem.“ Bislang wusste aber auch niemand von diesen Großlagern, dachte ich, sprach es aber nicht aus.

„Ja, das ist neu für euch, nicht wahr? Die USA hingegen bestehen ja praktisch nur aus Einwanderern, aber wir haben auch sehr viele Probleme mit den Ärmsten aus Mexiko und Südamerika.“

Inzwischen waren wir an der großen Eingangstreppe angelangt, wo noch immer eine lange Schlange auf Einlass wartete. Jennifer blickte am riesigen Fahnenmast hoch und sprang dann vergnügt um ihn herum. Sie lachte mir zu, und mein Herz begann zu rasen.

„Eure Landesfarben sind so schön!“, rief sie. „Aber ihr zeigt eure Flagge nur sehr selten. Unser Sternenbanner hängt an fast jedem Haus.“

Wir liefen, an den Wartenden vorbei, zum großen Portal hinauf, bis zu einer Sonderkasse. Ramona kramte ein paar Papiere aus ihrer Tasche, und erstaunlicherweise wurden wir tatsächlich sofort durchgelassen.

„Ich habe uns übrigens Plätze im Dachgartenrestaurant für acht Uhr reserviert. Es soll dort sehr gutes Essen geben.“

„Wow, das ist echt nett, aber wir können uns das wirklich nicht leisten“, meinte Ramona verlegen.

„Ihr seid natürlich meine Gäste.“

„Und das können wir nicht annehmen, Jenny.“

„Natürlich! Ihr opfert schließlich auch eure Zeit. Und es macht mir Spaß.“

„Also dann vielen Dank. Das ist wirklich sehr nett.“

Ein Herr im Anzug trat an uns heran, verbeugte sich kurz und meinte: „Sie sind die Herrschaften für die Sonderbesichtigung?“

Erstaunt blickte ich zu Jennifer, die ihre Hand hob. „Ja, das sind wir. ‚A Party of Three‘ für Jenny, Ramona und Manuel.“

Der Herr blickte auf seinen tragbaren Computer „Ja, das stimmt, Miss ...“

„Dann können wir los!“, unterbrach ihn Jennifer und übergab ihm ein recht offiziell aussehendes Schreiben mit vielen Stempeln.

„Dürfte ich bitte noch Ihre Ausweise oder Führerscheine sehen?“ Glücklicherweise hatten wir entsprechende Papiere bei uns, die nun penibel kontrolliert wurden. „Entschuldigen Sie, aber zurzeit sind die allgemeinen Sicherheitsvorschriften sehr streng. Ja, alles in Ordnung.“ Er gab uns die Papiere zurück. „Bitte folgen Sie mir.“ Er ging los, dann stoppte er kurz ab. „Ah. Benötigen Sie einen Audio-Guide ins Englische oder verstehen Sie Deutsch, Miss ...“

Wieder unterbrach ihn Jennifer. „Ich verstehe recht gut.“

Der Mann nickte leicht, und so starteten wir die Tour durch den Deutschen Bundestag mit allem Komfort einer Privatführung. Alles wurde genau erklärt, und pünktlich um zwanzig Uhr lieferte uns Herr Schneider, so hieß unser Begleiter, am Eingang des Restaurants, ganz oben auf dem Reichstagsgebäude, ab.

Augenblicklich empfing uns dort eine äußerst adrette Dame in dunkelblauem Kostüm. „Miss Jenny? Herzlich willkommen bei *Käfer*. Sie hatten für drei Personen reserviert?“

„Ja, das ist korrekt“, meinte unsere Gastgeberin fröhlich.

Ich stand mit Ramona hinter ihr und erhaschte nun einen kurzen Blick ins Innere dieses feinen Restaurants. Ich stieß meine Freundin an. „Mensch, Ramona! Wir haben absolut nicht die passenden Klamotten an. Hier sitzen fast alle im Anzug.“

Es war zu spät, denn schon wurden wir an unseren Tisch geführt. Ein Kellner rückte die Stühle für die Damen zurecht und verschwand dann dezent. Ich war ziemlich angespannt und schob das viele Besteck, welches vor mir auf dem Tisch verteilt war, hin und her.

„Lass das!“, zischte Ramona, nahm mir die Gabel aus der Hand und legte sie an ihren ursprünglichen Platz.

„Darf ich für euch die Getränke bestellen? Ihr trinkt doch Wein, oder? Und wie schaut es mit einem Aperitif aus?“

„Ja, gerne.“

Jennifer winkte dem Ober, der unverzüglich zu uns an den Tisch zurückkehrte, und bestellte irgendein Getränk, bei dem ich nur verstand, dass wohl Champagner die Grundsubstanz war. Keine drei Minuten später wurden die Getränke auch schon, zusammen mit den Speisekarten, gebracht.

„Darf ich Ihnen heute das Rinderfilet ‚Rossini‘ empfehlen? Exzellent!“ Er überreichte den beiden Frauen die Karte.

„Haben Sie es probiert?“, fragte Ramona den Kellner frech.

Jennifer musste auflachen, der Kellner fand die Frage wohl nicht besonders lustig, lächelte bittersüß und verdrückte sich.

„Mona, Süße. Du bist so lustig.“ Jennifer hob das Glas. „Lasst uns anstoßen auf ...“ Sie überlegte kurz. „Auf das Leben!“

Der Cocktail schmeckte hervorragend und prickelte angenehm auf der Zunge.

„Was meint ihr? Wollen wir alle das Steak probieren?“

Ramona und ich blickten uns an, und ich zuckte mit den Schultern. „Ja, sehr gerne, wenn das nicht zu teuer ist.“

„Manu, wenn ich diese Preise mit denen in New York vergleiche, dann ist das äußerst preiswert.“

Sie winkte dem Kellner erneut, der auch sofort kam. „Dreimal das Steak, medium. Davor eine Variation Ihrer Vorspeisen, von allem etwas, bitte.“

„Sehr wohl. Darf ich Ihnen dazu zu den Zweitausendachter ‚La Poja‘ vorschlagen? Wir haben allerdings nur noch zwei dieser exzellenten Flaschen in unserem Spezialkeller.“ Er räusperte sich.

„Warum nicht! Zwei Flaschen werden schon reichen für uns, nicht wahr?“, meinte Jennifer schmunzelnd.

Der Ober verbeugte sich abermals kurz und ging.

„Ich freue mich. Ich habe einen riesigen Hunger. Und noch einmal danke, dass ihr mitgekommen seid. Die Führung durch Berlin und durch dieses Gebäude war sehr interessant.“

„Es hat uns auch viel Spaß gemacht, Jenny“, antwortete ich, „und wenn ich ehrlich bin, ich war noch nie im Berliner Reichstag.“

„Das ist schön, dann ist dies also eine sogenannte ‚win-win‘-Situation. Kennt man diesen Ausdruck in Deutschland?“

Ramona trank ihr Glas aus und fragte dann: „Jenny, was machst du hier in Berlin eigentlich genau? Wir wissen von dir gar nichts. Aus welcher Stadt kommst du zum Beispiel, und was arbeitest du?“

„Mich würde am meisten interessieren, wer dein berühmter Vater ist“, warf ich neugierig ein.

„Nun, viele Fragen auf einmal.“ Auch sie trank ihren Aperitif aus. „Was ich hier in Berlin mache, hatte ich ja erzählt. Es geht um einen Preis, oder sagen wir besser, um eine Art Dankeschön für eine große Spende meines Vaters. Und leider konnte er eben nicht persönlich kommen. Meine Eltern verwalten Stiftungen, die sich um arme Menschen kümmern. Ich selbst studiere noch und werde sie dann wohl später unterstützen. Wir leben in Washington.“

Der Kellner kam zurück an unseren Tisch und stellte eine gewaltige Vorspeisenplatte zwischen uns. Dann begann er unverzüglich die einzelnen Köstlichkeiten zu benennen, wie Gänseleberterrine, Ziegenkäse, Thunfisch, gebackener Kürbis und karamellisierte Walnüsse.

„Darf ich Ihnen von allem etwas kredenzen oder wünschen die Herrschaften selbst die Wahl zu treffen?“

„Ich mache das schon. Vielen Dank“, beantwortete ich ihm die Frage, und er übergab mir mit feierlicher Miene das dazu notwendige Besteck. Danach zog er sich dezent zurück und überließ mir das Verteilen.

Ich reichte Jennifer den Korb mit duftendem frisch gebackenen Weißbrot. „Vielen Dank, Manuel. Du bist ein wahrer Gentleman“, sagte sie leise und blickte mir dabei tief in die Augen, etwas länger als notwendig, und verursachte damit einen Stich in meinem Herzen.

„Meine Güte, ist das lecker!“, schwärmte Ramona, und in meine Richtung gewandt, etwas schnippischer: „Könntest du mir den Brotkorb vielleicht auch mal geben?“

Der Ober servierte den Wein und goss mir einen Probierschluck ein. Er war köstlich, und ich bestätigte ihm dies, worauf er uns allen ein halbes Glas einschenkte.

Einen Moment aßen wir stumm, bis ich die Stille unterbrach. „Wer ist denn nun dein berühmter Vater, Jenny?“

Die Angesprochene kaute zu Ende, trank einen Schluck des rubinroten Weins und meinte dann: „Bitte seid mir nicht böse, aber ich möchte nicht erzählen, wer mein Vater ist. Meine Eltern sind sehr bekannt, und sie vermeiden es, uns Kinder in der Öffentlichkeit allzu sehr vorzuzeigen. Sie haben einfach Angst um uns. Daher auch die Bodyguards.“

„Hm. Schade. Aber ich verstehe das schon irgendwie“, meinte ich.

„Ist das nicht total nervig, wenn ständig zwei Wachleute um einen herum sind?“, erkundigte sich Ramona.

„Ich kenne es ja nicht anders. Und immer sind sie auch nicht dabei. Oder zumindest nicht so offensichtlich.“

Die Steaks wurden aufgetragen. Ich schnitt das erste Stück vorsichtig ab und probierte gespannt. Das Fleisch zerging quasi auf der Zunge und verschmolz auf geniale Weise mit der Rotweinsosse. So etwas Gutes hatte ich noch nie gegessen. Auch Ramona schien beeindruckt. Zufrieden lächelnd hob sie ihr Glas: „Danke für den Abend, Jenny, und besonders für das unglaublich gute Essen.“ Die Weingläser klangen hell, als wir miteinander anstießen.

„Es ist schön, euch kennengelernt zu haben. Vielleicht besucht ihr mich einmal in den USA?“

Ramona war sichtlich begeistert von diesem Gedanken und wollte gerade etwas sagen, als ihr Handy piepte. „Oh, Entschuldigung. Wenn es so klingt, dann ist es mein Chef.“ Sie las die Nachricht und wurde ernst.

„Was ist denn? Schlechte Neuigkeiten?“

„Auf ein Flüchtlingslager in Cottbus wurde soeben ein Brandanschlag verübt. Es gibt diesmal auch Tote. Mehr ist noch nicht bekannt. Man vermutet, dass radikale Islamisten dahinterstecken.“

„Musst du in die Redaktion?“, fragte ich nach und fühlte mich augenblicklich schrecklich, weil ich insgeheim wünschte, mit Jenny wieder alleine sein zu können, sogar auf Kosten dieser armen Menschen. Was für ein schlimmer Gedanke, und doch konnte ich mich nicht dagegen wehren.

„Nein. Heute nicht mehr. Es reicht, wenn ich morgen pünktlich da bin.“

„Ach, ist das alles schrecklich! Nie werde ich begreifen, warum Menschen sich gegenseitig so viel Böses antun“, sagte Jennifer.

Ich lehnte mich in meinem Stuhl zurück. „Warum gibt es Anschläge auf Flüchtlingslager? Und wieso sollten Islamisten so etwas tun? Das macht doch überhaupt keinen Sinn.“ Ich blickte Ramona an. „Wie schon einmal gesagt, vielleicht steckt ganz etwas anderes hinter alldem.“

Wieder meldete sich das Handy. „Es gab noch einen zweiten Anschlag, diesmal aber auf ein Flüchtlingslager in Magdeburg. Man fand wohl auch erstmals einen Hinweis auf die Täter. An das Eingangstor des Lagers hat jemand zwei Worte aufgespritzt.“

„Lass mich raten. Allahu Akbar?“

Sie zögerte, bevor sie weiterlas. „Nein. Es stand dort ‚Opus Dei‘.“

Stiller Zeuge

„Opus Dei.“ Jennifer richtete sich auf. „Ist das nicht diese Geheimpolizei des Vatikans?“

„Ich habe keine Ahnung von solchen Sachen. Für mich heißt das nur, dass wohl kaum Islamisten dahinterstecken werden, denn Latein werden sie nicht schreiben.“

Unsere Bedienung räumte die leeren Teller ab. „Wünschen die Herrschaften noch einen Nachtschisch oder Kaffee?“

Jennifer bestellte eine Nachspeisenvariation für drei und Espresso. „Das ist euch doch recht, oder?“ Sie blickte mir wieder tief in die Augen, sodass ich Angst bekam, mein Herz müsse stehen bleiben.

„Ich muss mir mal kurz die Nase pudern gehen“, sagte ich und stand auf.

„Die Nase pudern?“ Jennifer lächelte. „Das ist auch wieder einer von diesen deutschen Sprüchen, stimmt's?“

Ich lachte kühl und ging.

Minutenlang saß ich in den Waschräumen auf einem geschlossenen Toilettendeckel und dachte verzweifelt nach. „Was bist du doch für ein Idiot“, zischte ich laut vor mich hin und schlug mit der Faust an die Wand meiner Kabine. Da hatte ich eine wunderbare Freundin, und schon einen Tag, nachdem ich ihr einen Heiratsantrag gemacht hatte, verschoss ich mich in eine andere. „Verdammt!“ Wieder und immer wieder sagte ich mir, dass Jennifer doch überhaupt nicht mein Typ sei, sie morgen sowieso wegflöge und ich sie dann wahrscheinlich nie wiedersehen würde. „Jenny“, hauchte ich und predigte zu mir selbst, doch bitte endlich wieder zur Vernunft zu kommen.

Ich hatte mich gerade etwas beruhigt und wollte aufstehen, als das Licht in allen Räumen ausging, da es vermutlich von einem Bewegungssensor im Eingangsbereich gesteuert wurde. Es war stockfinster, und ich konnte absolut nichts mehr erkennen. „Wer denkt sich nur immer solchen Scheiß aus!“, fluchte ich und kramte nach meinem Handy, um mir zumindest mit dem Bildschirm etwas Helligkeit zu verschaffen.

Gemurmel, dann Stimmen.

Gerade als ich mich bemerkbar machen wollte, ging das Licht an, und ich war kurzzeitig geblendet. Ein Mann sprach in einer

eigenartigen Sprache. Es klang wie Holländisch oder Schwedisch. Dann knurrte ein anderer: „He, sprechen Sie verdammt noch mal Deutsch! Ich verstehe kein Wort von diesem scheiß Negergeschwafel!“

„Holländisch ist eine indogermanische Sprache, Herr West. Aber woher sollten Sie das auch wissen? Dazu müsste man zumindest einigermaßen gebildet sein, nicht wahr?“

„Ach ja? Für die Drecksarbeit sind wir für euch studierte Arschlöcher ja gut genug!“, schnaubte der Erste nun. „Und bisher lief doch alles gut, oder?“

„Gut laufen nennen Sie das? Die ganzen Anschläge waren der totale Reinfall! Es gab unnötig Tote, und die Hinweise fehlten komplett!“, zischte der Ausländer. „Und nun dieses dämliche ‚Opus Dei‘ in Magdeburg! Wer von Ihren Leuten hat sich das nur einfallen lassen?“

Ich saß da wie erstarrt! Nur ein paar Meter entfernt zankten sich Männer, die eindeutig zu den Organisatoren der furchtbaren Anschläge gehörten. Ebenso klar war, dass die Geschichte nicht gut für mich ausgehen würde, sollte ich entdeckt werden. Ich war Zeuge, und bei solchen Menschen spielte ein Toter mehr oder weniger sicher keine allzu große Rolle. Was sollte ich nur tun? Einfach sitzen bleiben und hoffen, dass sie nicht in meine Kabine kamen? Ich hatte die Tür nicht verschlossen und sie nur leicht angelehnt. Nun war es zu spät, diesen Fehler wiedergutzumachen. Aber vielleicht war es ja gar kein Fehler. Verschlossene Toiletentüren sind rot gekennzeichnet und damit deutlich als besetzt erkennbar.

Zeuge, dachte ich wieder. Du bist Zeuge. Los Manuel, reiße dich zusammen und nimm das auf, was die sagen!, befahl ich mir. Langsam erhob ich mich, um besser an mein Handy zu kommen. Der Deckel knarrte nur sehr leise. Ich zog mein Smartphone hervor und startete die Videokamera.

Der Streit zwischen den Männern war derweil in vollem Gange.

„Für die Anschläge sind schließlich Sie zuständig, nicht wahr?“, konterte der Deutsche. „Und was haben Sie an ‚Opus Dei‘ auszusetzen? Sogar die Nichtakademiker, ha, verstehen dies als deutliche Aussage.“ Er lachte kurz auf.

Der Ausländer schien sich etwas beruhigt zu haben, da er nun in etwas gemäßigerem Ton weiterredete. „Vielleicht haben Sie recht. Es impliziert zumindest, dass fanatische Katholiken mit

den Taten zu tun haben und nicht irgendwelche Islamisten. Ich bin nervös. Bitte entschuldigen Sie. Aber bisher funktioniert nicht alles so, wie wir es geplant haben.“

Jemand drehte den Wasserhahn des Waschbeckens auf.

„Sie hatten doch hoffentlich nicht erwartet, dass sich nach der Aussage von unserem guten Papst tatsächlich alle Christen der Welt sofort auf die Kirchen stürzen?“

„Genau deswegen ja die Anschläge.“ Das Wasser wurde wieder abgestellt. „Und umso wichtiger ist es, dass von nun an alles wie am Schnürchen läuft.“

„Wann und wo soll denn der nächste Anschlag stattfinden?“

„Noch heute Nacht, gleich hier in der Nähe.“

„Das ist aber ziemlich stark bewacht! Sogar die Armee ist vor Ort, weil die Stimmung dort so hochexplosiv ist.“

„Lassen Sie das mal meine Sorge sein. Und ich verspreche Ihnen, in spätestens einer Stunde wird sich praktisch niemand mehr für den Schutz dieses oder irgendeines anderen Lagers interessieren. Dann gibt es für Polizei und Armee nämlich viel Wichtigeres zu tun.“

„Wie meinen Sie das? Wollen Sie vorher noch ein anderes Lager angreifen?“

Der Ausländer grunzte vergnügt. „Wesentlich besser. Nur so viel, mein Lieber: Sie sollten schleunigst dieses Gebäude verlassen. Haha.“

Fassungslos hörte ich dies alles mit an, zitternd in meiner Falle stehend, das Smartphone in der Hand. Mein Herz pochte so heftig, dass ich Angst hatte, man könne es hören.

„Sind Sie wahnsinnig? Sie wollen ...“ Der Deutsche brach mitten im Satz ab.

„Moment mal“, flüsterte der Ausländer, und kurz darauf konnte ich Schritte hören. Hatten sie mich gehört? Entsetzt rückte ich einen winzigen Schritt zurück in die Ecke.

Leise fragte der eine Mann nun den anderen: „Haben Sie überhaupt kontrolliert, ob jemand hier ist?“

„Als wir hereinkamen, war das Licht aus. Es ist niemand da.“

Am anderen Ende des Gangs wurde jetzt eine der Toilettentüren geöffnet. Er prüft die Kabinen, schoss es mir durch den Kopf. Tatsächlich wurde auch schon eine weitere aufgerissen. Und noch eine!

In wenigen Sekunden würde er mein Versteck erreicht haben.

Wieder knallte eine Türe, und meine Beine drohten vor Kraftlosigkeit nachzugeben. Die Angst fraß sich durch meinen Unterleib, ich konnte mich kaum noch aufrecht halten.

Die nächste Tür schlug laut auf.

Wie viele Kabinen befanden sich in dem Raum? Ich überlegte fieberhaft. Mindestens zwanzig waren es. Wie lange hatte ich noch Zeit? Vielleicht würden sie ja aufgeben. Aber die Schritte und Geräusche kamen unnachgiebig näher und näher. Immer schneller klatschten Türen auf und zu. Das Handy in meiner Hand fing an zu rutschen vom Schweiß, der aus mir nur so herausströmte. So steckte ich es in meine Hosentasche und zwängte mich ganz eng an die Wand.

Dann schloss ich die Augen.

Plötzlich waren da Stimmen von vielen Männern. Es wurde gelacht und ‚Hallo‘ gerufen. Mehrere Leute verteilten sich im Raum und suchten wohl verschiedene Toiletten auf. Direkt neben mir trat jemand ein und schloss die Kabine. Und dann kam mir ein Gedanke. Wenn nun mehrere Kabinen besetzt waren, eine sogar direkt neben mir, hatte der Ausländer vielleicht den Überblick verloren. Langsam drehte ich den Verschluss an meiner Kabinentüre zu. Millimeter für Millimeter. Dann endlich klickte die Halterung ein.

Ich wartete, bis der Herr neben mir die Spülung betätigte und das Schloss an seiner Kabinentür öffnete. Sofort tat ich es ihm gleich. Spülte, drückte die Tür auf und trat hinaus. Meine Zähne klapperten laut, aber so sehr ich mich auch zusammenzureißen versuchte, ich konnte es nicht unterdrücken.

Der Herr spazierte gerade aus dem Raum, und ich folgte ihm so schnell ich konnte, holte ihn leicht wankend ein. Zusammen gingen wir nun in den nächsten Raum, wo sich die Waschbecken befanden.

Und da warteten sie. Ich erkannte sofort einen von ihnen. Groß, schlaksig und mit weißblondem, nach hinten gegeltem Haar.

Big things have small beginnings, dachte ich nur.

Ich versuchte ihn nicht weiter anzustarren, denn noch hatte er mich nicht erkannt.

Die Ersten aus der Truppe der gut gelaunten Restaurantgäste verließen nun den Toilettenbereich. Gerade als ich mich an dem Blondem vorbeischieben wollte, drehte er sich zu mir um und

blickte direkt in meine Augen. Er verzog das Gesicht, als überlege er angestrengt.

Geh weiter, ermahnte ich mich.

Die Tür kam näher.

Ich drückte die Klinke.

„Entschuldigen Sie!“

Einen winzigen Moment lang zögerte ich, dann bewegte ich mich weiter vorwärts.

„He, Sie.“

Jemand berührte meine Schulter, und es fühlte sich an, als hätte man Eiswasser über mir ausgegossen.

„Ihr Handy. Sie haben Ihr Handy auf der Toilette liegen lassen.“

Ich drehte mich um. Vor mir stand ein freundlich blickender Mann, mit meinem Smartphone in der Hand.

„Es hat gepiept, da habe ich nachgesehen.“

Eine Schweißperle lief an meinen Augenbrauen entlang und kitzelte mich. Ich wischte sie weg.

„Ist alles in Ordnung mit Ihnen? Sie sehen blass aus.“

„Ja, danke. Mir geht es gut. Nur der Magen immer.“ Ich griff nach meinem Telefon. „Und danke. Wo habe ich nur immer meine Gedanken?“

„Ach, das ist mir auch schon passiert.“ Der junge Mann lachte. „Wo hat man heutzutage schon noch genug Zeit, seine Mails in Ruhe zu checken, wenn nicht auf dem Lokus?“

Ich hielt ihm die Türe auf, und zusammen verließen wir den Waschraum. Kurz bevor die Tür hinter uns schloss, erhaschte ich einen letzten Blick ins Innere. Der Blonde hatte seinen Kollegen am Arm gepackt und sagte nun etwas zu ihm, während er mich weiterhin anstarrte.

Ich rannte los.

Einen Augenblick später hörte ich, wie hinter mir die Tür mit einem lauten Schlag aufgerissen wurde und jemand wütend rief: „He, passen Sie doch auf!“

Ich hechtete um eine Ecke und dann den nächsten Korridor entlang. Vor mir rechts war ein Wickelraum. Bitte lass ihn leer sein, dachte ich. Dann sprang ich hinein und zog blitzartig die Tür zu. Er war leer.

Bereits einen kurzen Moment darauf vernahm ich laute Schritte. Jemand fluchte beim Vorüberrennen. „Er darf auf keinen Fall entwischen!“

Darauf erneut Schritte, diesmal aber von vielen. Einige beschwerten sich lauthals über die Rücksichtslosigkeit meiner Verfolger.

Dann Stille. Nur mein rasender Atem war noch zu hören.

Ich versuchte mich zu beruhigen, schaute auf das Handy. Es war gar nicht meines! Es sah ihm nur ähnlich. Ich tastete meine Hose ab. Natürlich! Ich hatte mein Telefon ja gar nicht abgelegt, sondern in meine Tasche gesteckt. Und da war es auch. Ich zog es heraus. Eine Nachricht von Ramona blinkte, die anfragte, ob ich auf der Toilette eingeschlafen sei. Ich schrieb zurück: *Kein Spaß! Sofort Gebäude verlassen! Anschlag auf Reichstag ist geplant! Glaube mir. Habe Attentäter belauscht. Haut sofort ab! Kann im Moment nicht weg. Treffen uns am Brandenburger Tor! Kein Spaß!*

Was nun? Ich musste die Polizei verständigen. Aber dann hatten die meinen Namen, und spätestens morgen wäre ich in allen Zeitungen abgebildet und damit die perfekte Zielscheibe. Oder war genau das die Lösung? Polizeischutz? Alles erklären? Würde man mir glauben oder nicht vielmehr denken, ich hätte sogar mit dem Anschlag zu tun? Schließlich hatte ich gewusst, dass er geplant war.

Meine Gedanken drehten sich wie verrückt im Kreis.

Was tun?

Das andere Handy! Mich zu erkennen geben, konnte ich später immer noch. Das Gerät war gesperrt! Verdammte. Nein, den Notruf kann man immer wählen, überlegte ich. Ich tat es, und unverzüglich meldete sich eine Automatenstimme. „Polizei, Notruf, bitte legen Sie nicht auf.“

Gerade als ich losfluchen wollte, sagte eine Frau: „Polizei. Ja bitte?“

Ich schrie ins Telefon „Hallo? Hören Sie! Es ist ein Anschlag auf das Reichstagsgebäude geplant. Beeilen Sie sich. Es soll in wenigen Minuten passieren. Holen Sie die Leute raus!“

„Bitte nennen Sie Ihren Namen und ...“ Ich unterbrach die Verbindung, wusch das Handy sorgfältig unter laufendem Wasser mit Seife ab, rieb es dann noch mit einem herumliegenden Tuch ab, wobei ich penibel darauf achtete, es nicht erneut mit den Fingern zu berühren, und warf es dann in den Papierkorb.

Vorsichtig öffnete ich jetzt die Tür einen Spalt weit und spähte hinaus. Niemand war zu sehen, also schlüpfte ich hindurch und

lief den leeren Gang entlang bis zum Restaurant. Dort schob ich mich an der Wand entlang vorwärts und blickte vorsichtig um die Ecke. Die beiden Männer standen mitten im Raum und musterten die Gäste.

Unser Tisch war leer.

Mein Handy meldete sich mit einer neuen Nachricht von Ramona. Sie schrieb: *Wenn das ein Scherz war, bringen wir dich eigenhändig um.*

Oh, wie sehr hätte ich mir gewünscht, es wäre ein Scherz. Wieder wagte ich einen Blick in den Saal. Meine Verfolger schienen langsam nervös zu werden, zumindest beäugten sie ständig ihre Armbanduhren. Wie nur sollte ich an ihnen vorbeikommen? Allerdings würden sie es doch wohl nicht wagen, mir in der Öffentlichkeit etwas anzutun? Oder doch?

Jetzt sah ich Jennifer und Ramona an der Bar, zusammen mit unserer Bedienung, stehen. Wahrscheinlich bezahlten sie gerade. „Macht, dass ihr rauskommt!“, zischte ich.

Noch während ich abwog, was ich tun sollte, stob ein Manager durch den Eingangsbereich und meinte in ruhigem, aber bestimmtem Ton: „Sehr geehrte Gäste! Leider wurde soeben ein Probealarm gestartet. Auch wir sind davon betroffen, und ich muss Sie bitten, mit mir zusammen das Gebäude zu verlassen und draußen zu warten, bis die Übung beendet ist. Selbstverständlich gehen heute alle Speisen und Getränke auf unsere Kosten.“

Ramona und Jennifer sahen sich an, gestikulierten heftig, und dann, endlich, gingen sie in Richtung Ausgang.

Der Manager begann das Personal anzuweisen, die Besucher möglichst schnell hinauszubegleiten. Die ersten Gäste standen zögernd auf, es wurde rumort und diskutiert. Jetzt rief der Manager in einem sehr viel deutlicheren Ton: „Bitte gehen Sie jetzt. Folgen Sie unserem Personal.“

Eine Sirene begann von irgendwoher im Haus zu heulen und schreckte auch die letzten noch Zweifelnden hoch. Ein Martinshorn war zu hören, dann noch eines und noch eines. Panik brach aus, denn alle verstanden nun, dass es sich keineswegs um eine Übung handelte. Jeder wollte jetzt möglichst als Erster nach unten. Zwei Wachleute stürmten schreiend ins Restaurant und scheuchten auch die letzten Gäste auf.

Ich nutzte diese Gelegenheit, rannte im allgemeinen Chaos los und dann, mit den anderen Gästen, die großen Treppen hinab.

Ein paar Meter vor mir sah ich Ramona laufen, Jennifer dicht neben ihr.

„Ramona, Jennifer!“, schrie ich. Sie stoppten und drehten sich zu mir um.

„Manuell“, rief Ramona zurück und sprang die wenigen Stufen, die zwischen uns lagen, nach oben zurück, fiel in meine Arme und drückte mich fest an sich. „Manuell! Was ist hier los?“

„Ich erzähle euch alles später. Lasst uns erst mal hier herauskommen!“ Ich löste mich aus ihrem Griff und zog sie mit mir, wieder abwärts zu Jennifer, die vollkommen verwirrt auf dem Treppenabsatz unter uns stand. Auch sie umarmte mich, als wir sie erreichten.

„What's happening?“, fragte sie.

Aber ich konnte ihr nicht mehr antworten.

Der Boden vibrierte. Es war ein ganz eigenartiges Gefühl, so als wäre er lebendig geworden. Gleichzeitig rieselte feiner Staub von der Decke. Es folgten lautes Grollen und dann eine Druckwelle, die so gewaltig war, dass sie uns alle umriss. Ich warf mich instinktiv auf Ramona und schlang gleichzeitig einen Arm um Jennifer, zog beide an mich.

Fenster barsten jetzt, sodass feinste Glasperlen durch die Luft schossen und auf uns niederprasselten. Ein Großteil der Sprinklerköpfe brach, und der Inhalt der Löschanlage schoss augenblicklich aus den Rohren. Das eiskalte Wasser wirkte wie eine Ohrfeige und riss mich aus einem lähmenden Schock. Ich erhob mich, schüttelte die Glasscherben von mir und sah mich um. Verletzt schien ich nicht zu sein, wahrscheinlich handelte es sich um Sicherheitsglas.

Immer noch rieselte der künstliche Regen auf uns herab, ließ aber bereits etwas nach. Durch eines der beschädigten Fenster konnte ich einen Teil der Kuppel des Reichstagsgebäudes erkennen, aus der schwarzer Rauch aufstieg. Die Explosion hatte die gesamte Glasfront abgesprengt und das metallene Kuppelgerüst freigelegt, das nun gespenstisch in den Himmel ragte.

Ramona richtete sich langsam auf, auch sie schien keine Verletzungen davongetragen zu haben. Ich half Jennifer hoch, die sich wohl in einer Art Schockzustand befand. Sie wankte und fiel in meine Arme. Ihr Parfüm duftete wunderbar.

Nun erhoben sich auch die anderen Besucher des Restaurants, liefen die Treppen weiter hinab oder standen einfach nur

fassungslos vor den glasfreien Fenstern, um auf den traurigen Anblick der Kuppel zu blicken. Einige Frauen fingen nun an zu weinen.

„Oh my god, what is going on here?“ Jennifer wischte sich den Dreck von der Kleidung, und ihre Tränen vermischten sich mit dem Wasser auf ihrer Haut. Am liebsten hätte ich sie nie mehr losgelassen. In diesem Moment kamen ihre Bodyguards die Treppe hochgehastet und rissen sie mir aus dem Arm. Dabei sprachen sie hektisch in Englisch auf ihre Chefin ein, viel zu schnell, als dass ich sie hätte verstehen können, und zogen sie dann mit sich, die Stufen hinunter. Sie wehrte sich nicht dagegen, streckte aber ihre Hand nach mir aus und blickte mir verzweifelt nach. Dann waren sie verschwunden.

Ich drehte mich zu Ramona um, die mich ungläubig anstarrte und dann in ruhigem Ton fragte: „Was läuft da zwischen dir und Jenny?“

„Zwischen mir und ...“, stotterte ich. „Was meinst du?“

„Was ich meine? Du Arschloch! Das ist doch ganz offensichtlich!“, fauchte sie wütend. „Hast du überhaupt bemerkt, dass ich auch hier bin?“

„Ramona, natürlich. Aber du bist doch okay, oder nicht?“, antwortete ich und musste schlucken. „Jennifer ist nicht so stark wie du.“

„So? Sie ist nicht so stark wie ich.“ Nun schrie sie. „Es geht nicht darum, dass du ihr auch geholfen hast, es geht darum, wie du sie ansiehst und sie dich!“

Sie hatte es bemerkt, dennoch versuchte ich abzuwiegeln. „Beruhige dich. Du stehst unter Schock. Und jetzt ist auch absolut nicht der richtige Zeitpunkt für so einen Quatsch!“

Ich ging einen Schritt auf sie zu, um sie zu umarmen, aber sie brüllte weiter: „Fass mich nicht an!“

Ich tat es dennoch, und sie wehrte sich nicht mehr dagegen, sondern klammerte sich nun an mich und schluchzte in mein Ohr. „Manuel. Um mich herum zerbricht die Welt, die ich liebe. Bitte lass mich dich nicht auch noch verlieren.“

Ich erwiderte ihren Druck, und in diesem Moment wachte ich auf aus meinem Wahnsinn, konnte endlich wieder klar denken. „Es wird alles gut werden, Ramona. Und es war absolut nichts zwischen Jennifer und mir, und da wird auch nie etwas sein.“ Mit

meiner Hand wischte ich ihr die nassen Haare aus dem Gesicht.
„Ich verspreche es dir.“

Sie sah mich an mit ihren großen schwarzen Augen und wirkte so zart und zerbrechlich in meinen Armen. „Lass uns hier verschwinden und nach Hause gehen.“

„Ja, lass uns gehen.“

„Manu?“

„Ja?“

„Danke, dass du uns per SMS gewarnt und uns damit das Leben gerettet hast.“

„Das habe ich gar nicht, denn der Anschlag galt letztendlich der Kuppel, die um diese Zeit leer war.“

„Aber woher hast du das alles gewusst?“

„Es war ein dummer Zufall. Ich war doch auf der Toilette ...“
Ich stockte mitten im Satz und durchwühlte meine Taschen nach meinem Telefon. Nichts! Es war weg.

„Manu! Was war auf dieser Toilette?“

„Mein Handy!“, rief ich verzweifelt. „Ramona, ich muss es finden. Alles ist da drauf.“

„Ich verstehe nicht.“

So knapp ich konnte, umschrieb ich das, was ich erlebt und gehört hatte.

„Jetzt verstehe ich“, sagte Ramona in ruhigem Ton, nachdem ich geendet hatte, und suchte mit ihren Blicken den verdreckten Boden ab. „Hier ist es.“ Sie deutete keine zwei Sekunden später auf ein zerschmettertes Etwas, das direkt vor mir im Wasser lag.

Wie in Trance klaubte ich die Einzelteile zusammen und betrachtete sie in der Hand. Vielleicht war die Speicherkarte zu retten. Aber dann fiel mir siedend heiß ein, dass diese ja noch in meinem PC steckte. Ich zumindest hatte sie nicht herausgezogen und Patrick sicher auch nicht.

„Du musst sofort mit der Polizei sprechen, damit der Anschlag auf das Flüchtlingslager verhindert wird!“ Ramona stieß mich an. Ich aber saß, am Boden zerstört, im Dreck und beobachtete sie dabei, wie sie jetzt mit ihrem Smartphone Fotos schoss und dabei immer wieder zu weinen und schniefen anfang.

„Was machst du da?“

Sie wischte sich mit dem Ärmel über die Nase. „Nach was schaut es denn aus? Ich mache Bilder. Denn wenn ich schon Zeuge eines Anschlages auf das Herz Deutschlands bin, möchte

ich wenigstens eine Story daraus machen. Gleich wird sowieso die Polizei anrücken und alles absperren.“

Ein erster Löschtrupp im schweren Schutzanzug rannte die Treppen hoch und rief uns zu: „Was machen Sie denn noch hier? Machen Sie, dass Sie sofort rauskommen!“

Ramona ließ ihr Telefon blitzschnell in ihrem Ausschnitt verschwinden. Dann griff sie nach meiner Hand und zog mich die Stufen nach unten, an den Feuerwehrmännern vorbei. Der Letzte stoppte uns. „Sind Sie verletzt? Waren Sie Rauch ausgesetzt?“

„Nein, alles in Ordnung. Wir standen hier, als es passierte. Danke“, meinte ich wahrheitsgetreu, und so hielt er uns nicht weiter auf.

Unten angekommen, herrschte das totale Durcheinander. Die Feuerwehren zogen einen Schlauch nach dem anderen aus ihren Wagen, während unaufhörlich neue Einsatzkräfte anrückten. Natürlich tummelten sich inzwischen auch unzählige Polizisten vor Ort, die die dumm gaffende Menschenmenge in Zaum zu halten versuchten oder sich mit verschiedenen Reporten stritten. Überall standen die Gäste des Restaurants herum und wurden von Rettungssanitätern mit Decken und Tee versorgt. Manche von ihnen wurden auch verhört.

„Dort vorn steht die Polizei“, meinte Ramona, während sie bereits winkend auf den Beamten zulief und mich mitzog. „Hallo!“

Eine Polizistin stellte sich uns in den Weg.

„Katrin?“, sagte ich verblüfft. Es war die Polizistin, die wir im *El Dorado* an der Bar kennengelernt hatten.

„Tatsächlich“, sagte Ramona überrascht.

Und nun erkannte auch Katrin uns, denn Ramona umarmte sie, und sie erwiderte diese Geste. „Katrin! Erkennst du uns wieder?“

„Ja klar. Was macht ihr denn hier?“

„Du wirst es nicht glauben. Wir erzählen dir gleich alles. Aber jetzt musst du uns erst mal helfen. Es ist ein weiterer Anschlag geplant, und wir glauben zu wissen, wann und wo er stattfinden wird!“

Katrin zögerte kurz, dann aber telefonierte sie, und schon fünf Minuten später standen drei Beamte des Bundeskriminalamtes vor uns, und ich erzählte meine Geschichte das zweite Mal an diesem Abend, auch, dass ich den blonden Attentäter bereits einige

Tage vorher in Berlin gesehen hatte. Schon während meiner Schilderungen gab einer der Beamten, er hatte sich als Hauptkommissar Ritter vorgestellt und war wohl der Ranghöchste der drei, seinen Kollegen immer wieder Anweisungen, worauf diese hektisch telefonierten, um eine Durchsuchung der großen Lager in die Wege zu leiten. „Das klingt alles ziemlich fantastisch, Herr Blum“, meinte er dann, kramte ein silbernes Benzinfeuerzeug hervor, zündete sich eine Zigarette an und nahm einen tiefen Zug. „Letztendlich behaupten Sie ja, dass ein Papst mit Verbrechern unter einer Decke steckt?“ Er verbesserte sich. „Oder besser steckte. Ha, er verweilt ja nun in der Hölle“, ergänzte er und hüstelte. „Entschuldigen Sie, das ist mir nur so herausgerutscht.“

Ich räusperte mich. „Ich gebe nur wieder, was ich gehört und gesehen habe, und kombiniere das. Ich behaupte gar nichts.“

„Und diese Aufnahme“, er zögerte, „die das alles beweisen würde, gibt es nicht mehr?“

Ich reichte ihm das Häufchen technischen Elends, das ich eingesteckt hatte. „Vielleicht können Ihre Experten ja noch etwas machen. In den Filmen klappt das ja auch immer.“

Der Kommissar betrachtete die Einzelteile und übergab sie dann einem seiner Kollegen mit der Bitte, diese sofort ins Labor zu schicken. „Ich hoffe, Ihre Geschichte stimmt. Ist Ihnen bewusst, was es bedeutet, sämtliche Flüchtlingslager in Deutschland zu durchsuchen und eventuell sogar evakuieren lassen zu müssen?“

„Sind es denn so viele?“, fragte ich, den Unwissenden spielend.

Statt einer Antwort kam eine Warnung. „Ich weiß nicht, ob Ihnen klar ist, in welche Geschichte Sie hier eigentlich verwickelt sind. Ein Anschlag auf den Reichstag ist, als hätte man die Regierung direkt angegriffen, selbst wenn heute niemand ernsthaft verletzt wurde. Aber Sie sind angeblich Zeuge der Planung eines weiteren, möglicherweise weitaus verheerenderen Anschlags!“ Ein Kollege unterbrach ihn und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Er nickte, dann fuhr er fort: „Ich müsste Sie strenggenommen mitnehmen. Aber es ist spät, und Kollegin Weiß“, er deutete auf Katrin, „verbürgt sich für Sie. Ich bitte Sie aber, morgen um zwölf Uhr in mein Büro am Treptower Park zu kommen. Frau Weiß wird noch Ihre Personalien aufnehmen. Ihre Ausweise erhalten Sie morgen wieder.“

Katrin nickte.

Der Kommissar gab mir die Hand. „Ach, und bitte bringen Sie auch Ihre Frau mit.“ Dann schnippte er seine Zigarette, die er bis zum Filter aufgeraucht hatte, auf den Boden und marschierte los. Nach wenigen Metern drehte er sich jedoch noch einmal um, kramte etwas aus seiner Jacke und kam zurück. „Ich muss sicher nicht betonen, dass kein Wort von dem, was Sie mir erzählt haben, an die Öffentlichkeit gelangen darf. Und falls Ihnen heute Nacht noch etwas Wichtiges einfällt, rufen Sie mich bitte sofort an.“ Er überreichte mir seine Karte. „Katrin, du notierst dir bitte noch ihre Telefonnummern.“ Dann ging er endgültig.

„Du bist beim BKA?“, fragte ich Katrin ungläubig.

„Ja, aber nur eine ganz kleine Nummer.“

„Agentin Weiß.“ Ich musste schmunzeln.

„Mann, in was seid ihr da bloß hineingeraten? Ich muss eure genauen Daten noch erfassen und die Ausweise einkassieren. Danach solltet ihr zusehen, dass ihr hier wegkommt. Gleich geht hier nämlich die Hölle los.“ Sie deutete auf den großen Vorplatz, auf dem immer mehr Schaulustige und Einsatzkräfte eintrafen. „Wo ist Ramona eigentlich?“

Nun erst bemerkte ich, dass sie gar nicht mehr neben mir stand. Da hörte ich sie plötzlich hinter mir rufen. „Manuel! Du hattest recht!“ Sie rannte mit einem Kamerateam auf uns zu. „Manuel! Das Attentat auf das Flüchtlingsheim hat soeben stattgefunden.“ Sie kam neben mir zum Stehen und keuchte: „In Löcknitztal brennt es, und die Bewohner verlassen mit ihrem ganzen Hab und Gut das Lager.“

„Fast eine Million Menschen“, flüsterte ich.

Was wir jedoch in diesem Moment nicht wissen konnten, war die Tatsache, dass sich die Nachricht vom Anschlag auf Löcknitztal wie ein Lauffeuer in die anderen Lager verbreitete. In fünf Lagern brachen so ebenfalls Panik und Verzweiflung aus, die mit unbändiger Wut einhergingen. Und so waren daraufhin, noch in der gleichen Nacht, weitere Millionen der dort untergebrachten Fremden aus ihren Unterkünften ausgebrochen und zogen nun in Richtung der jeweils nahegelegenen Großstädte.

Drei dieser Lager hatte man im direkten Umland von Berlin errichtet.

Ein anderes Deutschland

Ich schreckte aus meinem Halbschlaf hoch. Ein Blick auf die Uhr verriet, dass ich keine halbe Stunde geschlafen haben konnte. Nun erkannte ich auch, was mich aufgeweckt hatte. Es war das Heulen von Sirenen. Viele. Ein Déjà-vu zurück in meine Kindheit überflutete mich mit Bildern. Damals hatte es noch oft Fliegeralarmübungen gegeben. Ich rüttelte Ramona wach.

„Wie spät ist es?“, nusichelte sie im Halbschlaf.

„Drei Uhr. Hörst du die Sirenen?“

Nun war deutlich auch eine Lautsprecherdurchsage zu vernehmen. „Achtung, Achtung. Bitte verlassen Sie zu Ihrer eigenen Sicherheit die Wohnungen nicht. Bitte schalten Sie ein Rundfunkgerät ein.“

Ramona schoss hellwach aus unserem Bett hoch und rannte zum Fernseher, schaltete ihn ein. Ein Nachrichtensprecher las vor. Deutlich war der Schweiß auf seiner Stirn zu erkennen. „... somit gilt in Deutschland ab sofort der Notstand. Für heute Morgen um zehn Uhr hat die Bundesregierung eine Erklärung angekündigt. Für die Serie der Anschläge der heutigen Nacht gibt es wohl inzwischen ein Bekenner schreiben. Näheres ist noch nicht bekannt.“

Ramona schaltete um auf RTL, wo gerade Luftaufnahmen gezeigt wurden. Im Scheinwerferlicht vieler Hubschrauber war eine unüberschaubare Menge an Menschen zu erkennen, die mitten in der Nacht, mit Koffern und Kisten, über das freie Land zogen. Eine Sprecherin kommentierte dazu: „... ziehen Millionen Flüchtlinge in Richtung Hauptstadt.“

Ein Reporter wurde eingeblendet, der sich wohl inmitten des Geschehens befand. „Allein in Brandenburg und rund um Berlin gibt es bekanntlich mehrere dieser Anlagen. Allerdings war bislang der gewaltige Umfang dieser Lager nicht bekannt. Ich befinde mich zurzeit in der Nähe der Einrichtung in Löcknitztal, der wohl größten ihrer Art und ...“

Plötzlich wackelte die Kamera, und ein Handgemenge war zu erkennen, dann Schreie. Das Bild wurde auf das Studio und den dort wartenden Sprecher zurückgeschaltet, der verdutzt auf seinen Monitor starrte und dabei an seinem Ohr herumfummelte. „Wir ... ich ... bitte entschuldigen Sie. Die Verbindung wurde unterbrochen.“ Ein Zettel wurde ihm gereicht, den er überflog und

dann vorlas. „Zum Bekennerschreiben sind erste Informationen bekannt geworden. Allem Anschein nach steht eine radikale erzkatholische Gruppierung“, er stutzte kurz, „die sich selbst ‚Opus Dei‘ nennt, für die Anschläge ein, angeblich als Warnung an alle, die sich an den Werten und dem Eigentum der Kirche zu schaffen machen wollen.“

„Ich verstehe das nicht, Manuel.“

„Schalt bitte aus. Ich möchte das jetzt nicht sehen.“

Aber Ramona war vollkommen apathisch, starrte nur auf den Bildschirm. Ich knipste den Fernseher mit der Fernbedienung aus, ging zu ihr und umarmte sie. Ramona weinte still. „Manu. Ich habe Angst.“

„Komm ins Bett, morgen schaut die Welt schon ganz anders aus“, sagte ich ruhig, und sie folgte mir schluchzend.

Den Rest der Nacht hielten wir uns fest im Arm.

Kurz nach acht weckte mich ein Anruf.

Ich benötigte eine gewisse Zeit, um in die Wirklichkeit zu finden. Ich hatte unruhig geschlafen und von Jennifer geträumt, konnte mich aber nicht mehr genau an den Traum erinnern. Mein Herz raste, und nur langsam kam ich zur Ruhe. Ein Lärmen fiel mir auf, das von außen in unsere Wohnung drang.

Mein Telefon klingelte, es war Patrick. „Manuel! Gut, dass ich dich erreiche. Hier ist überall die Hölle los. Simone dreht fast durch vor Angst und traut sich nicht mehr vor die Tür. Habt ihr mitbekommen, was gestern noch passiert ist? Die haben den Reichstag in die Luft gejagt. Und das Lager, wo wir waren. Heute um zehn gibt es eine Ansprache von der Kanzlerin.“

„Ja, ich weiß. Wir waren dort.“

„Ihr wart was?“

Ich erzählte meinem vollkommen erstaunten Freund in wenigen Worten die unglaubliche Geschichte, die wir erlebt hatten. Ramona war inzwischen auch wach geworden und tauschte sich, nachdem ich geendet hatte, kurz mit Simone aus. Die beiden Frauen verabredeten ein Treffen am Abend, dann legte sie auf und tappte schlaftrunken ins Bad.

Ich ging derweil zum Fenster und blickte hinaus, um endlich festzustellen, woher der Lärm kam, und traute meinen Augen nicht! Hunderte Frauen und Männer, oder waren es gar Tausende, zogen langsam und geleitet von Polizisten durch unsere Straße,

schluchzende Kinder an den Händen und das wenige Hab und Gut, das sie noch besaßen, auf Handwagen oder den Schultern mit sich führend. Entsetzte Passanten standen am Straßenrand und verfolgten stumm das unglaubliche Geschehen. Schwer bewaffnete Soldaten bildeten eine Art lebendige Mauer.

Manche Bewohner aber unterhielten sich mit den Verlorenen, und manche boten den Vorbeiziehenden Decken, Getränke und Speisen an, was viele dankbar annahmen. Ein paar wenige, meist selbst Emigranten, baten die Fremden sogar zu sich in die Wohnungen, dem Gebot der Gastfreundschaft folgend.

Es waren Bilder, wie ich sie bisher nur aus dem Fernsehen kannte, aus weit entfernten Ländern, und niemals werde ich diese vergessen können.

Ich weiß nicht warum, aber ich musste an das singende Mädchen denken, und konnte meine Tränen nicht mehr zurückhalten, vor Entsetzen, Wut und auch Angst. Finger berührten die meinen, dann griffen sie fest zu. Ramona war neben mich getreten und hielt nun meine Hand.

„Wie konnte sich unsere schöne heile Welt so schnell wandeln?“, fragte ich.

„War das nicht absehbar? Haben wir nicht alle vor den offensichtlichen Tatsachen nur unsere Augen verschlossen?“

Ich wischte mir über die Augen und hoffte, Ramona würde das verräterische Glitzern in ihnen nicht bemerken. „Muss du nicht zur Arbeit?“

„Nein, erst heute Nachmittag. Ich habe angerufen, weil wir ja mittags bei diesem Bullen vorbeischaun müssen. Der Treptower Park ist nicht allzu weit weg von der Redaktion, da kann ich danach direkt hinlaufen.“

Ich sah wieder aus dem Fenster und blickte zum rosa schimmernden Horizont, wo sich die Sonne in Form einer matten Scheibe noch hinter dem Dunst des Morgens versteckte. Es würde ein strahlend schöner Tag werden. Ein paar kleine Wolken zogen gemächlich über die Stadt hinweg. Eine sah aus wie ein rötlicher Kaninchenkopf. Mit meiner Mutter hatte ich früher oft Figuren raten gespielt. Sie hatte dann diese bunte Decke auf dem winzigen Rasen vor unserem Haus ausgebreitet und lag mit mir da, deutete auf eine Wolke, worauf ich ihr erzählen sollte, was ich in dieser erkannte. Immer stand eine Karaffe selbst gemachte Orangenli-

monade neben uns auf einem Tablett, und ich durfte ein Glas davon trinken. Sie war eine taffe Frau, aber Vater war gestorben, als ich noch in den Kindergarten ging, und so versuchte sie diesen Verlust mit extra viel Liebe und Zuwendung zu kompensieren.

Ich erwachte aus meinen Erinnerungen, als jemand an die Wohnungstür klopfte.

Ramona ging öffnen. Ich lugte neugierig über den Flur und staunte nicht schlecht, als Nafisi, unser Nachbar von unten, vor der Tür stand. „Ah, Ramona, nicht wahr?“ Er streckte meiner verutzten Freundin die Hand hin, die diese auch ergriff. „Wir hatten einen schlechten Start. Mein Name ist Kenan.“ Er verbeugte sich höflich und winkte nun mir zu. „Hallo Manuel.“

Irgendwie wirkte er ein wenig unsicher, wie er da so im Türrahmen stand. Und hatte ich nicht mal gelesen, dass iranische Männer Frauen nicht die Hand geben?

„Ein Gentleman. Wer hätte das gedacht?“, meinte Ramona in leicht zynischem Ton.

Ich begrüßte ihn mit festem Handschlag und schob Ramona ein wenig zur Seite. „Hallo Kenan. Das ist jetzt etwas überraschend.“

Er druckste herum. „Nun, es sind seltsame Zeiten und ... ja, meine Frau Jasmin und ich wollten euch fragen, ob ihr vielleicht mit uns frühstücken möchtet.“ Er stemmte seine linke Hand in die Hüfte, während er mit der Rechten umhergestikulierte.

„Das ist aber nett. Ich habe tatsächlich ziemlichen Hunger“, und zu Ramona gewandt: „Was meinst du, Schatz? Ist doch eine schöne Idee, oder nicht?“

Sie zögerte einen Moment. Dann: „Was gibt es denn?“

Kenan lachte auf. „Ha! Das gefällt mir.“ Dann winkte er ab. „Oh, nichts Besonderes. Ein paar Kleinigkeiten. Und kein Hammel, versprochen!“ Wieder lachte er und zeigte dabei seine Zähne, die hinter dem dichten schwarzen Bart noch weißer wirkten, als sie es ohnehin schon waren.

Ramona verzog keine Miene, und ich versuchte abzulenken: „Ist es in Ordnung, wenn ich mich noch schnell frisch mache? Wir sind gerade erst aufgestanden.“

„Ja, klar. Lasst euch Zeit, kein Problem.“

„Danke. Wir kommen in einer halben Stunde zu euch runter, okay?“

„Natürlich. Wir freuen uns. Übrigens, toll gemacht, Ramona“, meinte er noch, bevor er ging.

Ich schloss die Tür, blickte Ramona fragend an, sie aber verzog das Gesicht. „Na bravo. Als hätten wir nicht schon genug Probleme, muss du nun auch noch bei einem iranischen Macho zum Essen zusagen.“ Sie schüttelte den Kopf. „Mannomann. Und sicher sitzt seine hinter einer Burka versteckte Frau nur stumm herum. Falls“, sie betonte das Wort, „sie sich überhaupt mit uns an einen Tisch setzen darf!“

Ich ging darauf nicht ein, mich interessierte etwas anderes. „Was hat er gemeint mit ‚gut gemacht‘?“

Anstatt einer Antwort hörte ich einen Knall, der von der Straße herrührte. Wir eilten zum Fenster und sahen unten eine Horde Jugendlicher, die sich mit einem Teil der Umherziehenden heftig prügelte. Dabei stießen die Randalierer immer wieder gegen die parkenden Autos. Daher das Krachen. Angehörige beider Parteien schrien einander lautstark und mit heftigen Drohgebärden an. Die Polizei versuchte die Kontrahenten auseinanderzubringen.

„Das war es dann wohl mit den Freundlichkeiten. Zum Glück steht meine Karre hinten im Hof“, merkte Ramona boshaft an. „Wieso ist unser Nachbar eigentlich plötzlich so freundlich zu uns?“

„Kenan, er heißt Kenan, und er war nie wirklich unfreundlich.“

„Ach, und was war das letzte Woche im Treppenhaus?“

„Na komm. Wie hättest du reagiert, wenn dich jemand beim ersten richtigen Zusammentreffen erst mal anscheißt? Da wärst du auch sauer gewesen.“ Ich nahm sie in den Arm. „Gib ihm eine zweite Chance. Okay?“

Zwei riesige schwarze Augen blickten zu mir hoch. „Aber wehe, er lässt noch mal solche dummen Machosprüche los.“ Sie kniff mich in die Seite. „Und jetzt schau zu, dass du ins Bad kommst.“

Dreißig Minuten später standen wir vor Nafisis Tür und klopfen, denn eine Klingel gab es nicht. Eine Frau von vielleicht dreißig Jahren, ihre Haare und den Hals verschleiert, öffnete und nickte uns zu. Sie hatte einen kleinen Jungen im Arm, der ebenso blau-schwarze Augen wie seine Mutter hatte.

„Ach, ist der süß!“, jauchzte Ramona und berührte seine dunklen Locken.

Jasmin zuckte kaum merklich zurück, lachte dann aber auf.
„Das ist Darius, unser Sohn.“

„Na, da kann aber jemand stolz sein, was?“, meinte ich.

„Oh ja und wie! Er kommt ganz nach seinem Vater.“

Wie auf Zuruf kam Kenan, ohne Schuhe, aus einem Nebenraum mit einer Flasche Sekt in der Hand. „Salam! Willkommen in unserem Heim.“ Er hob die Flasche und grinste breit. „Alkoholfrei und somit islamkonform.“

„Alkoholfreier Sekt?“ Ramona schaute, als hätte sie in eine Zitrone gebissen.

„Erst versuchen, dann meckern“, entgegnete Kenan lachend. „Nee, ehrlich, schmeckt echt gut.“ Er schraubte am Verschluss, bis es leise ploppte, dann verschwand er wieder im Nebenraum und rief: „Kommt herein. Ich bin gleich bei euch.“

Seine Frau ließ den Kleinen vom Arm, der daraufhin in Richtung seines Vaters wackelte, und verbeugte sich ein klein wenig. „Bitte, tretet ein.“ Sie deutete mit ihrer Hand auf einen kleinen Teppich neben der Eingangstür, auf dem ziemlich viele Schuhe lagen.

„Vielleicht sollten wir unsere Latschen ausziehen“, meinte Ramona leise, was wir dann auch taten.

„Das ist sehr aufmerksam“, bedankte sich Jasmin, und wieder nickte sie leicht, dann führte sie uns durch den Flur in ein großes lichtdurchflutetes Zimmer, das sich von westlich eingerichteten eigentlich nur durch einen mächtigen orientalischen Teppich unterschied, auf dem ein reichlich gedeckter Tisch stand.

Kenan kam mit einem Tablett zurück, auf dem vier gefüllte Sektgläser standen, und reichte jedem von uns eines. Er hob seines und prostete uns zu: „Salamati!“

Wir wiederholten und stießen an.

„Mmm.“ Ramona schnalzte mit der Zunge. „Das ist köstlich! Da ist aber nicht nur Sekt drin!“

„Stimmt“, meinte Kenan. „Auch ein paar geheime persische Gewürze.“ Er zwinkerte.

„Danke für die unerwartete Einladung.“ Ich deutete auf den Esstisch. „Aber so viel! Das wäre wirklich nicht nötig gewesen.“

„Das habe ich zu meiner Frau auch gesagt. Für die Deutschen nur eine Weißwurst.“ Er kicherte. „Aber du weißt ja, wie die Frauen sind. Haben sich Gäste angekündigt, wird aufgetischt, was das Zeug hält.“

„Na ja, nicht alle Frauen sind da gleich“, meinte ich süffisant und verdrehte meine Augen in Richtung Ramona.

„He, was soll das denn heißen?“, konterte diese. „Schließlich arbeite ich den ganzen Tag, oft bis spät in die Nacht.“

Ich versuchte sie etwas zu besänftigen. „Immerhin machst du das beste Rührei aller Zeiten.“ Ihr Gesichtsausdruck verriet, dass mein Satz nicht allzu gut angekommen war.

Jasmin unterbrach: „Ich kann zum Glück von zu Hause aus arbeiten. Das ist sehr vorteilhaft, wenn man Mutter ist.“ Mit sanfter Stimme erklärte sie uns, dass sie in einem Übersetzungsbüro arbeite.

„Meine schöne Blume spricht neben Persisch sieben Sprachen fließend.“ Kenan hob den kleinen Darius hoch, drückte ihn zärtlich und küsste seinen kleinen Kopf. Dann strich er liebevoll über den Arm seiner Frau.

„Sieben Sprachen?“ Ich staunte nicht schlecht. „Ich bin schon froh, wenn ich mit dem Englischen einigermaßen zurechtkomme. Welche sprichst du denn?“

„Oh, mein Mann übertreibt. Ich spreche Englisch, Französisch, Spanisch und natürlich Deutsch. Die restlichen sind lediglich arabische Dialekte.“ Bescheiden senkte sie ihr Haupt. „Aber setzt euch doch bitte. Ich hoffe, ihr mögt Haleem.“

„Haleem?“ Ich hatte noch nie etwas davon gehört.

„Meine schöne Blume hat es extra für euch anstatt mit Lamm mit Rindfleisch gekocht.“ Er teilte die Speise aus. „Bitte greift zu.“

Es handelte sich um eine Art exotisch duftenden Eintopf, zu dem frisch gebackenes Fladenbrot und flüssige Butter gereicht wurden. Dazu hatten die beiden unzählige Süßspeisen, Brotaufstrich und frische Früchte auf dem Tisch verteilt.

Jasmin platzierte ihren Sohn in einem Kindersitz und fütterte ihn mit Brei. Kenan brach derweil Brot und reichte es über den Tisch. „Möchtet ihr zum Essen Kaffee oder Tee?“

„Ich mag Tee sehr gerne.“ Ramona brach sich ein großes Stück Brot ab, tunkte es in die flüssige Butter und nutzte es dann als Besteck, um das Haleem zu kosten. „Oh, das schmeckt ganz wunderbar!“ Sie steckte sich gleich noch eine zweite Portion in den Mund.

Ich probierte nun auch. „Ja, ganz ungewöhnlich.“ Gewürze, die ich so noch nie gekostet hatte, eine leichte Schärfe, aber nicht zu dominant. „Das ist wirklich sagenhaft gut.“

Jasmin schlug die Augen nieder, und eine leichte Röte überzog ihr feines Gesicht.

„Schön, dass es euch schmeckt.“ Kenan kaute vergnügt, nippte von seinem Tee und meinte dann: „Übrigens, sorry für unseren Start, Ramona. Ich möchte mich bei dir entschuldigen.“

„Mir tut es auch leid. Aber der Hausbesitzer mag es nun mal gar nicht, wenn man im Treppenhaus qualmt.“ Sie zögerte kurz. „Zumindest der bisherige. Das Haus wurde ja verkauft.“

Kenan lachte wieder auf. „Nun, der Hausbesitzer hat ja auch recht. Und meine schöne Blume mag es ebenso wenig.“ Er blickte zu seiner Frau, die freundlich nickte. „Das Haus gehört übrigens uns.“

„Das Haus gehört euch?“ Ramona war sichtlich verblüfft.

„Meine Familie lebt vom Vermieten, und ja, wir besitzen ein paar kleine Gebäude. Auch dieses hier. Es ist ein Schmuckstück, müsst ihr wissen. Ich sah es und wusste sofort, darin möchte ich leben. Und ich liebe Moabit wegen der vielen Kulturen, die hier aufeinandertreffen. So habe ich es für uns renovieren lassen und das schönste Apartment selbst übernommen.“ Er strahlte stolz.

Tatsächlich hatten wir uns während der Wohnungssuche sehr gefreut, den Zuschlag für unsere Wohnung in diesem prachtvollen Haus erhalten zu haben, und uns darüber gewundert, wie günstig die Miete war. Die geräumigen Zimmer mit ihren hohen Wänden, die in feinen Stuckarbeiten endeten. Dazu dickes Parkett und in passendem hellen Holz gefertigte Türen. Aber das Highlight war für mich schon immer unser Bad gewesen, mit dieser mitten im Raum stehenden riesigen Metallwanne.

„Dann bist du unser neuer Vermieter?“ Ramona dachte kurz nach. „Nafisi. Jetzt weiß ich auch, warum mir dein Name bekannt vorkam. Der neue Mietvertrag. Da habe ich ihn gelesen. Und wir dachten, ihr seid Asylanten, die hier untergebracht wurden.“

Kenan wurde ernst. „Nein, die Asylanten leben etwas anders.“

„Ja, wir haben eines ihrer Lager gesehen“, meinte ich.

„Es gibt unzählige davon. Und nun, da ihr beide das alles bekannt gemacht habt, empören sich natürlich all die Heuchler, und niemand will es gewusst haben. Da kann ich nur lachen.“

„Wer hat was bekannt gemacht?“, fragte ich überrascht.

Kenan und Jasmin schauten sich verwundert an. „Na, der Artikel in der BILD von heute Morgen. Ihr seid die Helden des Tages!“

„In der ...“ Ruckartig drehte ich mich zu Ramona, die mich mit knallrotem, aber hoch erhobenem Haupt ansah. „Ja, ich habe gestern ein Interview gegeben. Das ist schließlich mein Beruf. Wir waren immerhin Zeugen des empfindlichsten Anschlags auf unseren Staat.“

Ich konnte und wollte das erst nicht glauben.

Kenan war peinlich berührt. „Ich wollte nicht ...“

„Was hast du deinen Kollegen erzählt? Ich habe dir doch gesagt, was ich dem Kommissar gestern versprechen musste. Er hätte uns beide einsperren können! Und Katrin? Sie hat sich für uns verbürgt.“

„Herrgott!“, schrie Ramona nun. „Da war es längst zu spät. Und außerdem hat die Öffentlichkeit ein Recht, von diesen Zuständen zu erfahren!“

Darius fing an zu weinen, worauf sich Kenan erhob. „He, ihr zwei. Bleibt mal ganz ruhig“, versuchte er zu beschwichtigen. „Erzählt doch in Ruhe, was genau vorgefallen ist.“

„Ich möchte erst wissen, was in der Zeitung steht“, erwiderte ich laut und wollte gerade aufstehen, aber unser Hausherr gebot mir, mich wieder zu setzen. „Warte, ich hole sie dir.“

Als er wiederkam und die Zeitung ausbreitete, lief es mir schon nach dem ersten kurzen Blick auf die Schlagzeile eiskalt den Rücken herunter.

Das konnte einfach nicht sein!

Der Aufmacher war bebildert mit einem Foto, auf dem ich inmitten des Drecks am Anschlagort kniete und meine Hände voller Verzweiflung vor mein Gesicht hielt. Darunter stand: *Direkt in der zertrümmerten Machtzentrale Deutschlands kniet Manuel B. und kann nicht fassen, was geschehen ist.*

Das Foto musste Ramona geschossen haben. Ich fühlte einen Stich in mir. Wie hatte sie das nur tun können? Trotz meines Zorns und der Enttäuschung las ich den Artikel.

*Krieg gegen Deutschland!
Ein Anschlag auf den Reichstag als Warnung katholischer Extremisten?*

Berlin. Noch hat die Welt die erst kürzlich begangene Tat des verwirrten Papstes Innozenz XIV. nicht verkraftet, da überschlagen sich bereits die nächsten schrecklichen Ereignisse. Gestern Abend um einundzwanzig Uhr wurde die Kuppel des Berliner Reichstages

durch den Anschlag einer extremistischen Christengruppe weitgehend zerstört. In einem Bekennerschreiben von ‚Opus Dei‘, wie sie sich selbst nennt, warnt diese vor Übergriffen auf das Eigentum der Kirche. Wörtlich steht im in lateinischer Sprache verfassten Bekennerschreiben:

„Wehe denen, die das Wort eines geistig Umnachteten ernst nehmen! Einem Teufel, der sich auf schändliche Weise das höchste kirchliche Amt erschlichen hat! Wehe denen, die versuchen, sich aufgrund der Erklärung dieses Unmenschen am Eigentum unserer Kirche zu bereichern oder die Institution als solche infrage zu stellen. Wehe denen! Denn sie sollen brennen im ewigen Feuer! Opus Dei.“

Bereits eine knappe Stunde später folgte ein Angriff auf ein großes Flüchtlingsheim, in dem überwiegend Menschen muslimischen Glaubens untergebracht sind. In diesem und anderen Lagern brach daraufhin Panik aus, und die Bewohner flohen. Tausende Heimatlose ziehen so nun seit heute Nacht in die nächstgelegenen Städte. Autobahnen und Straßen mussten komplett gesperrt werden, der Zugverkehr kam zum Erliegen. Allein Berlin muss mit einer Zuwanderung von über einer Millionen Menschen aus den umliegenden Großanlagen rechnen.

BILD fragt nun: Wer steckt hinter der Gruppe ‚Opus Dei‘? Ist es vielleicht der Vatikan selbst? Warum verschwieg die Regierung bisher die tatsächliche Anzahl der zugewanderten Asylanten oder Flüchtlinge? Wie viele dieser riesigen Lager gibt es wirklich?

Ein Bericht von Ramona Lind.

Alles in mir verkrampfte sich. Voller Wut zerknüllte ich das Blatt und schmiss es in eine Ecke des Raums. „Warum hast du das nur gemacht?“, fragte ich ungläubig.

Ramona aber warf mir den Ball selbstbewusst zurück, nur ihre Stimme zitterte leicht. „Was habe ich denn getan?“ Ihre Teetasse schepperte, als sie aufsprang. „Ich habe gar nichts getan. Ich berichte nur über das, was andere verbochen haben! Ich bin Journalistin und war direkt dabei, als eines der bedeutendsten Ereignisse unserer Geschichte passierte.“ Sie schrie nun: „Soll ich da schweigen?“ Dann kam sie um den Tisch herum, auf mich zu. Ihr Ton wurde ruhiger. „Manuel! Hast du vergessen, was wir in Löcknitztal gesehen haben? Sollen wir uns mitschuldig machen bei dieser Vertuschung? Sollte Deutschland nicht geradezu darauf

gestoßen werden, wie viele Menschen dort geballt und unter unmenschlichen Bedingungen leben müssen?“

Ich wusste es nicht. „Aber warum dein Name und warum, verdammt noch mal, ein Foto von mir?“

„Weil dieses Foto so unendlich viel ausdrückt. Und mein Name, weil es mein Artikel ist und ich auf ihn stolz bin.“ Sie blickte zu mir hinunter und strich über meine Wangen.

„Bitte setzt euch wieder“, sagte jetzt eine weiche Stimme, und wie aus einem Nebel, der sich lichtet, kamen nun Kenan, Jasmin, ihre Einladung wieder zum Vorschein.

„Bitte entschuldigt. Aber ich ...“

Ein Grollen war plötzlich zu hören, und das Geschirr begann zu klirren. Darius fing wieder an zu weinen. Der Lärm kam von draußen. Alle vier stürmten wir nun zum Fenster, als in diesem Moment mehrere Jagdbomber nur wenige Hundert Meter über unser Haus hinweg donnerten, gefolgt von einem riesigen dunkelblauen Helikopter. Die Menschen auf der Straße blickten und deuteten erstaunt nach oben, und für einen kurzen Moment erstarben die Aggressionen in ihnen.

„Das ist die Bundeskanzlerin“, meinte Kenan, während wir der fliegenden Kolonne hinterherschauten. „Ihre Ansprache beginnt in wenigen Minuten.“

Die Menschen auf der Straße schienen dies nicht zu wissen, denn nun stoben sie schreiend auseinander, rannten in Seitengassen oder sprangen unter Autos. Frauen wurden umgerannt, Scheiben eingedrückt, und Kinder liefen ziellos und weinend umher. Die wenigen Polizeibeamten waren vollkommen machtlos gegenüber dieser Massenpanik.

„Vor was erschrecken die Leute so?“, fragte ich und bemerkte im gleichen Moment, wie naiv das war.

„Die meisten der Flüchtlinge kommen aus Syrien oder ähnlichen Ländern, Manuel. Und dort sieht man Kampffjets und Hubschrauber mit etwas anderen Augen als hier in Deutschland.“ Kenan nahm seine Frau am Arm und zog sie sanft zurück Richtung Esstisch. „Möchtet ihr trotz des Schrecks weiteressen?“

Wir folgten ihm und nahmen wieder Platz. Schweigend frühstückten wir weiter.

„Wie lange lebt ihr schon hier in Berlin?“, unterbrach Ramona schließlich die Stille.

„Oh. Meine Eltern zogen bereits am Ende des ersten Golfkrieges nach Deutschland, da war ich gerade zwei Jahre alt. Damals waren wir also tatsächlich Flüchtlinge. Jasmin, meine schöne Blume“, er strich ihr zärtlich über den Arm, „wurde hier geboren. Sie ist Deutsche.“

„Ihr sprecht beide ein wundervolles Hochdeutsch. Wie ich euch darum beneide.“

„Ich muss dankbar sein. Meine Eltern schickten mich und meine Geschwister auf die besten Privatschulen, die es im Raum Köln gab. Bei Jasmin war das nicht viel anders.“

„Ihr wart also nicht gerade die ärmsten Asylanten, oder?“

„Seien wir mal ehrlich, Ramona – und das wirst du als Journalistin sicher genauso gut wissen –, die wenigsten Zuwanderer lebten in ihrer Heimat in Armut. Sonst könnten sie sich die Flucht auch gar nicht leisten. Arm werden sie erst durch den Weg.“ Kenan trank einen Schluck Tee. „Aber um auf deine Frage zurückzukommen. Meine Eltern sind wohlhabend und waren das schon, als sie hierherkamen. Wir hatten also einen sehr viel leichteren Start als Millionen andere.“

Erneut drangen Lärm und Geschrei von der Straße herauf, und wir blickten alle Richtung Fenster, aber niemand von uns stand auf.

„Wohin ziehen all diese Menschen?“, fragte ich leise.

Kenan antwortete: „Ich weiß es nicht. Ich vermute, die Polizei versucht die ziellosen Bewegungen irgendwie zu ordnen. Sicher hin zu großen Sammelplätzen, wo die Menschen dann mit Bussen in die Lager zurückgebracht werden.“

„Und wenn sie sich weigern?“

Jasmin stand auf. „Es ist kurz vor zehn, und die Ansprache der Bundeskanzlerin beginnt. Stört es euch, wenn ich den Fernseher einschalte?“

Natürlich waren auch wir extrem gespannt.

Ein Nachrichtensprecher war zu sehen, auf dessen Bildschirm ein Countdown ablief, der noch zirka fünf Minuten dauern würde. Ich hörte ihm nicht zu. Ich blickte zu Ramona, die, wie Kenan und Jasmin auch, dem Geschehen im Fernseher gebannt folgte. Wie schön sie aussah. So stolz.

Im Fernseher war nun ein Bild mit unserer Bundeskanzlerin zu sehen. Sie saß hinter einem mächtigen Schreibtisch, mit einem

dunkelblauen Kostüm bekleidet, das schlicht, aber schick war. Im Hintergrund hatte man verschiedene ihrer Minister stehend platziert. Die Bundeskanzlerin lächelte, auch wenn man ihr deutlich ansah, wie schwer ihr das in diesem Moment fiel, und ihre Augen wirkten unendlich müde. Vor ihr lag ein weißes Blatt. Die Kamera zoomte nun langsam auf ihr Gesicht. Sie hob das Stück Papier und begann vorzulesen.

„Liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger. Liebe Gäste unseres Landes.

Dieses Jahr wird uns wohl allen in Erinnerung bleiben. Ein Jahr, in dem Unfassbares geschehen ist. So mussten wir erleben, wie das verwirrte Oberhaupt der Christen seine eigene Kirche verraten hat und damit einen großen Teil der Gläubigen der Welt gegeneinander aufhetzte. Und dies in einer Zeit, in der Europa durch Kriege, Völkerwanderungen und Naturkatastrophen in einem bisher unvorstellbaren Umfang vor seiner größten Herausforderung steht.

Aber deswegen wende ich mich heute nicht an Sie. Auch nicht, weil gestern Abend ein Angriff fanatischer Christen auf das Herz unseres Landes geführt worden ist. Nein, ich spreche heute vor Ihnen, um etwas zu erklären und, meine lieben Mitbürgerinnen und Mitbürger, um Sie um etwas zu bitten.

Wie Sie alle wissen, wandern seit Jahren viele Millionen Menschen, auf der Flucht vor Hunger, Krieg oder Verfolgung, nach Europa. Vor zwei Jahren nahm diese Einwanderung auch bei uns so stark zu, dass die Stimmung in der Bevölkerung, also bei Ihnen, liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger, äußerst angespannt war. Auch an eine menschenwürdige Unterbringung war damals nicht mehr zu denken, wie Sie sich sicher alle erinnern werden. Die Regierungen der betroffenen Länder beschlossen daraufhin, große, moderne Auffangheime zu bauen. Die großen Konzerne unterstützten dies finanziell und erhofften sich gleichzeitig, dadurch neue Mitarbeiter gewinnen zu können. Wie Sie alle wissen, mangelt es in Europa ja seit Jahren schon an Fachkräften, insbesondere auch an Handwerkern. Der Bau der großen Heime wurde von den jeweiligen Parlamenten abgesegnet. Im letzten Jahr begann dann aber, wie Sie wissen, die größte Dürre, der Nordafrika jemals ausgesetzt war und die bis zum heutigen Tage anhält. Zusätzlich eskalierten die Kriege im Nahen Osten. Bereits im vergangenen

Sommer mussten allein in Deutschland über zehn Millionen neue Flüchtlinge unterschiedlichster Glaubensrichtungen und Kulturen untergebracht werden. So entschlossen die betroffenen Staaten, die bereits bestehenden Lager stark zu vergrößern und diese auf dauerhafte Unterbringung hin umzubauen. In Deutschland entstanden so dreiundzwanzig Großanlagen, in denen zurzeit etwa dreizehn Millionen Menschen mit Migrationshintergrund untergebracht sind. In diesen stadtähnlichen Bezirken gibt es Läden, Schulen und Krankenhäuser. Die Bewohner sind somit bestens versorgt.

Nicht überall war es dabei aber möglich, auf Kulturen und Glaubensunterschiede Rücksicht zu nehmen. In einigen Flüchtlingsheimen gab es dadurch immer wieder große Spannungen. Gestern Nacht entluden sich diese in einigen Großeinrichtungen. Auf eine Anlage war kurz vorher ein Brandanschlag verübt worden. Andere Lager waren ähnlich feigen Angriffen schon Tage vorher ausgesetzt. Millionen dieser armen Menschen flohen in Panik und versuchen nun in unseren Städten unterzukommen. Berlin ist davon besonders stark betroffen.

Heute Nacht noch fand dazu eine große Sitzung des Deutschen Bundestages statt, in der beschlossen wurde, erstmals seit ihrer Verabschiedung am 30. Mai 1968 einen Teil der Notstandsgesetze in Kraft zu setzen. Und zwar wurden folgende temporäre Maßnahmen beschlossen: Erstens gilt ab heute ein eingeschränktes Versammlungsverbot. Zweitens unterstützt die Armee der Bundesrepublik Deutschland ab sofort die Polizei beim Schutz der Bevölkerung. Und drittens wurde die Freizügigkeit eingeschränkt.“

Die Bundeskanzlerin hob nun den Kopf, und ihre Augen blickten direkt in die Kamera. Was für eine kluge Frau, dachte ich in diesem Moment. Mit ernstem Gesicht fuhr sie fort:

„Was bedeutet dies für Sie, liebe Bürgerinnen und Bürger? Im Normalfall dürften die Einschränkungen keine Auswirkung auf unser alltägliches Leben haben. Die Notstandsgesetze statten die Exekutive und die Vollzugsorgane mit einer etwas höheren Durchsetzungskraft aus, von der wir alle hoffen, von ihr kaum Gebrauch machen zu müssen.

Das deutsche Volk hat beim Mauerfall am 9. November 1989 bewiesen, dass es mit extremen Situationen umgehen kann. Ich

gebe Ihnen mein Wort, liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger, dass ich alles tun werde, um unser Land wieder zurück in eine geordnete Form zu bringen, damit wieder Ordnung und Ruhe einkehren können. Und ich verspreche Ihnen allen, dass wir die Täter dieser menschenverachtenden Anschlagsserie ausfindig machen werden.

Aber ich benötige Ihre Mithilfe und appelliere an Ihr Mitgefühl für die nun Millionen Heimatlosen. Bitte sprechen Sie mit den Fremden. Bieten Sie Ihre Hilfe an, wie auch Kleidung und Nahrungsmittel.

Und an Sie, liebe Gäste unseres Landes, appelliere ich, in die Heime zurückzukehren, die für Sie eingerichtet wurden. Sie sind sicher, und ich verspreche Ihnen, dass wir Sie dort nun verstärkt beschützen werden. Einen erneuten Anschlag wird es nicht geben.

Ich danke Ihnen allen.“

Die Kanzlerin legte das Papier vor sich ab und stand auf. Die Regie blendete auf den Nachrichtensprecher zurück, der wirkte, als müsse auch er das Gehörte erst einmal verdauen. Zu ihm hatte sich eine adrette Dame gesellt, der er sich nun zuwandte. „Ich begrüße nun die Politikwissenschaftlerin und Sprecherin der Regierung Frau Dr. Delibes. Frau Delibes, was bedeutet es tatsächlich, wenn ein Land wie das unsere den Ausnahmezustand ausruft? Ja, was genau sind diese Notstandsgesetze eigentlich?“

„Guten Abend, Herr Reuter. Vor allem muss man erst einmal die Begriffe unterscheiden. Die Anwendung der Notstandsgesetze ist nämlich nicht gleichbedeutend mit dem Ausrufen eines Ausnahmezustandes. Die Notstandsgesetze wurden am 30. Mai 1968 verabschiedet und sollen vor allem die Handlungsfähigkeit des Staates in Krisensituationen, wie zum Beispiel nach einer Naturkatastrophe, einem Aufstand oder sogar Krieg, sichern. Ein Ausnahmezustand ist jedoch eine eher theoretische Situation, in der die Erfüllung von staatlichen Grundfunktionen als akut bedroht erachtet wird.“

„Die derzeit aber nicht gegeben ist.“

„Nein, auf keinen Fall. Natürlich könnte man den Angriff auf den Reichstag bereits für sich als eine Art kriegerischen Akt bezeichnen, für dessen Aufklärung besondere Maßnahmen eingeleitet werden sollten, nicht aber die Anwendung unserer Notstandsgesetze.“

„Weiß man denn inzwischen, wie es den Tätern überhaupt gelingen konnte, Sprengsätze innerhalb der Kuppel anzubringen und zu zünden? Immerhin handelt es sich hierbei ja um eines der bestgesicherten Gebäude der Welt.“

„Nein, dazu kann ich Ihnen leider nichts sagen. Allerdings handelt es sich bei der Kuppel um eine vielbesuchte Attraktion mit Restaurant. Und auch wenn aufgrund einer Terrorwarnung seit 2010 ein Besuch nur noch nach vorheriger Anmeldung möglich ist, sollte es für Profis sicher nicht unmöglich sein.“

„Kommen wir aber zurück auf die aktuelle Situation in Deutschland. Warum also diese gesetzlichen Maßnahmen?“

„Nun, die Notstandsgesetze ermöglichen es der Polizei und in unserem Fall auch dem Militär, bestimmte Handlungen oder Verordnungen leichter und unbürokratischer durchsetzen zu können. Allein die Einschränkung der Freizügigkeit oder des Versammlungsrechtes bedeutet ja, dass drohende Eskalationen schneller eingedämmt werden können. Oder eben auch, dass Personen gezwungen werden können, sich nur an einem bestimmten Ort aufzuhalten.“

„Alles in allem dienen sie also mehr oder weniger dazu, die vielen Flüchtlinge wieder in die Lager zurückbringen zu können.“

„Mehr oder weniger, korrekt. Und es ist sicher eine kluge Entscheidung.“

„Allerdings müssen nun erst einmal die Umstände um diese Großlager geklärt werden. Es gibt ja bereits erste Stimmen, die diese Anlagen als moderne Konzentrationslager bezeichnen.“

„Das sehe ich vollkommen anders.“

„Was ist, wenn sich die Flüchtlinge weigern sollten zurückzukehren?“

„Ich denke nicht, dass sie das tun werden. Wo sollen sie denn auch hin? Es sind einfach zu viele, als dass diese in kleinen Heimen oder gar innerhalb einheimischer Familien untergebracht werden könnten.“

„Vielleicht, weil sie sich auf die letzten Wünsche des Papstes berufen und den Reichtum der Kirche nun tatsächlich nutzen möchten, um endlich selbst am Wohlstand teilzuhaben? Plünderungen und Angriffe auf Kirchen gibt es bereits weltweit. Besteht diese Gefahr nun nicht auch für Deutschland?“

„Ich denke, man muss Europa doch sehr wohl von Ländern unterscheiden, die schon immer das Wort des Papstes als eine Art

Gesetz angesehen haben, sowohl im Positiven als auch im Negativen. In Deutschland zum Beispiel halte ich solche Übergriffe auf Kirchengrundbesitz für eher unwahrscheinlich, denn natürlich akzeptieren viele den Papst und sein Wort, aber doch nicht so wörtlich wie vielleicht auf den Philippinen oder in Brasilien.“

„Es geht auch nicht um die Einheimischen. Immerhin irren nun Millionen Menschen durch unser Land, die nichts zu verlieren haben. Ein Großteil von ihnen ist extrem gläubig, und wie Ihnen bekannt ist, fordern die mächtigsten Islamführer ebenfalls die Herausgabe des kirchlichen Eigentums. Der letzte Befehl des Papstes, die katholische Kirche aufzulösen, ist für sie wie die Kapitulationserklärung ihres bedeutendsten Widersachers.“

„Niemand kann doch ernsthaft die Auflösung der Kirche ...“

„Frau Dr. Delibes! Sie können doch nicht leugnen, dass in allen großen Städten bereits seit Tagen Tausende vor den Kirchen demonstrieren. Der Kölner Dom ist seit einer Woche verbarrikadiert.“

„Hm, ja, das schon. Aber dabei handelt es sich, meiner Meinung nach, lediglich um einige wenige Aufgehetzte. In ein paar Tagen ist dieser Spuk vorbei.“

„Auch im Raum Köln gibt es diese Großlager, aus denen Millionen geflohen sind.“

„Schon, aber ...“

„Viele fordern nun ja auch endlich eine genaue Untersuchung des Kirchengrundbesitzes und die Abschaffung der Kirchensteuer in Deutschland.“

„Herr Reuter, ich weiß nun nicht, was das alles mit dem gestrigen Anschlag auf den Reichstag zu tun hat.“

„Nun gut. Eine letzte Frage, Frau Delibes: Wie lange werden die Notstandsgesetze nun eigentlich in Kraft bleiben?“

„Dies kann derzeit niemand sagen. Bis sich die Situation eben wieder beruhigt hat.“

„Frau Dr. Delibes, wir danken für Ihren Besuch.“

„Danke, dass ich hier sein durfte.“

„Liebe Zuschauer. Wir schalten nun um in unser Studio in Wiesbaden.“

Das alles kam mir so vollkommen unreal vor.

Ich musste zwangsläufig an einen Film denken, den ich irgendwann gesehen hatte. Ein Virus war dabei, die Welt zu verseuchen,

und ständig berichteten Nachrichtensprecher über die neuesten Ereignisse, um die Fiktion möglichst realistisch erscheinen zu lassen. Wie hieß der Film gleich? Kate Winslet hatte mitgespielt.

Ramona berührte meine Hand. „Manu, wir müssen los, sonst kommen wir zu spät.“

„Zu spät?“

„Wir müssen zum Treptower Park.“

„Ach ja, stimmt. Um zwölf.“

„Kenan, wir müssen leider weg, um noch eine Aussage bei der Polizei zu machen.“

„Ihr wollt jetzt durch dieses Gewühl?“

„Wir würden viel lieber mit euch weiterplaudern, glaube mir“, sagte ich, und an Ramona gerichtet: „Ich bin gespannt, was uns dort, nach deinem Artikel und der nun anderen Rechtslage, erwartet.“

Einen Moment lang blickte Ramona mir direkt in die Augen, ihr Mund bewegte sich leicht. Sie sagte aber nichts.

„Nun gut. Dann wünsche ich euch, dass ihr keinen Ärger bekommt.“ Kenan schüttelte Ramona zum Abschied die Hand. „Du hast vollkommen richtig gehandelt.“

Ich bedankte mich bei Jasmin für das wundervolle Frühstück, während Ramona den kleinen Darius drückte, und dann machten wir uns auf den Weg.

In den Straßen von Berlin

Erst als wir aus dem Haus traten, wurde mir bewusst, wie schlimm die Situation auf den Straßen war. Von unserer Wohnung aus betrachtet sah alles relativ friedlich aus. Und nun? Schreie und Gerangel. Unser Auto konnten wir vergessen. Also U-Bahn?

Panik ergriff mich schlagartig, als wir von einer Horde Vermummter, die an uns vorbeirannten, an die Hauswand gedrückt wurden. Mein Kopf schlug dabei an einen Stein und begann sogleich heftig zu pochen.

„Manuell“, schrie Ramona. „Ist alles okay?“ Sie drückte sich fest an mich.

„Ja, geht schon. Lass uns schnell von hier verschwinden.“

„Da kommen wir nie durch!“

Direkt neben uns auf dem Bürgersteig versuchten zwei Polizeibeamte eine randalierende Gruppe zurück in die Reihe der Marschierenden zu drängen. Ein Dritter stürmte auf uns zu und schrie dabei: „Gehen Sie bitte zurück in Ihre Wohnung.“

Ich hielt mir die Ohren zu und brüllte zurück: „Wir müssen zum Treptower Park!“

Er riss seinen schweren Schutzschild hoch und deutete damit in Richtung Innenstadt. „Dann nutzen Sie bitte die Nebenstraße dort hinten. Die Hauptstraße ist unpassierbar, wie Sie ja sehen können.“ Einen Moment lang blickte ich ihm in die Augen, und ich erkannte darin Angst. „Und jetzt verschwinden Sie!“

Ich packte Ramona an der Hand und zog sie mit mir.

Ein kleines Mädchen lief zwischen meine Beine und fiel hin. Gemeinsam hieften wir das heulende Bündel hoch, als schon die Mutter, hysterisch schreiend, auf mich zusprang und es uns wegriss. Dabei rempelte sie Ramona heftig an, die daraufhin stolperte und mit dem Kopf gegen einen Laternenmast stürzte. Ihr Pulli färbte sich rot.

„Du blutest!“, brüllte ich gegen den ungeheuren Lärm an.

Erschrocken griff sie sich ans Ohr und starrte dann verblüfft auf ihre blutige Hand. Ich nahm darauf keine Rücksicht, sondern schob sie weiter, meine Arme schützend um sie haltend. Vor mir schlug ein dunkelhäutiger Mann auf einen anderen ein. Ich zog den Kopf ein. Nie zuvor in meinem Leben war ich mit Gewalt in Berührung gekommen, dachte ich bestürzt.

Wir wühlten uns weiter durch strampelnde und stoßende Leiber. Wurden angerempelt und gedrückt. Endlich erreichten wir die angepeilte Gasse, in der es, bis auf ein paar stänkernde Passanten, relativ ruhig war. Ich drehte Ramona zu mir um und untersuchte ihren Kopf. Vorsichtig zog ich ihre Hand weg, die sie sich über das rechte Ohr hielt. Aus der Schürfwunde quoll noch immer Blut.

„Das ist nicht weiter schlimm, mein Schatz“, versuchte ich sie zu beruhigen. „Die Haut blutet an dieser Stelle immer recht stark.“

Ich riss ein Stück von meinem T-Shirt ab, das ich unter meinem Pulli trug, und hielt es an ihren Kopf.

„Mir ist schwindelig.“ Sie war ganz bleich und atmete viel zu schnell.

Ich drückte sie fest an meine Brust und streichelte ihre Haare. „Beruhige dich, meine Schöne. Alles wird gut werden.“

Aber schon kam ihr Stolz wieder zum Vorschein. Sie schniefte und sagte: „Danke für das T-Shirt. Ich kaufe dir ein neues.“ Dann grinste sie gequält. „Lass uns weitergehen. Vielleicht finden wir ein Taxi.“

Schnell liefen wir einige Querstraßen weiter, stießen aber immer wieder auf das gleiche Szenario. Endlich fanden wir in der Nähe des Großmarktes einen noch einigermaßen friedlichen Bereich und auch ein uraltes Taxi, das uns trotz unseres blutigen Auftretens mitnehmen wollte. Es war inzwischen kurz vor halb zwölf.

Ich ließ Ramona hinten einsteigen, sprang auf den zerschlissenen Beifahrersitz und nannte die Adresse. „Wissen Sie, wo das ist?“

„Ja sicher. Ist außerhalb in Ost. Große Polizeistation“, versicherte sich der Fahrer; ein Inder, riet ich, da er einen Turban trug.

„Ja, machen Sie bitte schnell, wir haben es eilig.“

Er strich sich durch seinen langen Vollbart, setzte den Blinker und parkte seinen Volvo gemächlich aus. „Was hat Frau denn? Du ihr Tracht Prügel, hä?“ Beim Reden entblößte er riesige gelbe Zähne, und er sprach tatsächlich mit einem indischen Akzent. So wie bei den synchronisierten Situationskomödien, dachte ich. Es klang irgendwie ulkig.

„Fahren Sie bitte einfach los“, murrte Ramona von hinten.

Und dies tat er dann auch und zwar ebenso gemütlich, wie er gestartet war. „Heute viel Durcheinander in Stadt“, brummelte er. „Viel Ausländer.“

Ich wurde langsam nervös „Jaja. Bitte, können Sie nicht ein wenig schneller fahren?“

„Schon können! Aber keinen Sinn. Alles gesperrt.“

Tatsächlich war bereits die nächste Hauptstraße durch ein Polizeiauto blockiert. Er verlangsamte seine Fahrt und hielt neben dem dazu gehörenden Beamten, kurbelte seine Scheibe herunter und fragte: „He, Offizier! Wo soll ich lang?“

Der Polizeibeamte stützte sich mit der Linken lässig auf dem Fahrzeugdach ab und beugte sich zu ihm hinunter, die Rechte am Gürtel. „Guter Mann. Sind Sie der Taxifahrer oder ich? Auf jeden Fall geht es hier heute nicht mehr weiter. Die gesamte Innenstadt ist gesperrt. Und nun entfernen Sie bitte Ihr Fahrzeug.“

„Jaja. Ich fahren.“ Nickend kurbelte er sein Fenster wieder hoch und sah mich triumphierend an.

„Was?“ Ich wurde langsam wirklich sauer. „Wir wollen nicht in die Innenstadt. Wir wollen zum Treptower Park!“

„Jaja. Ich finden Weg. Ich überlegen.“ Wieder nickte er vor sich hin, kraulte seinen Bart und schien nachzudenken, dann fuhr er rückwärts aus der Blockade heraus, wendete und nahm tuckernd eine Seitenstraße. Tatsächlich kamen wir nun zügig voran.

„Das wird teuer“, zischte Ramona von hinten, was unseren Fahrer mit Ehrgeiz zu erfüllen schien, zumindest erhöhte sich sein Tempo merklich. Er brauste um die nächste Ecke und stieß dort prompt auf eine berittene Patrouille, der wir gerade noch ausweichen konnten. Die Pferde sprangen mit weit aufgerissenen Augen zur Seite, und die Beamten hatten Mühe, sie zu besänftigen. Unseren Fahrer brachte dies aber keineswegs aus der Ruhe. „Scheiß Pferde auf Straße. Wie in Heimat“, bemerkte er lediglich.

Endlich entkamen wir dem Innenstadtbereich und fuhren am Ufer der Spree entlang, die sich durch ganz Berlin zieht. Hier waren zwar immer noch viele Menschen auf den Straßen, aber nicht mehr ganz so geballt.

Ich blickte auf meine Uhr, es war kurz vor zwölf. „Ist es denn noch weit?“

„Nee, nicht weit. Nur über zwei Brücke, dann da.“

Stimmt, dachte ich. Der Treptower Park befindet sich, durch Kanäle und den Fluss umringt, praktisch auf einer Art Insel. Ich drehte mich nach hinten „Das schaffen wir niemals pünktlich.“

Ramona verzog das Gesicht. „Na und? Wer kann denn so was einplanen? Die sollen froh sein, dass wir überhaupt kommen und aussagen.“

Ich hatte bisher noch nie mit der Polizei zu tun gehabt und wusste ehrlich gesagt nicht, wie genau man sich an solche Vorladungstermine halten musste und was passierte, wenn man zu spät kam. Vielleicht machte ich mir tatsächlich zu viele Gedanken.

Die erste Brücke tauchte nun auf, war aber durch Polizeiwagen mit eingeschaltetem Blaulicht abgesperrt. Der Verkehr wurde umgeleitet. Wir hielten am linken Straßenrand an, und sofort kam ein Polizist in schwarzer Uniform auf uns zugeeilt. „Was soll das? Bitte fahren Sie sofort weiter. Oder haben Sie einen Anliegerausweis?“

Unser indischer Fahrer drehte sein Fenster wieder herunter und wollte gerade etwas sagen, als ich ausstieg. Der Beamte reagierte allerdings keineswegs so, wie ich es erwartet hatte. Sofort legte er seine rechte Hand auf den Schaft seiner Waffe und brüllte: „Steigen Sie sofort wieder in das Taxi.“ Auf seiner Stirn perlten Schweißtropfen, er war sehr jung, fast noch ein Kind.

Ich nahm all meinen Mut zusammen und sagte ruhig: „Beruhigen Sie sich bitte! Wir würden wirklich gerne weiterfahren, müssen aber über die Brücke. Oder sagen Sie uns, wie wir sonst zum Bundeskriminalamt kommen.“

„Bundeskriminalamt?“ Er fingerte nervös an seiner Waffe, umklammerte sie nun fester. „Was wollen Sie dort? Die Brücken zum Treptower Park sind zurzeit alle gesperrt.“

Ich dachte angestrengt nach. Wie hieß der Kommissar, den wir aufsuchen sollten, noch mal? Ich konnte mich nicht erinnern.

Nun stieg auch Ramona aus dem Wagen, was der Polizist mit erneutem Bellen quittierte: „Sie! Setzen Sie sich sofort wieder ins Auto!“ Er zog dabei seine Pistole ein Stück aus dem Halfter, dann rief er in sein Funkgerät: „Roland! Ich brauche Verstärkung.“

Ein zweiter Polizist, der in zirka hundert Meter Entfernung den Verkehr regelte, drehte sich um und kam nun lässig auf uns zu.

„Verdammt noch mal! Was ist das hier für ein Schwachsinn! Mein Name ist Lind, ich bin Reporterin der BILD, und wir haben

einen Termin mit einem Kommissar Peter Ritter, und dies eben im Bundeskriminalamt am Treptower Park.“ Ramona hatte zwei Dokumente in der Hand. „Mein Presseausweis! Und das hier ist die Visitenkarte von diesem Ritter.“

Der Polizist wurde unsicher, sein linkes Auge zuckte. Inzwischen hatte uns auch sein Kollege erreicht, der wesentlich gelassener war. „Welche Probleme gibt es hier?“

Ich schilderte ihm noch einmal kurz die Situation, während er Ramonas Unterlagen prüfte. „Maik, das scheint so weit zu stimmen. Rufe doch bitte mal die Nummer hier an und versichere dich kurz rück.“ Er übergab seinem Kollegen die Visitenkarte, der sich damit etwas zurückzog und telefonierte.

„Entschuldigen Sie bitte, Frau Lind. Und Sie sind? Herr ...?“

„Blum“, meinte ich kurz.

„Herr Blum. Gut. Darf ich bitte Ihren Personalausweis sehen?“

Ich durchsuchte meine Briefftasche, fand aber keine Papiere.

„Da kannst du lange suchen, Manu. Die Ausweise hat doch Katrin einbehalten.“

Ramona hatte natürlich recht, also kramte ich meinen Führerschein hervor, Ramona tat mir gleich. Der Polizist prüfte diese, musterte uns dabei genau. „Die Situation ist auch für uns nicht ganz alltäglich, das werden Sie sicher verstehen.“

Er gab uns die Dokumente zurück. Der jüngere der beiden Beamten hatte den Termin wohl inzwischen bestätigt bekommen, auf jeden Fall gab er Ramona die Karte des Kommissars zurück. Man händigte uns noch einen roten Ausweis mit dem Aufdruck „Anlieger A“ aus, fuhr einen der Dienstwagen zur Seite und ließ uns dann passieren.

Die Vernehmung

Wir überquerten die zwei Brücken und fuhren noch ein kurzes Stück auf einer kerzengeraden Straße bis zu einem großen militärisch wirkenden Komplex, der von einem hohen schwarzen Zaun umfriedet war. Vor diesem war ein breiter Grünstreifen angelegt, auf dem bewaffnete Schutzleute patrouillierten. Neugierig lugten verschiedene Überwachungskameras nach uns, als wir am Haupteingang ausstiegen.

„Wie kommst du denn wieder heim?“, fragte Ramona, als ich den Fahrer bezahlte. „Und ich in die Redaktion?“

„Das sehe ich dann schon.“

Unser Inder bedankte sich und fuhr lächelnd davon. In diesem Moment rollte vielleicht ein Dutzend großer Polizeibusse heran und hielt direkt neben uns vor dem Zaun. Verstohlen blinzelte ich hinüber und bekam Gänsehaut. Durch die abgedunkelten Scheiben blickten mich Hunderte Menschen an, still und verängstigt. Die Schranke öffnete sich, und die Kolonne fuhr durch das Haupttor in den Komplex hinein. Wir standen beide da und wussten erst nicht so recht, was wir tun sollten, als auch schon ein Uniformierter auf uns zukam. „Herr Blum?“ Als ich bejahte, betrachtete er Ramona fragend: „Und Sie sind?“

„Lind.“

„Gut, dann folgen Sie mir bitte. Kommissar Ritter erwartet Sie bereits. Ich darf vorausgehen.“

Er führte uns zu einem Pförtnerhaus, in dem wir vorbereitete Besucherausweise erhielten, dann ging es weiter, über eine geteerte Fläche zum Haupteingang, der sich in einem großen Backsteingebäude befand. Ritter kam uns entgegen und schüttelte Ramona die Hand. Er trug einen schwarzen Anzug, und eine geschmackvolle graue Krawatte zierte sein weißes faltenfreies Hemd.

„Ah, Frau Lind. Schön, dass Sie auch kommen konnten. Netter Artikel heute in der BILD. Hallo Herr Blum.“ Sein Händedruck war angenehm fest. „Ich hoffe, Sie hatten eine einigermaßen ruhige Nacht. Meine war leider nicht ganz so entspannt.“

Ich war überrascht, dass er nicht weiter auf Ramonas Reportage einging. „Es gab bessere Nächte in meinem Leben“, meinte ich kleinlaut.

Ritter nickte. „Ja, natürlich. In Berlin werden letzte Nacht wohl die wenigsten gut geschlafen haben.“ Er fuhr mit der Hand über

sein stoppeliges Kinn, dann strich er sein mittellanges graumeiliertes Haar zurück. Müde wirkte er, mit seinen dunklen Augenringen. Er betrachtete Ramonas Gesicht. „Geht es Ihnen gut? Bluten Sie etwa?“

„Es geht schon, danke. Der Weg hierher war nicht gerade einfach.“

„Da haben Sie leider recht. Wenn Sie mir jetzt bitte folgen würden?“

Wir liefen zügig einen schier endlosen Gang entlang, rechts und links unzählige Büros. Überall war Bewegung. Türen wurden auf- und zugeschlagen, Mitarbeiter, sowohl in Zivil als auch uniformiert, gingen hektisch ein und aus. Es wurde laut und heftig diskutiert, Akten wurden hin und her geschleppt. Der Gang wurde nun breiter, dann kamen wir in einen vollkommen überfüllten Saal. Der Lärm darin war so stark, dass man sein eigenes Wort kaum noch verstehen konnte. Hunderte Menschen saßen auf Metallbänken oder standen in kleinen Gruppen zusammengepfercht und wurden von Beamten befragt und verhört. Einige von ihnen waren an den Händen gefesselt. Und ständig wurden noch weitere Männer hereingebracht. Frauen waren kaum zu sehen. Es stank erbärmlich nach Urin und Schweiß.

Ritter führte uns zum Glück durch die Halle hindurch in den nächsten kleineren Flur und dann in einen nach kaltem Rauch und abgestandenem Kaffee riechenden Büroraum. Das Zimmer war spärlich eingerichtet, ein Schreibtisch, ein Besprechungstisch und ein Aktenschrank. Keine Pflanzen, keine Fotos, nichts. Lediglich ein überquellender Aschenbecher markierte wohl seinen Arbeitsplatz.

„Willkommen in meinem bescheidenen Reich“, sagte er, während er die Hände zusammenschlug und sie dann kurz rieb. „Bitte setzen Sie sich doch.“ Er deutete auf einen hässlichen Kunststoffisch mit den dazu passenden Stühlen. „Kaffee?“

„Ja, gerne. Das wäre sehr nett“, antwortete ich.

Er betrachtete Ramona. „Was ist mit Ihnen? Ist wirklich alles in Ordnung? Vielleicht wäre es besser, wir schicken Sie in ein Krankenhaus.“ Er schloss die Zimmertür, zog ein altmodisches Feuerzeug aus seiner Hosentasche und steckte sich eine Zigarette an.

„Es geht mir gut. Es ist nur das Ohr, und es übertreibt ein wenig.“ Sie versuchte zu lächeln.

„Schön.“ Er trat zum Schreibtisch, nahm den Hörer seines Telefons und wählte. „Katrin, sie sind hier. Bringst du bitte vier Kaffee mit?“

Ramona und ich setzten uns, und ich konnte mir die Frage nicht verkneifen: „Ist Rauchen in öffentlichen Gebäuden nicht eigentlich verboten?“

Ritter inhalierte tief und stieß den Rauch genussvoll durch Nase und Mund wieder aus. „Ja.“ Er knirschte mit den Zähnen. „Vieles ist verboten, aber zum Glück schert sich seit einigen Monaten kein Aas mehr wirklich darum.“ Er lehnte sich rücklings an seinen Schreibtisch, als es an der Tür klopfte und Katrin, ohne auf ein Herein zu warten, mit einem beladenen Tablett eintrat und dieses vor uns abstellte. Ein enges schwarzes Kleid betonte ihre sportliche Figur. An ihrer dunklen Bluse hing ein Ausweis. Ich las ‚Kommissar Weiß‘.

„Ich habe ein paar Klischeedonuts mitgebracht.“ Sie lachte auf. „Ihr wisst schon! Bullen, Kaffee, Donuts?“ Grinsend wartete sie auf eine Reaktion.

„Deine Witze waren auch schon mal besser, Katrin, aber danke.“

„Humor ist derzeit das Einzige, was mich noch aufrecht hält, Peter“, schmollte sie.

Ich selbst war nicht fähig, auch nur den kleinsten Happen zu essen. Ramona aber nahm sich sofort einen Donut und biss gierig hinein. „Ihr arbeitet zusammen?“ Mit einer Serviette wischte sie Brösel von ihrem Mund. „Entschuldigung, ich meinte ‚Sie‘.“

Ritter erklärte: „Kommissarin Weiß und ich leiten eine Sonderkommission, die noch heute Nacht ins Leben gerufen worden ist. Wir untersuchen die Hintergründe der Brände in den Auffanglagern. Ihrer Meinung nach, Herr Blum, hängen diese mit dem Anschlag auf den Reichstag zusammen. Ist das korrekt?“ Wieder nahm er einen tiefen Zug, dann drückte er seine Zigarette im jetzt endgültig überquellenden Ascher aus.

„Ja, das folgere ich zumindest aus dem, was ich gehört und gesehen habe.“

Auf Ramona blickend fuhr Ritter fort. „Einen Teil des Geschehens konnte die Welt ja heute Morgen bereits in Ihrem ...“, er überlegte kurz und schien erst ein anderes Wort ausgewählt zu haben, „... Blatt nachlesen.“ Er schritt um unseren Tisch, nahm mir gegenüber Platz und zündete sich die nächste Zigarette an.

„Mir wäre es lieber gewesen, Sie hätten diese Dinge nicht veröffentlicht. Aber so ist das eben mit der Pressefreiheit.“

Katrin nahm nun neben Ramona Platz, zückte ein Aufnahmegerät, legte es vor uns hin und schaltete es ein. „Ihr habt sicher nichts dagegen, wenn wir das Gespräch aufzeichnen?“

„Benötigen wir einen Anwalt?“, fragte Ramona.

Ritter übernahm wieder. „Es handelt sich nicht um ein Verhör. Sie sind keines Verbrechens verdächtig, Sie sind lediglich als Zeugen hier. Es ist eine Befragung.“ Er schnippte Asche auf den Boden. „Aber selbstverständlich können Sie einen Anwalt hinzuziehen.“

Meine Verlobte schaute mich fragend an, aber ich schüttelte den Kopf, um ihr ein flehentliches ‚Nein‘ zu gestikulieren. Ich wollte keinesfalls weiteren Ärger provozieren. Ramona zog ihr Handy, aktivierte etwas und stellte es vor sich auf den Tisch. „Nein, wir benötigen keinen Anwalt, aber Sie haben sicher ebenfalls nichts dagegen, wenn auch ich das Gespräch aufzeichne.“ Sie blickte erwartungsvoll zu Ritter, der sich zurücklehnte, seinen Dreitagebart kraulte und einen tiefen Zug aus seiner Zigarette nahm.

Katrin blickte ihren Chef an und konnte sich ein schwaches Grinsen nicht verkneifen, aber nicht höhnisch, sondern irgendwie liebevoll.

„Frau Lind. In gewisser Weise bewundere ich Sie für Ihren Mut und Ihre ...“, Ritter unterbrach kurz, um erneut an der Zigarette zu ziehen, „... nun, wie soll ich mich ausdrücken? Entschlossenheit? Aber Sie sind sich anscheinend nicht wirklich im Klaren darüber, welcher Gefahr Sie sich wegen Ihres Artikels ausgesetzt haben.“ Er beugte sich über den Tisch und richtete den Zeigefinger auf sie. „Mit diesen Menschen ist nicht zu spaßen, und Sie, Herr Blum“, er deutete nun auf mich, ließ dabei Ramona aber nicht aus dem Blick, „Sie sind angeblich der einzige Zeuge einer terroristischen Handlung. Schon mal darüber nachgedacht?“

Ich hatte das Gefühl, all mein Blut würde aus meinem Körper entweichen. Mich fröstelte. So hatte ich das alles nämlich bisher noch nicht betrachtet. Ritter hatte vollkommen recht. Ich starrte ihn an, und er wendete sich nun mir zu. „Zwar erkennt man Sie auf dem Foto nicht direkt, aber durch die Nennung des Namens von Frau Lind als Autorin kann Sie beide nun jeder dumme Schuljunge identifizieren und ausfindig machen. Immerhin ist Ihre

Freundin so schlau, in ihrem Facebookprofil keine personenbezogenen Angaben zu machen. Allerdings findet man anhand Ihrer“, er deutete auf mich, „vielen Kommentare dort schnell heraus, dass Sie beide ein Paar sind.“ Er lachte hämisch auf. „Und Sie selbst gehen zudem ziemlich sorglos mit Ihren Daten um. Nicht einmal die Standortortung haben Sie deaktiviert. Haha.“

Katrin übernahm. „Wenn nun deine Geschichte also stimmt und du die Attentäter tatsächlich belauscht hast, dann schwebt ihr in Lebensgefahr. Terroristen sind nicht gerade zimperlich, wenn es um ein Leben mehr oder weniger geht. Insbesondere, wenn es sich um Augenzeugen handelt.“

Ritter fuhr fort: „Normalerweise würde ich für Sie Personenschutz beantragen, aber leider benötigen wir derzeit jeden Beamten, wie Sie sicher erkannt haben. Schutzhaft kommt derzeit ebenfalls nicht infrage. Ich arbeite aber daran. Vielleicht ergibt sich noch eine Lösung. Immerhin sind Sie ja ein Augenzeuge.“

Meine damaligen Gefühle zu beschreiben, ist schwer. Eine Mischung aus Scham für mein dilettantisches und naives Verhalten auf den sozialen Plattformen, aber auch furchtbarer Angst. Wie hatte sich mein Leben in so kurzer Zeit verändert! Behütet aufgewachsen in einer bayrischen Kleinstadt, in der es kaum Verbrechen gab, und wenn, las man davon höchstens in der Zeitung. Dann mein Musikstudium in Würzburg und danach Gelegenheitsjobs. Wirklich arbeiten musste ich nie. Mein Vater hatte uns zwar kein Barvermögen vererbt, aber dafür ein großes Mietshaus in München, das einige Tausend Euro pro Monat einbrachte. Meine Mutter verwaltete es für uns und zahlte mir in jedem Monat dreitausend Euro aus, von denen ich gut leben konnte. Mein Dasein verlief bis dato also ohne Probleme und ernsthafte Herausforderungen. Und nun? Augenzeuge eines terroristischen Anschlags in einer so plötzlich vollkommen anderen Welt.

„Herr Blum?“ Ritter riss mich aus meinen Erinnerungen.

„Ja. Was hatten Sie gesagt?“, stotterte ich. „Ich habe kurz nachgedacht.“

„Ob Sie diesen blonden Mann, den Sie gesehen haben, identifizieren könnten? Wir würden versuchen, mit Ihrer Hilfe ein Phantombild anzufertigen.“

„Ich habe ein gutes Gedächtnis für Gesichter.“

„Gut, dann werden wir das als Erstes machen. Katrin, bringst du Herrn Blum bitte zur Erkennung? Ich werde mich derweil noch etwas mit Frau Lind unterhalten.“

Ramona wollte protestieren, ich erkannte es an ihrem Gesichtsausdruck, hielt sich dann aber doch zurück und meinte nur: „Können wir mal bitte das Fenster aufmachen? Ich ersticke fast in diesem Rauch hier.“

Ritter kam ihrem Wunsch wortlos nach, während ich mich mit Katrin aufmachte.

Als wir wieder durch weite Gänge liefen, meinte sie plötzlich: „Ich wollte euch keine Angst machen. Ich werde schon etwas organisieren. Notfalls schaue ich selbst ab und zu an eurem Haus vorbei. Abgesehen davon sind die Kerle sicher schon über alle Berge, und sollten sie tatsächlich noch in Berlin herumschleichen, werden wir sie schnell fassen.“ Sie lächelte mich hilflos an. Dennoch taten ihre Worte gut und gaben mir ein wenig Mut zurück.

Wir traten in ein Zimmer, auf dessen Tür „Visuelle Fahndungshilfen“ stand, und ein Kollege von Katrin generierte nach meinen Vorgaben, zusammen mit einem Computerspezialisten, relativ schnell ein dem Täter tatsächlich sehr ähnliches Fahndungsfoto.

Katrin betrachtete es. „Irgendwie kommt mir dieser Mann bekannt vor.“

„Er sieht dem Schauspieler sehr ähnlich, der die Hauptrolle in *Lawrence von Arabien* gespielt hat“, erklärte ich.

„Tatsächlich“, sagte sie nachdenklich. „Er schaut aus wie Peter O’Toole.“

Das Interview

Nach der Erstellung der Phantomzeichnung hatte ich noch einmal sämtliche Ereignisse und alles, was ich bisher gesehen oder gehört hatte, zu Protokoll geben müssen. Auch das Ergebnis der Untersuchung meines kaputten Handys war übermittelt worden. Die Spezialisten hatten leider bestätigt, dass die Daten unwiederbringlich zerstört waren und somit auch die Aufnahme des Gespräches der Attentäter. Wenigstens hatte sich Katrin gegenüber ihrem Chef durchsetzen können, Ramona ins Büro und mich nach Hause fahren zu dürfen.

So fuhr der Einsatzwagen jetzt, mit eingeschaltetem Blaulicht, schnell durch die Straßen von Berlin. Katrin war eine sichere Fahrerinnen, das merkte man gleich.

Es war inzwischen kurz nach vier Uhr, und Ramona hätte schon vor zwei Stunden in der Redaktion sein müssen. Die Kommissarin hielt mit quietschenden Reifen direkt vor dem Bürotrakt. Ramona verabschiedete sich hektisch und sprang aus dem Wagen, den Katrin sofort wieder startete und dann in Richtung Moabit weitersteuerte. „Sag mir bitte noch mal eure Adresse.“

Sie gab diese in ihr Navigationsgerät ein und klickte einige Optionen an, wohl um einen geeigneten Weg zu finden. Anscheinend konnte das Gerät polizeiliche Informationen über aktuelle Straßensperren oder problematische Stadtviertel bei der Streckenkalikulation berücksichtigen. „Vielleicht wäre es eine ganz gute Idee, wenn ihr für ein paar Tage mal woanders wohnen würdet. Was meinst du?“

Ich überlegte. Im Mietshaus meiner Mutter war keine Wohnung frei, und Ramona würde derzeit sicher auch keinen Urlaub bekommen. Ein Hotel? „Ich werde es mit Ramona besprechen.“

„Bitte gebt uns aber unbedingt Bescheid, wo wir euch finden.“

Ich nickte geistesabwesend. Meine Mutter. Ich musste sie unbedingt anrufen. Wer weiß, wie es in München zuing. Vielleicht sollte ich sie besuchen fahren. Ich lenkte mich mit einer Frage ab: „Du, Katrin, wie geht es jetzt weiter?“

„Na, die Fahndung läuft bereits und ...“

„Nein“, unterbrach ich sie. „Ich meine mit Deutschland, mit Berlin.“

„Niemand weiß zurzeit, was eigentlich genau los ist. Die Wahrheit ist, dass ich dir nicht einmal sagen könnte, was diese Notstandsgesetze nun eigentlich praktisch bedeuten.“

Wir kamen nun wieder in den Innenstadtbereich, und die Menschenmenge um uns herum nahm kontinuierlich zu. Überall brodelte es. Die erst so mitleidige Stimmung des Volkes gegenüber den armen Flüchtlingen hatte sich über den Tag hinweg komplett gewandelt, hin zu Angst um Eigentum und Sicherheit. Die Bitte der Kanzlerin, Menschlichkeit zu demonstrieren, hatte nicht gefruchtet.

Katrin bog rechts ab und geriet in dichten Verkehr. Viele der Herumirrenden liefen durch die dahinschleichenden Autos und blockierten diese dadurch noch mehr. Katrin drückte auf einen Knopf, worauf das Martinshorn kurz aufheulte. Die Fußgänger sprangen zur Seite, und die Autos vor uns versuchten sich den Rand der Straße zu zwängen.

„Vor einem Tag noch war alles vollkommen anders. Kannst du dir das vorstellen? Innerhalb weniger Stunden hat sich Berlin von einer wunderbaren Stadt zur Chaoszone verwandelt.“

„Manuel, ich befürchte, das ist alles erst der Anfang.“ Sie wich einer Gruppe Afrikaner aus, die ihr beinahe ins Auto gelaufen wären. „Und eigentlich dürfte ich mit dir darüber nicht reden. Aber irgendwie vertraue ich dir. Keine Ahnung warum.“

Im Polizeifunk knackte es, und eine Durchsage war zu hören. Wegen der vielen Codeworte, die verwendet wurden, verstand ich nicht ganz, um was es ging. Irgendwo waren Brandsätze gezündet worden. Der Moderator sprach in monotonem Ton und ohne Hektik, obwohl sicher Eile geboten war, und genau dies gab der Situation eine gewisse Dramatik, die man schlecht beschreiben konnte. Die Welt um uns brach zusammen, Wahnsinn und Gewalt überall, und dann saß da ein Mann ruhig und gefasst in einem Büro und lenkte von dort aus die Helden, die es richten sollten.

„Ich weiß gar nicht, ob das etwas mit Vertrauen zu tun hat, Katrin. Oft sehen die Dinge faktisch anders aus, als man sie selbst sieht. Das beste Beispiel ist der Artikel von Ramona. Ich war erst sehr enttäuscht, fühlte mich von ihr verraten. Aber letztendlich hat sie richtig gehandelt. Hat sie also mein Vertrauen missbraucht? Ich denke nicht.“

Katrin schaute kurz zu mir und lächelte. „Du liebst sie sehr, deine Ramona, stimmt's?“

Jennifer blitzte durch meinen Kopf, und ich presste die Augen fest zusammen, so als könne ich dieses Bild damit wegdrücken. „Ja, ich denke schon. Sie ist eine tolle Frau, und ich bewundere ihre Stärke und Kraft.“ Aber Jennifer ist wie eine Sommerwiese, leicht und süß duftend, dachte ich, und wieder versuchte ich diese Gedanken zu verdrängen. Es gelang nicht.

„Ich beneide euch dafür. In meinem Leben gibt es derzeit nur Arbeit, Arbeit und nochmals Arbeit.“

„Was ist mit Ritter?“, schmunzelte ich.

„Ritter? Er ist mein Chef.“

„Sorry, ich mag naiv wirken, bin aber nicht dumm. Man merkt doch, wie du ihn anhimmelst.“

Katrins Wangen erglühten augenblicklich, und sie hörte sich nun an, als hätte sie einen Kloß im Hals. „Ist das so offensichtlich?“

„Für mich ja.“

„Du hast recht, Manuel. Er ist mein Held. Schon als ich ihm das erste Mal vorgestellt wurde, war es um mich geschehen. Ich sah sein Gesicht, kalt und hart, aber dann diese Augen, dieser Blick. Weich und zart.“ Ihr Blick wurde feucht und glänzte im Licht, während sie sprach.

„Weiß er von deinen Gefühlen?“

Ruckartig drehte sie den Kopf zu mir und sagte laut: „Nein! Er hat keine Ahnung, und das will ich auch gar nicht. Er ist, wie ich schon sagte, mein Chef.“

„Na und!“ Ich zuckte mit den Schultern. „Was ist daran so schlimm? Ihr wärt ein schönes Paar. Und ich finde, ihr passt wirklich auch sonst gut zusammen. Man spürt eine schöne Harmonie zwischen euch.“

„Er hat noch nie auch nur die geringste Andeutung gemacht.“

„Vielleicht traut er sich nur nicht. Du bist um einiges jünger. Und du bist seine Untergebene. Manchmal muss eben die Frau den Anfang machen.“

„Meine Güte, Manuel! Ich spreche mit dir über Dinge, die ich nicht mal meinem schwulen besten Freund erzählen würde.“ In diesem Moment bogen wir in unsere Straße ein. „Ist es hier?“

Sie hielt vor unserem Haus an. Ich stieg aus und schaute mich um. Der große Zug der Lagerflüchtlinge war verschwunden, aber immer noch befanden sich unglaublich viele Fremde auch in un-

serer Straße, die nun mit kritischem Blick zu uns sahen und tuschelten. Das Blaulicht erlosch, und Katrin stieg ebenfalls aus. Skeptisch blickte sie zu einer Gruppe dunkelhäutiger Menschen, die ein Haus weiter zusammenstanden und lautstark diskutierten. „Ich komme kurz mit hoch und schaue mich mal um, okay? Man kann nie wissen.“

„Danke, aber das wird nicht nötig sein. Das Haus gehört unseren einzigen Nachbarn, und so leicht kommt man hier ohne Schlüssel nicht rein.“

„Na gut. Trotzdem solltet ihr überlegen, den Wohnort zumindest so lange zu wechseln, bis wir die Typen gefasst haben.“

„Ich bespreche das mit Ramona, ich verspreche es dir.“

Sie übergab mir eine Visitenkarte. „Hier steht meine private Handynummer. Bitte melde dich, auch wenn es dir im ersten Moment vielleicht noch so lächerlich erscheint. Lieber einmal zu oft genervt als zu spät“, grinste sie.

„Vielen Dank, Katrin. Auch für dein Vertrauen.“ Ich umarmte sie kurz, und für einen Augenblick ergriff sie meinen Arm. „Ich halte euch auf dem Laufenden. Mach's gut.“ Dann stieg sie in ihren Wagen und fuhr davon.

Mit dem Haustürschlüssel in der Hand stand ich einen Moment zögernd da. Dann sah ich mich noch ein letztes Mal verstohlen um und schloss auf. In unserer Wohnung angekommen, schaltete ich zuallererst den Fernseher ein.

Auf allen Kanälen liefen unterbrochen Nachrichten, nur gestört von Werbung, die bei den Privatsendern ab und zu eingeblendet wurde. Überall auf der Welt sahen die Bilder gleich aus. Aufstände, Chaos, Plünderungen und Gewalt. In Rom hatten Gläubige eine menschliche Mauer rund um den Vatikan gebildet, um diesen vor den ständig stattfindenden Angriffen zu schützen. Ihnen gegenüber standen Kirchengegner, Andersgläubige und Chaoten, die lautstark, gewalttätig und hasserfüllt nach den nun angeblichen neuen Besitzverhältnissen schrien. Der Vatikan selbst reagierte hilflos und mit panischer Suche nach einem neuen Papst. Zwar gab es keine offiziellen Bilder aus dem Inneren des heiligen Staates, aber offensichtlich stritten die Kirchenfürsten untereinander, und Lösungen waren nicht im Ansatz greifbar.

In unendlichen Talkshows diskutierten Rechtswissenschaftler, Politiker und Kirchenoberhäupter weltweit über die Rechtslage, teilweise mit großer Aggression, vereinzelt kam es sogar, wie in

Russland, zu Handgreiflichkeiten. Die USA hingegen erwogen, wie erwartet, sich überall militärisch einzumischen. Die Freikirchen dort hielten sich aus gutem Grunde ziemlich raus, und die wenigen katholischen Gemeinden waren kleinlaut und steckten, frei nach dem Vogel-Strauß-Prinzip, ihre Köpfe in den Sand.

Innerdeutsch hatten die Folgen der Anschläge natürlich in den Medien absolute Priorität, und so konzentrierten sich die nationalen Gesprächsrunden auf die Auswirkungen und Folgen der neuen Gesetzeslage sowie auch auf die Frage, was man mit den vielen Flüchtlingen tun sollte. Selbstverständlich wurde von allen Seiten der Rücktritt der Regierung, vor allem derjenige der Bundeskanzlerin, gefordert. Man warf ihr Verschleierungspolitik, Verrat am Volk und, von ganz links, sogar imperialistische Ziele vor. Die Kanzlerin jedoch blieb wie immer gelassen und standhaft. Blitzartig durchgeführte Umfragen bestätigten sie darin, denn die Mehrheit der Deutschen war der Meinung, sie habe bisher richtig gehandelt.

Bei einem Interview blieb ich hängen. Ein Professor für Geschichte beantwortete gerade die Frage des Journalisten.

„... Herr Maier, hat die Kirche denn tatsächlich unser Mitleid verdient? Was wurde seit ihrer Gründung nicht alles im Namen Gottes verbrochen. Das, was nun extremistische Islamisten fordern, hat die christliche Kirche bereits zwischen dem elften und dreizehnten Jahrhundert mit den Kreuzzügen versucht, nur eben umgekehrt. Natürlich ist es unsinnig zu fordern, die katholische Kirche aufzulösen. Aber wenn Papst Innozenz XIV. von unrechtmäßig erworbenem Vermögen der Kirchen sprach, so hatte er nicht ganz unrecht. Woher stammen diese Reichtümer denn? Von den Ärmsten der Welt, die durch die Vergewaltigung ihres Glaubens gefügig gemacht worden sind. Und von der Angstmacherei.“

Der Interviewer rückte seine rote Krawatte zurecht. „Aber Sie können nun doch nicht uralte Sünden pauschal verurteilen und auf die Jetztzeit projizieren. Müssen nun alle irgendwann zu Unrecht erworbenen Gütern zurückverteilt werden? Was ist mit Amerika? Gehört das Land dann nicht den Indios?“

„Prinzipiell ja ...“

Maier unterbrach ihn. „Und überhaupt: Was haben die Armen von heute mit den Ausgebeuteten von damals zu tun?“

„Wieso? Immer noch wird, zum Beispiel, Beutekunst in die bestohlenen Länder zurückgebracht ...“

„Wir schweifen ab. Herr Dr. Peters, noch einmal meine Frage vom Anfang.“ Maier richtete sich auf wie ein Gockel. „Darf die Armee einschreiten, wenn Kirchengut von Plünderungen bedroht ist?“

Peters nahm einen Schluck aus dem vor ihm stehenden Glas und räusperte sich. „Die Kirche muss wie ein Wirtschaftsunternehmen betrachtet und ebenso behandelt werden. Ob das den Einsatz deutscher Soldaten rechtfertigt, kann ich nicht sagen. Ich denke, hier wird es in den kommenden Tagen noch einige Grundsatzdiskussionen im Bundestag geben.“

Maier stöberte in seinen Fragekärtchen, die er in der Hand hielt. „Bislang sind die Übergriffe auf Kirchengut relativ zurückhaltend gewesen. Die Aufforderung des Papstes ging sozusagen ins Leere.“

„In Deutschland ja“, berichtete Peters.

„Gut, in Deutschland. Dennoch: warum nun diese Wende nach den Anschlägen und den Ausbrüchen aus den Lagern?“

„Warum? Weil diese Menschen verzweifelt sind und jetzt auch noch ermutigt werden, sich endlich das zu holen, was ihnen angeblich zusteht. Es sind zum Großteil einfache Menschen, zu Hunderttausenden in Lagern zusammengepfercht, ohne Arbeit, ohne Aufgabe, ohne Hoffnung.“

„Das scheint mir übertrieben. Schließlich arbeitet ein Großteil der Lagerbewohner. Die Anlagen sind gepflegt und sauber.“

„Arbeiten? Sie werden als moderne Sklaven missbraucht!“ Peters wurde nun laut.

„Sie bekommen den Mindestlohn.“

Der Studiogast schlug auf den Tisch und brüllte: „Abzüglich der Kosten für die Unterbringung! Was bleibt da denn übrig? Und wie viele von ihnen haben denn tatsächlich Arbeit?“

„Bitte beruhigen Sie sich.“ Maier hob besänftigend die Hände, lächelte aber triumphierend. Er hatte seinen Kandidaten endlich dort, wo er ihn haben wollte.

„Nein, ich beruhige mich nicht. Waren Sie schon einmal in einem dieser Lager? Wissen Sie, wie es dort zugeht? Waren Sie jemals dabei, wenn gelangweilte Männer unterschiedlicher Glaubensrichtung unter einem Dach leben müssen? Wenn Menschen, die noch nie einen Herd gesehen haben, in moderne Unterkünfte

gesteckt und dann mit ihrem Unwissen alleine gelassen werden? Nicht umsonst hat die Regierung bisher dafür gesorgt, dass möglichst kein allzu großes Aufheben um diese Lager gemacht wird.“

„Die Heime waren nicht geheim“, argumentierte Maier.

„Ha! Richtig, aber wirklich publik wurden sie auch nicht gemacht. Nicht einmal von den großen Medien im Lande.“ Peters atmete tief durch und schien sich etwas zu beruhigen. „Das Hauptproblem liegt doch darin, dass wir immer nur uns selbst und unsere regionalen Probleme sehen. Die reichen Nationen haben Jahrhunderte weggeschaut, vor der Armut und der modernen Sklaverei in der Welt! Wir haben unsere Vorteile gezogen und nicht an den Zahltag gedacht. Und nun, da die Geschundenen im eigenen Land angekommen sind, möchten wir am liebsten die Augen schließen und nichts davon wissen.“ Er hob den Zeigefinger. „Aber irgendwann muss jede Rechnung beglichen werden.“

Ich schaltete aus. Mein Kopf schmerzte, und ich rieb mir die Schläfen, ließ mich auf das Sofa zurückfallen und schloss die Augen.

In meinen Gedanken sah ich Jennifer, wie sie am Reichstag von ihren Bodyguards weggezerrt wurde, hatte ihre wasserblauen Augen vor mir, roch ihr süßes Parfüm, bis es in meinem Magen brannte. Verdammt, dachte ich, geh aus meinem Kopf! Ich werde dich nie wiedersehen. Es half nichts, und so stand ich wieder auf, ging zum Telefon und wählte eine Nummer. Ich musste mich dringend mit irgendetwas ablenken.

Telefonate

„Manu, mein Schatz! Endlich meldest du dich! Ich mache mir solche Sorgen. Dein Handy ist ausgeschaltet.“

„Nein, Mom, es ist kaputt, und uns geht es gut.“

„Ach, mein Junge. Ich habe die ganze Nacht nicht schlafen können. Das ist ja alles so furchtbar bei euch im Norden. Ein Anschlag auf den Reichstag! Unglaublich! Dieser Artikel in der BILD, war das wirklich Ramona? Hast du auch damit zu tun?“ Die Stimme meiner Mutter überschlug sich ein wenig.

„Nur am Rande ...“

„Aber der Mann auf dem Foto, das bist doch du! Eine Mutter erkennt ihren Sohn immer!“

Ich unterbrach sie. „Mom. Mom! Bitte höre einen Moment zu.“

„Ja, mein Junge. Ich höre ja schon.“ Sie schwieg tatsächlich.

„Im Haus ist zufällig nicht gerade eine Wohnung frei?“

„In unserem? Hier in München!“ Ein etwas übertriebenes Lachen klang durch das Telefon. „Manu! Ganz im Gegenteil. Und selbst wenn: Die Stadt München bezahlt derzeit unglaubliche Mieten, wenn man Asylanten aufnimmt.“ Sie gluckste. „Aber nicht, dass du nun denkst, ich würde das tun. Keine Angst, unser Haus bleibt deutsch. Stell dir vor, Barbara hat das tatsächlich gemacht, und was ist passiert? Ihre Brandversicherung wurde sofort gekündigt!“ In verschwörerischem Ton fuhr sie fort. „Kein Wunder auch. Man hört ja die tollsten Dinge. Onkel Karlheinz hat erzählt, dass die zum Beispiel einfach ein Feuer im Wohnzimmer anzünden und dann mit offener Flamme kochen. Stell dir das mal vor. Oder sie hauen plötzlich ab zu Verwandten, und dann bekommst du keine Unterschrift mehr von ihnen und natürlich auch kein Geld vom Staat.“

„Diese Storys höre ich nun schon das dritte Mal von dir.“ Zwei Minuten Unterhaltung mit meiner Mutter, und ich war komplett genervt. „Und ich habe jedes Mal geantwortet, du sollst nicht immer alles glauben, was man dir erzählt.“

„Aber warum fragst du eigentlich? Habt ihr euch etwa gestritten? Du weißt, dass meine Türe für dich immer offen steht.“ Sie hatte das ‚dich‘ betont. „Für meinen Jungen habe ich immer einen Platz, gell?“

„Ja, Mom, und nein, wir haben uns nicht gestritten. Es war nur eine allgemeine Frage. In München scheint es also ruhiger zu sein als hier in Berlin?“

„Hier gibt es ja auch keine KZs, wie bei euch.“

Ich zuckte zusammen. „Mom! Was redest du da, das sind doch keine KZs. Und diese großen Auffanglager, die du meinst, gibt es inzwischen in ganz Europa.“

„Junge, nur weil niemand die Dinge beim Namen nennt. Es sind letztendlich Lager, wo Menschenmassen konzentriert zusammenleben, und nichts anderes. Du kannst es ja nennen, wie du magst.“

Hatte der Monteur in dem Gasthof am Montag nicht auch so etwas gesagt? „Meint ihr KZ Löcknitztal? Das nennen hier alle so“. Genau das waren seine Worte gewesen. Lag meine Mutter vielleicht gar nicht so weit daneben? Waren es nicht wirklich moderne Konzentrationslager? Nicht wie die Vernichtungszentren im Dritten Reich zwar. Aber dennoch! Ziel dieser Flüchtlingslager war es, eine gewisse Gruppe Menschen zentriert, möglichst unauffällig und abgeschirmt vom Rest der Bevölkerung, wegzustecken.

„Bist du noch da?“

„Ja, Mom, sorry. Ich muss dann auch auflegen und weiterarbeiten.“

„Arbeiten? Ein ganz neues Wort aus deinem Mund“, feixte sie.

„Komponieren ist auch Arbeit“, erwiderte ich.

„Ach, Junge. Du weißt doch, wie sehr ich deine Musik mag. Hast du denn etwas Neues geschrieben? Wann kann ich es hören?“

Siedend heiß fiel mir Harald ein, der schon seit Tagen auf ein neues Thema für seinen Film wartete. „Bald, Mom, und genau deswegen muss ich nun auch weitermachen.“

„Wann kommst du mich denn mal besuchen, mein Junge?“

„Es ist momentan wirklich schwierig, aber ich bespreche es mit Ramona und melde mich dann noch mal. Ehrenwort.“

„Mit Ramona. Ja.“ Sie klang ein wenig zurückhaltend. „Gut, ich würde mich sehr freuen. Und wenn es in Berlin nicht mehr auszuhalten ist, dann zieht ihr einfach nach München. Eine Wohnung im Haus wird sich dann schon finden. Eigenbedarf, du weißt schon. Mach's gut!“

Behutsam legte ich den Hörer auf. Konzentrationslager.

Ich schüttelte den Gedanken ab, stand auf, ging in die Küche und stöberte in den Schränken herum. Es war kaum noch etwas zu essen da. Ein neues Handy benötigte ich auch. Aber die Vorstellung, mich noch einmal durch diese Menschenmassen quälen zu müssen, ließ mich gedanklich nicht gerade aufjubeln. Sechs Uhr war es, und so hatte ich noch gut zwei Stunden Zeit.

Ich versuchte Ramona in der Redaktion anzurufen, um zu erfahren, wann sie heute nach Hause kommen würde. Sie war in einer Besprechung, und so ließ ich ausrichten, dass ich mich noch einmal melden würde.

Was für ein Handy sollte ich mir nur kaufen? Patrick kannte sich gut aus mit solch einem Zeug. Seine Nummer hatte ich zum Glück im Kopf. Simone meldete sich erfreut und gab mich weiter. Patrick war begeistert, mich in punkto Handykauf beraten zu dürfen, er überschlug sich geradezu vor Fachbegriffen, bis ich unterbrach und ihn bat, mir doch einfach zu sagen, welches ich besorgen solle. Er nannte mir Marke und Typ, und ich notierte beides auf einem Zettel. Ich erkundigte mich, was die Frauen eigentlich wegen heute Abend ausgemacht hatten. Er rief Simone etwas zu, und ich vernahm aus dem Hintergrund so etwas wie ‚nie hörst du mir zu‘, und musste lächeln. Die beiden waren wirklich ein unglaubliches Paar. Aber trotz ihrer ständigen Sticheleien hatten sie sich, soweit ich wusste, noch nie wirklich böse gestritten.

„Herrje!“, hörte ich Patrick nun rufen „Sag's einfach noch mal!“ Simone erklärte es anscheinend.

Dann sagte er, wieder mich meinend: „Ja, stimmt. Ausgemacht ist einundzwanzig Uhr im *Minimax*. Das ist die neue Bar, in der Nähe vom Schloss Bellevue. Kommt ihr mit dem Taxi?“

„Keine Ahnung, ich weiß noch nicht mal, wann Ramona heute Schluss macht und ob sie erst hierher in die Wohnung kommt. Ihr Auto steht noch unten im Hof.“

„Wie ist sie dann zur Arbeit gekommen?“

„Mit Blaulicht.“

„Mit Blaulicht?“, fragte Patrick nach.

Im Hintergrund war Simone zu hören, ich verstand aber nicht, was sie rief.

„Wir erzählen euch alles heute Abend. Ihr werdet nicht glauben, was wir in den letzten vierundzwanzig Stunden erlebt haben.“

Nächstenliebe

Erstaunlich, dass sich in beiden Reifen noch immer Luft befand, überlegte ich, als ich mein Fahrrad im Keller so betrachtete. Es war schon einige Zeit her, dass ich es das letzte Mal benutzt hatte. Im Herbst des vergangenen Jahres zum Beispiel. Ramona und ich hatten die letzten schönen Tage des Jahres genutzt und waren, zusammen mit Simone und Patrick, bis zum Tegeler See geradelt, was immerhin eine Strecke von mehr als zehn Kilometern war. Dort hatten wir auf der Wiese am Ufer gelegen und Hühnchenteile von KFC gegessen, geredet und gelacht. Was für eine schöne Zeit war das gewesen, unbeschwert und erfüllt mit Glück.

Ein schwacher Wind wehte, als ich meinen Drahtesel auf den Gehweg schob. In der Hoffnung, der Sauerstoff würde den stechenden Schmerz in meinem Kopf ein wenig vertreiben, sog ich die kühle Luft tief in meine Lungen. Aber daraufhin pochte es nur umso mehr in meinem Schädel.

Es dämmerte bereits, als ich begann, mich zwischen Autos und Menschen hindurchzuschlängeln. Immer noch waren die Bürgersteige überfüllt, und Frauen, Männer und Kinder liefen oft einfach über die Straße, ohne zu schauen. Autos hupten, Fahrer fluchten, und die Polizei war vollkommen überfordert. Wohin zogen die vielen Menschen eigentlich?

Beim Vorbeiradeln an den ersten Geschäften der Innenstadt fiel mir auf, dass die meisten kleinen Läden bereits geschlossen waren und die großen Discounter Sicherheitspersonal vor ihren Toren postiert hatten.

Beim erstbesten Telekomladen, auf den ich traf, stieg ich ab, schloss mein Fahrrad ab und ging auf den Eingang zu, vor dem sich eine lange Schlange gebildet hatte. Mitarbeiter versuchten verzweifelt den lautstarken Ansturm zu delegieren. Anhand Kleidung und Hautfarbe erkannte man sofort, dass es sich bei den Wartenden praktisch nur um Fremde handelte.

„Einer nach dem anderen!“, schrie ein breitschultriger Mann mit militärischer Kurzhaarfrisur. Er wartete, bis zwei Frauen den Laden verließen, dann winkte er die entsprechende Anzahl neuer Kunden in den Laden.

Verdammt, dachte ich, so wird das nie etwas. Mein Kopf rebellierte mit stechenden Schmerzen gegen die Aussicht, hier vielleicht stundenlang umsonst herumstehen zu müssen. Frech

drängte ich mich also durch die aggressive Menschenmasse nach vorn, hielt Seitenhiebe und Stöße aus und zog den ersten Mitarbeiter, den ich erreichte, am Ärmel. „He!“, schrie dieser erschrocken und riss sich los.

„Entschuldigung, aber ich benötige dringend ein neues Handy“, sagte ich und kam mir selten dämlich dabei vor.

Umso überraschter war ich dann über seine Antwort. „Ah! Endlich jemand, der Deutsch spricht“, rief er nämlich. „Kommen Sie durch.“

Unter heftigem Protest der Wartenden drängte ich in den Laden. Bisher hatte ich immer wie selbstverständlich die Regeln der Gesellschaft eingehalten, und niemals hätte ich mich früher irgendwo vorgemogelt. Besondere Situationen verändern eben die Menschen.

Der Verkaufsbereich war brechend voll, und tatsächlich versuchten die meisten ihre Wünsche mit Händen und Füßen zu äußern. Es war laut und stickig. Trotzdem wurde ich relativ schnell aufgerufen. Ein äußerst attraktiver junger Mann in einer perfekt sitzenden Firmenuniform winkte mir zu. „Halo-u. Wie kann ich Ihnen denn helfen?“, säuselte er mit leicht arrogant wirkendem Blick. Er hatte ein puppenartiges Gesicht.

Ich trat eilig vor seinen Tisch und sagte erleichtert: „Gottseidank. Ich brauche dringend ein neues Handy. Und ich habe es sehr eilig.“

Er aber schien die Ruhe selbst zu sein. „Ein neues Handy“, frohlockte er, faltete die Hände und schielte zur Decke. „Ein wenig genauer müsste ich es dann aber schon wissen. Apple, Android oder Windows?“ Er kicherte. „Das mit Windows war natürlich nur ein Scherz. Das nehme ich zurück.“

Ich verstand kein Wort. „Nun, mein Freund hat mir hier einen bestimmten Typ aufgeschrieben“, erwiderte ich und zog den Zettel hervor.

„So, Ihr Freund. Na, dann zeigen Sie mal her.“

Ich übergab ihm Patricks Notiz. Er blickte kurz darauf, hob die rechte Augenbraue und rief dann zu einer Kollegin, die an einem Tisch hinter uns verzweifelt mit zwei arabisch sprechenden Männern diskutierte. „Gabie-Schatz! Haben wir das neue Nexus noch auf Lager?“

Sie antwortete unwirsch: „Herrje Hartmut! Ich habe keine Ahnung. Schau doch einfach in den Computer!“, und widmete sich dann wieder ihrer Herausforderung.

„Gottchen. Wie unangenehm“, meinte er und schüttelte den Kopf. Dann tippte er etwas in seinen Computer. „Irgendwie funktioniert hier heute überhaupt nichts mehr. Ich muss leider selbst im Lager nachsehen.“ Er winkelte sein rechtes Bein an und blieb abwartend stehen.

„Ja, dann machen Sie das bitte!“, sagte ich ungeduldig und schaute auf meine Armbanduhr. Bereits nach sieben war es.

„Na gut, ich gehe ja schon!“ Er drehte sich um und ergänzte: „Nicht weglaufen.“ Dann tänzelte er davon, um bereits fünf Minuten später freudestrahlend und mit einem kleinen Päckchen herumwedelnd zurückzukommen. „Ich habe noch eines in einem traumhaft schönen Perlmutter, wäre das recht?“

Die Farbe war mir reichlich egal, dennoch meinte ich, nur um ihn ein wenig zu ärgern: „Hm. Schwarz wäre mir lieber.“

„Ach je, auch noch farbliche Ansprüche. Wenn Sie wüssten.“ Er setzte die linke Hand an die Hüfte und erinnerte mich so irgendwie an Simone. „Wir sind praktisch ausgeraubt. Jeder Flüchtling will ein Smartphone. Man fragt sich ja, woher die das ganze Geld haben. Ist ja nicht gerade billig, solch ein Teilchen.“

„Irgendwie müssen sie ja miteinander in Verbindung bleiben.“ Ich war verärgert über seine Andeutung. „Stellen Sie sich mal vor, Sie wären in einem fremden Land, könnten die Sprache nicht, kennen sich nicht aus und wurden vielleicht sogar von Ihren Angehörigen getrennt. Da ist ein Handy lebenswichtig.“

„Jaja. Sie haben natürlich recht.“ Er griff sich an die linke Wange. „Die Armen schmoren hier bei uns in der Hölle“, jammerte er sarkastisch. Ich ging nicht weiter darauf ein.

Er scannte den Code der Verpackung. „Was meinte Ihr Freund denn zu einem kleinen Schutztäschchen? Davon hätten wir nämlich noch reichlich.“

„Bitte nur genau das, was auf dem Zettel steht.“ Wieder lugte ich auf meine Uhr. „Ich habe es sehr eilig, wie schon gesagt.“

„Soll ich es Ihnen denn gleich reinstecken?“ Er schaute mich erwartungsvoll an und grinste. „Ich meine natürlich Ihr SIM-Kärtchen. Sie haben es doch dabei?“

Jetzt musste ich lachen, und meine Anspannung löste sich. „Ach sorry, dass ich so pampig war. Sie geben sich hier, trotz des Chaos, so viel Mühe mit mir, und ich benehme mich wie ein ...“

„... Holzkopf?“, vervollständigte er und wiegelte ab. „Kein Problem. Zurzeit sind fast alle Menschen irgendwie verspannt und laufen mit zugekniffenem Hintern herum.“ Er blickte an mir herab. „Wie schade eigentlich.“

„Na ja.“ Tatsächlich war ich ein wenig verlegen. „Leider habe ich keine SIM mehr.“

„Das macht nichts. Ich aktiviere Ihnen eine neue.“ Er blickte mir in die Augen. „Und auf die Gebühr verzichte ich mal. Spätestens in einer halben Stunde können Sie dann mit Ihrem Freund wieder plaudern“, erklärte er noch mit schiefem Mund. „Wie lautet denn Ihre Handynummer?“ Er zwinkerte. „Nicht, dass ich diese Information missbrauchen würde.“ Dann ergänzte er strahlend: „Oder sollte ich doch?“

„Mein Freund wäre nicht erfreut“, meinte ich, und nun zwinkerte ich ihm zu.

Meine etwas verbesserte Laune hielt nicht lange an, denn als ich den Laden verließ, war mein Fahrrad verschwunden, und an dem Platz, an dem es bisher gestanden hatte, lag nur noch die durchtrennte Sicherungskette.

„Verdammt!“, schrie ich auf und ballte voller Wut die Fäuste. Dann aber riss ich mich zusammen und blickte mich um. Und tatsächlich erspähte ich es, nur zirka hundert Meter weiter, am Ende der Fußgängerzone. Die hellblaue Farbe war auch kaum zu übersehen.

Der Dieb hatte anscheinend enorme Schwierigkeiten vorwärtszukommen. Auch konnte er, wegen der vielen Passanten, nicht fahren, sondern musste das Rad schieben. Ohne weiter nachzudenken, spurtete ich los und ihm hinterher, schob die dicht an dicht gehenden Passanten weg, sprang über einen bellenden Köter und ignorierte eine auf Rot stehende Ampel.

Ich hatte den Flüchtenden, einen höchstens sechzehn Jahre alten Jungen in schäbiger Kleidung und riesigen weißen Turnschuhen, fast eingeholt, als er plötzlich rechts in eine Gasse hineinrannte. Ich hechtete hinterher und hätte ihn beinahe umgerannt, denn nun stand er, heftig keuchend und mein Fahrrad fest

umklammernd, direkt hinter der Ecke. Leider aber nicht mehr alleine, wie mir schien, denn hinter ihm befanden sich drei weitere Jugendliche, zwei abgehalfterte Kerle und ein vollkommen heruntergekommenes Mädchen, und schauten mich überrascht an. Offensichtlich hatten sie dort auf ihn gewartet. Vier gegen einen, dachte ich entmutigt.

Der Größte von ihnen, ein schlaksiger Kerl mit fettigem Haar und in ein völlig verdrecktes T-Shirt gezwängt, baute sich jetzt selbstsicher vor mir auf. Sein etwas kleinerer Kumpel und das Mädchen, beide ebenso schmierig, er kahlköpfig und sie mit zerzaustem knallgrünen Haar, nahmen dagegen den Fahrraddieb in den Schwitzkasten.

„Gut gemacht“, grinste der Kleine und zeigte dabei seine von Karies zerfressenen Zähne.

Die junge Frau griff dem Raddieb zwischen die Beine und drückte fest zu, sodass der sich krümmte, das Rad aber nicht losließ. „Prüfung bestanden, Jan. Nun gehörst du zu uns.“ Sie leckte mit ihrer Zunge über seine ihr zugewandte Wange, drückte dann seinen Hals nach unten und sah mich an. Auch der Glatzkopf drehte seinen Kopf, theatralisch langsam, in meine Richtung.

„Verschwinde!“, fauchte der im T-Shirt, wohl der Anführer.

„Das ist mein Fahrrad“, hörte ich mich, von ganz weither, sagen, und schon tat es mir leid.

„So! Dein Fahrrad.“ Er kam einen Schritt auf mich zu und zischte: „Dann hol es dir doch. Na komm.“ Seine rechte Hand winkte, als wolle er mich anlocken.

Ich sah mich um. Überall gingen Leute auf und ab, aber niemand schien sich auch nur im Mindesten für mich und meine Situation zu interessieren. Ganz im Gegenteil, ich hatte das Gefühl, als schauten alle absichtlich weg. So war das also. Ein böses Gefühl der Hilflosigkeit machte sich in mir breit, und Angst.

„Was soll das?“, kroch es aus mir hervor. „Ich will keinen Ärger, aber ich rufe die Polizei.“

Da sprang mich der Typ an, packte mich am Hemd und drückte mich mit unglaublicher Kraft gegen die nächste Hauswand. So dünn er auch war, seine Muskeln schienen aus Stahl zu sein. Seine drei Gesellen schlichen nun ebenfalls auf mich zu. Dabei erinnerten sie mich irgendwie an Leprakranke aus irgendeinem Film, und einen kurzen Moment lang kam mir die ganze Situation unendlich lächerlich vor. Dann aber schmiegte sich der

Große dicht an mein Gesicht. Sein Atem roch widerlich nach Bittermandeln, als er knurrte: „So. Die Polizei willst du rufen.“ Er stieß mich heftig zurück und lachte auf wie ein Irrer. „Die Polizei!“ Raubkatzenartig drehte er sich zu seiner Bande und jammerte mit weinerlicher Stimme. „Er will keinen Ärger, aber er möchte die Polizei rufen.“

Die drei anderen brüllten vor Lachen, und der kleine Dieb, nun mit einer ebensolchen Großschnauze wie die anderen, schmiss mein Fahrrad in die Ecke. Jetzt schlichen sie um ihren Boss herum wie Hyänen.

„Zeig's ihm, Richy!“, zischte die Frau.

Noch immer blickte niemand der vielen Passanten zu uns. Drei Anzugträger gingen, betont eilig, direkt an uns vorbei.

Richy schlug mir nun, völlig überraschend, mit der offenen Hand heftig ins Gesicht. Einen Moment lang wurde mir schwarz vor Augen, und ich taumelte zurück. Meine Haut brannte an der getroffenen Stelle wie Feuer. Mit seiner Rechten griff er nun hinter seinen Rücken und holte einen kleinen Stab hervor. Es war ein ausziehbarer Totschläger.

„Mach ihn fertig“, feuerte der Kleine ihn an.

Aus dem Blickwinkel heraus bemerkte ich, dass sich jetzt doch einige Schaulustige um uns herum zusammengerotet hatten. Weiterhin aber unternahm niemand etwas. In meiner Not flehte ich die Gruppe an, mir doch zu helfen. Keiner rührte sich.

Der Anführer der Bande sprang nun wild umher und deutete auf die Gaffenden, dann schrie er theatralisch: „Ja, kommt nur her, ihr feiges Volk.“

Sie wichen zurück, und er sprang abermals auf mich zu, riss meinen rechten Arm nach hinten, sodass ich mich nicht mehr rühren konnte. Dann hob er den Totschläger und drückte diesen fest gegen meinen Hals. „Glaubst du tatsächlich, dass sich die Polizei auch nur einen Dreck um dein scheiß Fahrrad kümmert?“ Seine Hand presste das Stück Metall noch kräftiger gegen meinen Kehlkopf, sodass ich kaum noch Luft bekam. Er fletschte die fauligen Zähne und flüsterte mir ins Ohr: „Oder dass dir diese guten Menschen hier zu Hilfe kommen werden?“ Sein Auflachen tönte in meinem Kopf. „Es sind prima Zeiten. Prima für Menschen wie mich. Anarchie. So nennt man das doch, oder?“ Seine Worte passten irgendwie nicht zu dem, was er tut, dachte ich. Panik breitete sich in mir aus, und ich schrie laut um Hilfe. Er quittierte das,

indem er meine Haare nach hinten riss und den Totschläger über mir erhob. Ich schloss die Augen.

Der erwartete Schlag blieb jedoch aus, und als ich aufblickte, sah ich eine schwarze Hand, die seinen Arm festhielt und dann langsam nach hinten zog. Richy jaulte auf vor Scherzen und ließ mich los. Um mich herum stand ein Dutzend Afrikaner. Einer von ihnen, ein großer dunkler Mann, hielt den Feigling fest, während die anderen die restliche Bande in Schach hielten.

„Geh!“, rief der Afrikaner. „Geh!“

Langsam bewegte ich mich rückwärts zu meinem Fahrrad und hob es auf. Ich stand da, blickte auf den Schwarzen und konnte nur ein Wort sagen. „Danke.“

Dann rannte ich davon.

Niederlage

Schon seit jeher hatten Tonstudios für mich etwas sehr Faszinierendes an sich. Die blinkenden Lämpchen an Verstärkern, Effektgeräten und Mischpulten und der süßliche Geruch der Tasteninstrumente und Gitarren waren meine Welt. Ich hatte die Anfänge der elektronischen Musik noch miterlebt und war immer wieder aufs Neue verwundert, welche Möglichkeiten die moderne Technik uns Musikern heute zur Verfügung stellte. Gerne erinnere ich mich an die Zeiten, als Synthesizer noch aus riesigen Kisten bestanden, deren Schaltkreise man, mithilfe unzähliger Kabel, miteinander verbinden musste. Heute genügte ein durchschnittlicher PC, um die Vielfalt eines ganzen Sinfonieorchesters erklingen zu lassen.

Genau daran musste ich denken, als ich, immer noch zitternd vor Aufregung, kurz vor acht Uhr in Haralds Schnittraum wartete. Ein dicker Teppichboden und Stoffbeschlüge an den Wänden sorgten für Dämpfung, das Licht war weich. Hinter dem Schnittpult waren mehrere große Monitore angebracht. Auf dem mittleren war ein Film auf Standby eingefroren. In dieser gewohnten Atmosphäre entspannte ich mich langsam etwas, strich über das raue Leder des Besuchersofas und lauschte einem leisen Brummen. Meine Wange, auf die mich der Asoziale geschlagen hatte, war leicht geschwollen, wehtaten aber vor allem die Schmach und Demütigung, die ich erlitten hatte.

Harald stob ins Studio, hektisch wie immer, und ließ sich ächzend in seinen Sessel fallen, sprang dann aber unmittelbar wieder hoch. „Wie schaust du denn aus?“

„Lange Geschichte. Aber in Berlin herumzulaufen, ist auch nicht mehr so, wie es das mal war“, antwortete ich und strich dabei instinktiv über mein brennendes Gesicht.

„Ja, das stimmt wohl.“ Er kratzte seinen kahlen Schädel und rückte seine dicke Brille zurecht. „Die Welt ist vollkommen verrückt geworden. Und sonst? Wie geht's? Was führt dich her?“

Seine Frage irritierte mich. Auch dass er mir nicht in die Augen blickte. Er wirkte irgendwie abwesend. „Ich wollte mich erst mal dafür entschuldigen, dass ich noch immer kein neues Thema abgeliefert habe, aber ...“

Weiter kam ich nicht. Harald hob die Hand. „Warte mal, Manuel. Es tut mir wirklich leid, und du weißt, wie sehr ich dich und

deine Musik schätze, aber ...“ Er hüstelte. „Nun, um es kurz zu machen, ich habe bereits einen anderen Komponisten für meinen Film unter Vertrag. Der Verleih drängte, und du hast nicht geliefert.“

Einen winzigen Moment lang wollte ich vor Enttäuschung und Wut losheulen, riss mich dann aber zusammen. Letztendlich war es ja nicht Haralds Schuld, sondern meine. Fast vier Wochen lang hatte ich für die Komposition Zeit gehabt. „Ja, ich verstehe“, meinte ich mit heiserer Stimme und stand auf.

Harald stupste mich an der Schulter. „He, beim nächsten Film bist du wieder dabei, versprochen.“

Die Ereignisse des Tages hatten mir all meine Kraft genommen, und so konnte ich nur noch nicken.

„Sag mal, ist der Artikel in der BILD tatsächlich von deiner Freundin? Ramona Lind. So heißt sie doch, oder?“

Ich bejahte leise.

Er blies Luft durch seine dicken Backen. „Das ist ja ein Ding. Und du warst dabei, bei diesem Anschlag? Nicht zu glauben. Vielleicht verfilme ich das mal, was meinst du?“ Er zog mit den Fingern seine für ihn so typischen Rahmen. „Ah! Ich habe das direkt schon vor mir.“

Ich war viel zu niedergeschlagen, um darauf zu reagieren, und so lächelte ich nur verkniffen.

Harald schlug mir auf die Schulter. „So, mein Lieber. Ich muss leider zurück in den Besprechungsraum. Ein anderemal habe ich mehr Zeit.“ Er umarmte mich kurz und komplimentierte mich zur Tür. „Du findest alleine raus?“

Diesmal stand mein Fahrrad noch genau dort, wo ich es zuletzt abgestellt hatte, und das, zwangsläufig, unverschlossen. Fast war ich überrascht und musste kichern. Draußen war es inzwischen dunkel, aber ein Licht besaß mein Drahtesel nicht, und so schob ich ihn langsam auf dem Fußgängerweg durch die immer noch dichte Menschenmenge.

Viele der Fremden hatten sich auf den Boden gesetzt, nur mit Decken als Unterlagen und dicht an die Häuserfronten gelehnt oder in Nischen und Ladenpassagen gedrängt. Überall stank es nach Urin, denn wo sollten die vielen Leute auch ihre Notdurft verrichten? Die wenigen öffentlichen Toiletten waren vollkommen überfüllt, allerdings war die Armee wohl schon dabei, an vielen

Plätzen und in den Parkanlagen Toilettenhäuser und Zelte aufzubauen. Zumindest für die kommenden Tage war also mit Abhilfe für die schlimmsten Zustände zu rechnen.

Der Verkehr schob sich wie eine nicht enden wollende Schlange durch die Straßen, und die Polizei tat ihr Möglichstes, um diesen nicht völlig zum Erliegen kommen zu lassen.

Ramona hatte sich noch immer nicht gemeldet. Ich zog das Handy heraus und bemerkte nun, dass ich das dämliche Ding noch überhaupt nicht eingerichtet hatte. Kein Wunder, dass mich niemand erreichte. Ich schaltete es ein, tippte die neue PIN, die ich in der mir mitgegebenen Rechnung gefunden hatte, und klickte mich durch die zu beantwortenden Fragen. Nun sollte ich ein Kennwort für mein Google-Konto eingeben. Das war leicht, ich tippte ‚ramona‘ und drückte auf ‚weiter‘. Google fragte mich jetzt noch, ob ich meine alten Daten wiederherstellen wolle, was ich bestätigte, und dann startete das Smartphone tatsächlich ohne Probleme. Sofort poppten mehrere Benachrichtigungen auf, denn Ramona hatte tatsächlich mehrfach versucht mich zu erreichen und dann geschrieben.

Ich rief zurück.

„Wo bist du denn? Ich versuche schon seit zwei Stunden, dich zu erreichen“, empörte sie sich.

„Mona! Bleib ruhig. Ich hatte doch bisher kein Handy, habe gerade erst ein neues besorgt.“

Einen Moment schien sie zu überlegen. „Ja, stimmt. Das hatte ich vergessen. Sorry. Ich wollte dir eigentlich nur sagen, dass wir uns um neun direkt im *Minimax* treffen. Weißt du, wo das ist, oder soll ich dich irgendwo auflesen?“

„Patrick hat es mir beschrieben, es liegt beim Schloss Bellevue. Ich bin mit dem Fahrrad unterwegs und werde es schon finden.“

Eine alte Frau in Lumpen kam mit flehendem Blick und ausgestreckten Händen auf mich zu, um Geld zu erbetteln. Schon seit Jahren ein alltägliches Bild in Berlin. Aber gerade als ich an ihr vorbei wollte, packte sie mich am Arm und sah mich beschwörend an. Ich riss mich los, doch ihre Augen ließen mich erstarren. Mit dem Handy am Ohr kramte ich ein paar Euro aus meiner Hosentasche und gab sie ihr. Etwas warnte mich plötzlich! Das war keine normale Bettlerin, dachte ich noch, aber da war es bereits zu spät. Sie nahm das Geld und packte erneut zu. „Mehr!“, sagte sie nun, und ihre Augen blickten nicht mehr ängstlich, sondern

funkelten gierig. Sie zog fest an meiner Jacke. „Gib mir mehr!“, zischte die Alte. Aus der dunklen Masse an Menschen tauchten plötzlich weitere Bettler auf und huschten zu mir vor.

Einer von ihnen, ein stinkender Mann in Lumpen, rief nun: „Gib mir auch was, los!“, ein weiterer griff ebenfalls nach meiner Jacke, wobei ich ihm aber seitlich ausweichen konnte.

„Was ist denn da los?“, rief Ramona durch das Telefon, das ich noch immer ans Ohr gepresst hielt.

„Keine Ahnung!“, antwortete ich, als ich in diesem Moment eine Hand in meiner Hosentasche fühlte. „Verdammt!“ Ruckartig drehte ich mich um und konnte so gerade noch verhindern, dass mein Geldbeutel in den flinken Händen eines dritten Obdachlosen verschwand. Jetzt schlug ich um mich, als würde ich einen Wespenschwarm verscheuchen wollen, was die Bettler aber keineswegs zu entmutigen schien. Was war denn nur mit den Menschen los? Befand ich mich in einem Albtraum?

„Manuel!“, schallte es aus meinem Telefon, aber ich hatte keine Zeit zu reagieren. Zig Hände schienen nach mir und meinem Fahrrad greifen zu wollen.

Dann platzte mir der Kragen, und die geballte Wut und Enttäuschung über diesen Tag brachen aus mir heraus! Ich stieß den erstbesten Bettler von mir und schrie: „Haut ab, ihr undankbares Pack! Haut endlich ab!“ Ich schlug wie wild um mich.

Damit hatten sie nicht gerechnet. Wie die Ratten nach einem Gewehrschuss stoben sie auseinander und verschwanden blitzartig in der Menge.

Atemlos blieb ich zurück, mein Handy so fest umklammernd, dass meine Sehnen weiß hervortraten.

Der moderne Jesu

Kurz nach neun traf ich am verabredeten Treffpunkt ein. Vor dem in blaugrünem Neonlicht leuchtenden Eingangsbereich der Bar standen bereits einige Leute herum, unterhielten sich oder rauchten. Auch Ramona, Simone und Patrick waren bereits da und winkten mir zu. Ich war relativ schnell vorangekommen, zumindest nachdem ich die Innenstadt verlassen hatte. Ich stieg ab und lehnte mein Rad an einen Baum. Es tat gut, Freunde zu sehen. Und Ramona. Ich umarmte meine Freundin und hielt sie fest, als wolle ich sie nie wieder loslassen. Und dennoch kam mir in diesem Augenblick Jennifer in den Sinn, die so ganz anders war, so ganz anders duftete, und ich hasste mich dafür.

„Was ist denn mit dir los?“, fragte sie sichtlich perplex.

Ich wich einer Antwort aus, indem ich mich unseren Freunden zuwandte und diese begrüßte. „Oh, Leute. Dieser Tag verträgt kein einziges neues Ereignis mehr.“ Ein Kuss für Simone. „Ihr könnt euch nicht vorstellen, was wir heute alles erlebt haben.“

„Ramona-Schatz hat es schon erzählt. Ihr seid verhört worden.“

„Ja, das auch.“

Ramona trat erneut an mich heran und begutachtete mein Gesicht. „Deine linke Seite schaut ganz geschwollen aus“, bemerkte sie und strich mir über die Wange, was mich vor Schmerz leicht zurückzucken ließ. „Hast du dich geprügelt?“

„Lasst uns reingehen, ich sterbe vor Hunger. Habt ihr einen Tisch reserviert?“, lenkte ich ab.

„Na, was denkst du denn, mein Lieber!“ Simones Stimme klang leicht genervt. „Ohne Reservierung geht heutzutage in den richtigen Lokalen gar nichts mehr.“ Sie blickte zu Patrick. „Du hast doch reserviert?“

„Ich?“ Patrick machte ein erstauntes Gesicht und duckte sich instinktiv. „Wieso denn ich?“

„Na, mein lieber Göttergatte, weil ich dich vorhin genau darum gebeten hatte“, sagt sie und fuchtelte mit ihren Händen umher.

Eine Gruppe sehr chic gekleideter junger Leute, die gerade die Bar betreten wollten, schaute grinsend zu uns.

Patrick ließ seinen Ärger sofort an ihnen aus und rief: „Was?“ Er hob die Arme. „Kümmert euch um eure eigenen Angelegenheiten, herrje.“

Einer der Männer drehte sich kampflustig zu uns, wurde aber von seiner Freundin zurückgehalten und ins Lokal gedrängt, was mich heilfroh machte, denn Aggressionen hatte ich heute zur Genüge erlebt.

Simone war empört. „Sag mal, spinnst du? Was ist denn mit dir los? So kenne ich dich gar nicht.“

„Sorry. Es tut mir leid. Du hast recht, auch mit der Reservierung. Ich hatte sie vergessen. Aber, nicht nur ihr habt heute viel erlebt“, antwortete er wieder einigermaßen beherrscht und fuhr sich durch die Haare.

„Was ist denn passiert? Du hast mir ja gar nichts erzählt.“ Simone schüttelte den Kopf. „Na, kommt. Wir reden drinnen weiter. Ein kleiner Tisch wird sich schon noch finden.“

Das *Minimax* hatte erst vor zwei Monaten aufgemacht und war brechend voll. Der Mix aus Bar und Burgerladen war ein Volltreffer in den Zeitgeist hinein gewesen.

Im Eingangsbereich fing uns eine junge Dame im Minirock ab. „Hi! Ich bin Silke. Habt ihr reserviert?“, war dann auch ihre erste Frage.

„Leider nein!“, sagte Simone, ihren Mann dabei vorwurfsvoll ansehend.

„Oh je. Dann sieht das heute Abend leider ziemlich schlecht aus“, meinte sie bedauernd, durchstöberte aber dennoch eine Liste. „Ihr könntet an die Bar und dort warten. Ich gebe euch dann Bescheid, wenn ein Tisch frei wird. Wäre das okay?“

Wir stimmten zu, und letztendlich blieb uns auch nichts anderes übrig. So ließen wir uns von Silke zur Theke führen, wo sie für uns eine Ecke fand, an der wir paarweise gegenüber sitzen konnten.

„So schlecht ist der Platz gar nicht“, bemerkte ich und fragte dann den Mann hinter der Theke, ob wir auch hier etwas essen könnten.

„Na klar, Leute, warum denn nicht? Darf ich euch schon was zu trinken bringen?“, meinte er gut gelaunt.

„Wie ist eure Margarita?“ Das Getränk war Tradition, wenn wir zu viert ausgingen.

„Die beste in der Stadt natürlich!“

„Na dann! Viermal. Und für unsere werdende Mutter bitte eine ohne Alkohol. Danke!“

Bereits wenige Minuten später wurden die Cocktails serviert. Wir stießen miteinander an und probierten neugierig. Tatsächlich, sie waren köstlich.

Patrick leckte am Salzrand entlang und nahm dann einen ziemlich kräftigen Schluck. „Hmm“, machte er genüsslich. „Das tut gut. Schön stark und nicht zu sauer. Genau wie sie sein muss.“

Beim Durchstöbern der Speisekarte entspannten wir langsam, und die ruhige Lounge-Musik im Hintergrund wirkte zusätzlich beruhigend. Schnell waren wir uns einig und bestellten alle den Burger der Woche, medium und ohne Gurken, mit vielen fetten Pommies. Noch einmal erklangen unsere Cocktailschalen, und Ramona sagte: „Auf einen schönen Abend! Den haben wir uns auch wahrlich verdient.“

Der Alkohol verbreitete sich schnell in meinem Blut, und schon kam mir der Tag nicht mehr ganz so furchtbar vor, auch wenn meine Wange noch immer ziemlich wehtat. Immerhin waren die Kopfschmerzen verschwunden.

„Jetzt erzähl mal in Ruhe. Was ist passiert?“ Simone legte ihrem Mann liebevoll die Hand auf den Arm, worauf er sie anlächelte, und wieder wurde deutlich, wie sehr sich die beiden, trotz ihrer ständigen Zankerei, liebten. Das war schön anzusehen.

Patrick nippte ein weiteres Mal, bevor er begann. „Ihr wisst ja, dass wir für unsere Jacken jede Menge Leder benötigen.“ Er hatte uns im letzten Herbst durch eine der Produktionsstätten des Bekleidungskonzerns seiner Familie geführt, wo er nun Geschäftsführer war. Das mit dem Leder war mir zwar nicht in Erinnerung geblieben, dafür aber die hübsche Abteilungsleiterin im Stoffzuschnitt.

„Das meiste davon bekommen wir aus Tunesien. Die Ware wird im Container nach Italien geschifft, dort veredelt und lagert dann, bis wir sie abrufen.“

„So weit bekannt“, neckte ihn Ramona.

„Richtig. Die letzte Lieferung sollte am Montag von Tunis aus starten. Das tat sie aber nicht, wie uns heute Mittag die Spedition mitteilte.“

„Wahrscheinlich gab es dort wegen der Papstansprache auch Unruhen, und die Schiffe wurden nicht beladen“, gab ich zum Besten.

„Nein, die Schiffe fuhren aus, sie wurden auch beladen, allerdings nicht mit Häuten.“ Er trank einen großen Schluck. „Sondern mit Menschen.“

„Mit Menschen?“ Simone sah ihn fassungslos an und gab einen spöttischen Ton von sich. „Du scherzt mal wieder. Aber das ist absolut nicht komisch, mein Lieber.“

Patrick lachte gequält. „Schön wäre es, Darling. Leider ist es so. Die Ansprache des Papstes verbreitete sich wohl wie ein Lauffeuer in der Welt, so eben auch in Tunesien. Überall hat es Aufruhr und Überfälle gegeben. Unter anderem wurde der Hafen in Tunis von Zehntausenden Menschen gestürmt, zum Großteil zerstört, und mehrere kleine Boote, aber auch unbeladene Containerschiffe, wurden gekapert und zum Auslaufen gezwungen. An Bord Tausende Tunesier mit dem Ziel Europa. Einer der Frachter war natürlich ausgerechnet einer von unseren.“

Ramona warf mir einen eigenartigen Blick zu, so als wolle sie sagen, Patrick sei nun total verrückt geworden.

„Sag mal, wie viele Cocktails hattest du dir schon zu Hause gemixt?“, fragte ich ihn.

Er blickte mich aber nur verständnislos an und meinte: „Das ist kein Witz, Manuel.“ Er leerte sein Glas und bestellte beim Barkeeper umgehend ein neues. „Auf jeden Fall haben wir daraufhin ein wenig mit unseren Filialen telefoniert und herausbekommen, dass überall an der Küste Nordafrikas Tausende kleine Schiffe in See gestochen sind, um nach Spanien zu gelangen, und ich zitiere unseren Verkaufsleiter von Madrid, ‚um sich von den reichen Christen endlich das zu holen, was ihnen nun zusteht‘.“

Simone war bleich geworden, und Ramona lachte, aber eher ungläubig. „Das bedeutet, dass der große Run auf Europa bereits begonnen hat?“

„Und die Öffentlichkeit wird wieder nur halbherzig informiert“, sagte ich. Katrins Aussage fiel mir wieder ein, dass das alles erst der Anfang sei.

„Korrekt. Und bei näherer Überlegung auch verständlich, denn was passiert, wenn das herauskommt?“

„Eine europaweite Panik würde ausbrechen.“ Aus den Augenwinkeln heraus fiel mir der Ober auf, der uns einen eigenartigen Blick zuwarf, so als wolle er etwas sagen.

Patrick entgegnete lakonisch. „Wahrscheinlich.“

„Arm und reich“, meinte Ramona nur und nahm einen tiefen Zug von ihrer Margarita. „Ein Problem, das existiert, solange die Menschen herrschen. Und nun läuft das Fass eben mal über.“

Moderne Sklaven, das hatte doch auch dieser Dr. Peters im Fernsehen gesagt. „Der Papst als Initialisierung der Wut und die Anschläge, um unsere Angst zu schüren.“

Der Barkeeper reichte Patrick den bestellten Cocktail und flüsterte: „Ähm. Sorry, Leute, aber ich habe zwangsläufig mithören müssen.“ Er sprach so leise, dass man ihn im allgemeinen Lärm des Lokals kaum verstand. „Ist das wirklich alles wahr? Ihr müsst wissen, meine Mutter lebt in Spanien, und ich sollte sie dann vielleicht warnen. Oder?“

„Das wird nicht lange nur ein Problem Spaniens bleiben“, antwortete Patrick.

„Nicht? Aber wir haben doch für so was Grenzen und Kontrollen.“

„Ja, und wir haben auch eine Armee. Aber was soll diese gegen Millionen schon tun? Es sind ja keine Verbrecher, sondern verzweifelte Menschen, die einfach am Verhungern sind.“

„Ja, aber wo ist denn dann die Lösung?“, murmelte der Kellner.

„Das werden sich die Regierungen der Welt in diesem Moment wohl auch gerade fragen. Ich nehme an, Geld ist die Lösung. Viel Geld. Und vor allem aber, dass es von den richtigen Leuten an den wirklich wichtigen Stellen eingesetzt wird und nicht innerhalb der vielen Spendenorganisationen versickert.“

„Dann hatte der Papst also recht?“, fragte der Barkeeper.

Eine lange Pause entstand, bis Ramona sagte: „So dumm es vielleicht klingt, aber irgendwie schon. Nur ist die Frage, ob selbst das gesamte Vermögen der Kirche genügen würde. Es geht ja nicht nur darum, Essen zu kaufen. Die Ursache des Hungers muss beseitigt werden.“

Patrick ergänzte: „Geld und Nahrung sind doch genug da auf dieser Welt. Die Verteilung ist falsch und fehlerhaft.“

Simone meldete sich wie ein Schulmädchen zu Wort: „Die Reichen müssen eben alle etwas von ihrem Vermögen abgeben.“

„Nur, wie bringt man sie dazu? Mit einem Aufruf zu christlicher Nächstenliebe etwa?“, spottete Patrick.

„Vielleicht ist das wirklich so“, überlegte ich laut. „War der Papst eventuell gar nicht der Teufel, für den ihn nun alle halten und als den auch ich ihn angesehen habe, damals in der Kapelle?“

War er vielleicht vielmehr der wahre Christ? Hat sich Milan van Onberispelijk, ebenso wie Jesus, für die Menschen geopfert und seine Kirche verraten? Weil er sie für habgierig hielt? Weil er genau diese Probleme, vor denen wir nun stehen, hat kommen sehen?“ Ich geriet in eine Art Euphorie. „Wollte er die Menschheit mit seinem Selbstmord vielleicht tatsächlich wachrütteln?“

Ein penetrant mit beiden Armen winkender Gast am anderen Ende der Bar beendete unsere Unterhaltung, indem er ungeduldig nach unserem Barmann rief, um einen Whisky zu bestellen. Der Keeper verzog das Gesicht und wandte sich dann widerstrebend ab, um das gewünschte Getränk zu mixen.

Wieder unter uns, saßen wir nachdenklich und stumm da, als die hübsche Silke freudestrahlend die bestellten Gerichte servierte.

Obwohl die Burger fantastisch aussahen, stocherten wir nur betroffen in den Pommes umher, bis Ramona das Schweigen brach. „Mensch, das schaut wirklich lecker aus. Wollen wir uns jetzt tatsächlich diese Monsterburger vermiesen lassen? Davon wird die Welt nämlich auch nicht besser.“ Sie hob das riesige Brötchen und biss hinein. „Mmm. Ist das köstlich“, schmatzte sie und wischte sich mit der Papierserviette den Saft von ihrem Kinn.

„Mona hat recht.“ Simones Frohnatur hatte sich zurückgemeldet.

So begannen wir alle zu essen, und Ramona erzählte, vor den staunenden Gesichtern unserer Freunde, von unserem Auftritt beim Bundeskriminalamt. Ich aber entschied, über meine unerfreulichen Erlebnisse lieber zu schweigen, und zum Glück kam meine lädierte Wange nicht mehr zur Sprache. Vielleicht sah man im Neonlicht der Bar auch die Spuren nicht so deutlich. Als wir aufgegessen hatten und Kellnerin Silke das Geschirr wegzuräumen begann, kam ich noch einmal zurück auf Patricks fehlende Lieferung. „Sag mal, wie geht das nun weiter mit eurem Leder?“

„Tja, gute Frage. Wir hatten heute Nachmittag bereits eine Konferenzschaltung mit unserem Versicherungsmakler. Wir fliegen morgen nach Tunis und klären die Angelegenheit vor Ort. Immerhin handelt es sich um Leder im Wert von fast fünfundzwanzig Millionen Euro.“

„Fünfundzwanzig Millionen!“ Ich war baff, und nun wurde mir auch klar, warum Patrick so mitgenommen wirkte.

„Ja, was glaubst du denn?“ Er bestellte bei der Bedienung noch Espresso für uns alle und erklärte: „Und das Geld ist nicht das Hauptproblem, wir sind ja versichert. Nur, das Leder wurde exakt für unsere Bedürfnisse gefärbt und vorgeschnitten. So auf die Schnelle bekomme ich solche Mengen gar nicht mehr geliefert. Und dann steht, in spätestens zwei Monaten, die Produktion.“

„Und ausgerechnet du musst in die Höhle des Löwen.“

„Ich fliege ja nicht allein. Unser Geschäftsführer kommt mit, und unser Versicherungsmakler.“ Müde wischte er sich die Augen, dann sah er mich plötzlich grinsend an, als wäre ihm die beste Idee seines Lebens eingefallen. „Magst du vielleicht mitkommen?“

Simone klatschte in die Hände. „Ja bitte, Manuel! Wenn du mitfliegst, kann ich viel ruhiger schlafen.“

Ramona blickte mich stumm und abwartend an.

„Hm. Ich weiß nicht. Wie lange bleiben wir denn?“

„Nur bis Samstag. Am Abend sind wir zurück. Ich habe einen kleinen privaten Jet besorgt, da sind noch jede Menge Plätze frei. Keine Wartereien an den Flugplätzen, keine übertriebenen Kontrollen, und wir übernachten natürlich im Luxushotel.“ Dann grinste er wie ein Schelm. „Und in Tunesien ist in jedem Zimmerpreis natürlich auch eine hübsche Urlaubsgespielin enthalten.“

„Patrick! Du altes Ferkel!“, stieß Simone hervor und hieb ihm auf den Arm, obwohl sie natürlich die Scherze ihres Gatten längst hätte kennen müssen. „Wage es nicht!“, drohte sie, und mit flehendem Blick zu mir: „Manuel! Versprich mir, auf diesen Lüstling aufzupassen!“

„Simone, ich weiß doch noch gar nicht ...“

Ramona unterbrach mich. „Doch, fahr mit. Ich finde, das ist eine gute Idee, und Patrick würde sich sicher sehr freuen.“

Irgendwie machte mich ihre Großzügigkeit argwöhnisch, aber ich bohrte nicht weiter nach. „Na gut. Wann fliegen wir los?“, meinte ich schließlich, und so war es beschlossene Sache.

In diesem Moment meldete mein neues Handy eine Nachricht. Sie war von Jennifer.

Ramonas warmer Körper fühlte sich unendlich gut an, als ich mich zwei Stunden später nackt an sie schmiegte. Sanft zog ich ihre Hände hinter ihren Kopf, hielt sie dort gefangen und küsste ihren schmalen duftenden Hals, was sie, wie immer, mit einem

leisen Stöhnen quittierte. Wie wundervoll es war, mich im gleichen Takt mit ihr zu bewegen und sie mit meiner Lust auszufüllen. Aber damals, in der Nacht vor meinem Abflug nach Tunesien, genoss ich diesen Rausch besonders intensiv, denn eine dritte Person war in meinen Gedanken dabei und reizte meine Fantasie. Wie mag es wohl mit Jennifer sein? Und wieder versuchte ich diese Gedanken von mir zu schütteln und mich auf das wundervolle Wesen, das mir so nah war, zu konzentrieren. Und wieder gelang es nicht.

Eine Nachricht

Lieber Manuel. Ich bin nun wieder in unserem schönen Haus in Medina und überlege, was ich dir schreiben soll. Ich möchte so viel sagen, weiß aber, dass das nicht richtig wäre. Ich hoffe sehr, dass alles gut ist bei euch und du und Ramona ohne Ärger seid. Vielleicht magst du dich einmal melden. Ich denke an euch. Jenny.

Immer und immer wieder las ich, während der Fahrt zum Flughafen, die in Englisch verfasste Mail. Ich hatte sie niemanden gezeigt, und Ramona schon gar nicht.

Pünktlich um ein Uhr hatte mich Patrick mittags mit dem Firmenbus abgeholt. Die beiden weiteren Mitreisenden hatten bereits im Fond gegessen und mich neugierig begrüßt. Patricks Versicherungsmakler, ein Herr Fischer, war mir auf Anhieb sympathisch gewesen, während der andere, Dr. Bankert, auf mich irgendwie wie ein schleimiger Arschkriecher gewirkt hatte. Auch hatte er die komische Angewohnheit, ständig Worte zu wiederholen, so als wolle er einen antreiben. Anscheinend hatte Patrick ihnen nicht erzählt, wer ich bin und warum ich mitflog.

Jetzt kämpfte sich der Chauffeur tapfer durch das immer noch herrschende Chaos in Berlin, brachte uns aber wider Erwarten rechtzeitig zum Hangar, wo unser Jet startklar wartete. Das nenne ich mal Reiseservice, hatte ich noch gedacht, und schon waren wir in der Luft.

Eingepackt hatte ich nicht viel. Eine zweite helle Jeans als Ersatzhose, ein paar Hemden, T-Shirts, Unterwäsche und gerade mal die notwendigsten Waschutensilien. Für Tunis war prächtiges Wetter vorhergesagt worden, und so hatte ich nur noch meinen dünnen beigen Leinenblazer übergezogen. Patrick und Herr Fischer waren ähnlich leger gekleidet, nur Dr. Bankert hatte sich in einen piekfeinen schwarzen Anzug gezwängt und sich die rote Krawatte extra eng geschlungen.

Vor mir auf dem kleinen Ablagetisch lag eine Kompaktkamera, die mir Ramona mitgegeben hatte, mit der Bitte, möglichst viele Aufnahmen von den Zuständen vor Ort zu machen. Ich hätte mir ja denken können, dass ein kleiner Haken hinter ihrer Toleranz

gesteckt hatte. Nun gut, das tat ich dann doch gerne für meinen Rotschopf.

Noch nie zuvor war ich in einem solchen Jet gesessen, geschweige denn geflogen, und ich war begeistert. Das Interieur war komplett in grauem Leder und hellem Holz gehalten. Man saß unglaublich komfortabel in den breiten Sitzen, und fast schon bedauerte ich es, dass die Flugzeit nur so kurz sein würde. Eine Stewardess gab es nicht, aber Bankert ließ es sich nicht nehmen, seinen Chef bereitwillig und uns andere widerwillig mit Getränken aus dem überfüllten Kühlschrank zu versorgen.

Tausende Meter unter mir funkelten die Wellen des Ozeans, und es wirkte so, als hätte man feine Glasperlen auf einer blauen Scheibe verteilt. In einer knappen halben Stunde würden wir in Tunis landen. Eine Turbulenz erschütterte das Flugzeug einen Moment, dann war es wieder ruhig, und ich begann die Nachricht von Jennifer zu beantworten. Selbstverständlich bot der Jet eine Internetverbindung. Ich schrieb in möglichst verständlichem Deutsch:

Liebe Jenny. Von dir zu hören, ist eine sehr schöne Überraschung. Schön, weil ich nun weiß, dass du gut in die USA zurückgekehrt bist. Und überraschend, weil ich tatsächlich nicht damit gerechnet hatte, je wieder von dir zu hören. Bitte entschuldige, dass ich nicht in Englisch schreibe, aber du weißt ja, wie schlecht ich darin bin. In den zwei Tagen, seitdem du weg bist, ist viel geschehen, und ich versuche, die wichtigsten Ereignisse zusammenzufassen. Du wirst es kaum glauben, aber derzeit sitze ich in einem kleinen Jet mit Ziel Tunis, das ist eine Stadt in Nordafrika. Ich begleite meinen besten Freund, der sich dort persönlich auf die Suche nach einer verloren gegangenen Warensendung seiner Firma machen möchte, da sie sehr sehr wertvoll ist.

Patrick, der neben mir saß, lugte neugierig auf mein Smartphone, das ich aber leicht schräg hielt, damit er nicht mitlesen konnte, und so widmete er sich wieder seinem Businessmagazin.

Ich schrieb weiter.

In Folge des Anschlags wurde in Deutschland eine Art Ausnahmezustand ausgerufen. Alles ist in Aufruhr. Aber ich hoffe, dass sich

die Lage in den kommenden Tagen entspannt. Stell dir vor, wir haben gestern vor dem Bundeskriminalamt, das ist eine Art Geheimdienst, ausgesagt.

Mehr musste sie nicht wissen, dachte ich und beendete die Mail mit dem Satz: Es war schön, dich kennengelernt zu haben, Jennifer. Auch wenn ich das nun eigentlich nicht schreiben sollte, ich denke viel an dich. Manuel.

Ich überlegte noch einen Moment, dann drückte ich auf Senden. Umgehend klingelte eine Antwort. Ich hatte das Gefühl, mein Herz müsse in diesem Moment aussetzen, aber es war gar nicht von Jennifer, es war eine Nachricht von Ramona.

He, mein Schatz. Ich denke an dich. Finde ich toll, dass du Patrick beistehst. Mach schöne Fotos! Deine Ramona. PS: Es war wunderschön letzte Nacht. Ich liebe dich! PPS: In Berlin wird es immer schlimmer.

Noch ein Stich in meinem Herzen, aber von einer ganz anderen Seite. Das schlechte Gewissen schlug mit aller Kraft zu.

Ein grelles Licht blendete mich, und ich schaute aus meinem Fenster. Das Flugzeug drehte wohl gerade zum Landeanflug und schob sich schräg über die unter uns liegende Stadt, wo die Sonne hinter einem Dunstschleier lag und den Wolken einen goldenen Glanz verlieh.

Tunis

Die Gluthitze in Tunis traf uns alle mit voller Wucht, als wir das Flughafengebäude verließen. Binnen Minuten war ich komplett durchgeschwitzt und fluchte über meine Dummheit, nur drei Hemden mitgenommen zu haben, aber Patrick, dem es nicht viel besser erging, meinte nur, dass Kleidungseinkäufe in dieser Stadt wohl das geringste Problem darstellen würden.

Dr. Bankert wirkte nervös und wischte sich mit einem Tuch ständig über die Glatze. Er roch unangenehm nach einem viel zu penetranten Parfüm, und ich war heilfroh, im Mercedes, der uns direkt zum Hotel bringen sollte, nicht neben ihm sitzen zu müssen. Zum Glück lief die Klimaanlage im Wagen auf Hochtouren und ließ uns so den ersten Klimaschock vergessen.

Beunruhigend hingegen war, dass wir von zwei bewaffneten Motorradfahrern eskortiert wurden. Die Firmenleitung hatte wohl darauf bestanden. Der Verkehr zog sich in einem endlosen Stau dahin, und Bewegung entstand eigentlich nur durch die dröhnenden Mopeds, die sich rücksichtslos durch das Chaos zwängten und an uns rechts und links vorbeischossen. Unsere motorisierten Begleiter, die mit Blaulicht fuhren, sorgten dafür, dass zumindest ab und zu Autos auswichen oder zur Seite fuhren, sodass wir jedenfalls zügiger vorankamen als der Rest der Autos.

Menschen liefen in einfacher Kleidung kreuz und quer, alle verhüllt mit Tüchern und Turbanen, um sich ein klein wenig vor dem herumfliegenden Sand zu schützen, und die wenigen Palmen am Straßenrand wehten verloren in einem unaufhörlichen Sturm aus Staub. Mit Ramonas Fotoapparat versuchte ich, so viele Bilder wie nur möglich von diesen ersten Eindrücken zu machen, traute mich aber nicht, das Beifahrerfenster herunterzufahren. Es musste eben so genügen.

Unser Fahrer, ein kleiner fröhlicher Mann namens Amor mit großem Schnurrbart und in einem gut sitzenden dunklen Anzug erklärte, dass die nun seit fast zwei Jahren anhaltende Dürre in Nordafrika die Jahresdurchschnittstemperatur hier um vier Grad erhöht hatte. Wasser sei kostbare Mangelware, da es in ganz Tunesien seit einem Jahr kaum noch einen Tropfen geregnet hatte. Früher seien die Bergspitzen im Norden sogar noch mit Schnee bedeckt gewesen, der nun aber längst abgeschmolzen sei. Derzeit überlebe man nur wegen der vielen großen Seen und des Flusses

Medjerda, dessen Wasserstand im Winter aber auf ein kritisches Niveau abgesunken sei. Die Ernten verdorrten jetzt auf den Feldern, und die Menschen hungerten. Selbstverständlich würde man davon aber in der Innenstadt nichts bemerken, betonte er. In den Hotels fehle es an nichts. Wir mögen uns hier keine Sorgen machen.

Eine Militärsperre stoppte unseren Konvoi, doch die beiden Motorradfahrer klärten die Angelegenheit schnell, und so konnten wir unbehelligt weiterfahren.

Je näher wir nun aber dem Zentrum kamen, umso schöner wurde die Stadt. Hier war es sauber, und das Leben blühte. Grünflächen wurden mit kleinen Bewässerungsfahrzeugen gegossen, die Geschäfte boten die wundervollsten Waren an, und die Menschen hier waren in feine Gewänder gekleidet. Allerdings schien auch überall Militär oder schwer bewaffnete Polizei zu sein, und an vielen Straßenecken lauerten gepanzerte Fahrzeuge, wie Spinnen auf ihre Opfer. Meine Frage, ob dies ein alltäglicher Anblick in der Stadt sei, verneinte unser Fahrer vehement. Tunesien sei natürlich kein Militärstaat. Er entschuldige sich für diesen negativen Eindruck, aber die derzeitigen Zustände ließen der Regierung eben keine andere Wahl, als die Innenstadtbereiche auf diese Art zu sichern. Unsere Unterkunft läge übrigens in der orientalisches geprägten Altstadt und gehöre zum UNESCO-Welterbe, erklärte er weiter in gutem Deutsch, und er würde mich morgen gerne ein wenig herumführen.

Das Hotel, vor dem er kurze Zeit später hielt, war tatsächlich mehr als prachtvoll. Flink sprangen zwei Bedienstete zu unserer Limousine und halfen uns beim Aussteigen. Das Gepäck wurde aus dem Kofferraum geholt und augenblicklich weggetragen. Pagen verbeugten sich leicht, als wir den pompösen Eingangsbereich betraten.

Während Patrick den Papierkram erledigte, nutzte ich die Zeit, um mich ein wenig im Foyer umzusehen. Die hohen weiß gestrichenen Wände endeten in einer mit edlen Hölzern verstärkten Decke, die vom Farbton her perfekt zu den mächtigen Türen passte. Die Theke war aus Tropenholz gefertigt und mit Gold verziert. Überall standen Blumen und Palmen, und der Duft hier war betörend schön.

Hotelangestellte in den herrlichsten Uniformen wuselten umher und brachten den Gästen in der Lobby Kaffee oder andere Getränke. Aus der Ferne rief ein Muezzin zum Gebet, und ich schloss für einen Moment die Augen.

„Träumst du?“ Patrick hatte mich angestoßen, und erschrocken sah ich auf.

„Ja, du wirst lachen. Ich komme mir vor wie in einem Märchen aus Tausendundeiner Nacht. Man kann sich kaum vorstellen, dass es hier solche Unruhen gibt. Alles wirkt friedlich und geordnet.“

„Wir befinden uns auch in einem Fünfsternehotel, inmitten der Innenstadt. Morgen werden wir Näheres erfahren, aber vielleicht ist es ja tatsächlich nicht ganz so schlimm, wie man es mir geschildert hatte.“

Zwei Stunden später saßen wir im hoteleigenen Restaurant vor einem feudalen Abendessen und ließen es uns schmecken. Die Terrassentüren waren geöffnet, und von draußen wehte eine angenehme Brise herein. Es gab gebackenen Fisch, frische Säfte und Gemüse, das ich in dieser Art so noch nie gekostet hatte.

Herr Fischer reichte mir eine silberne Schale mit frisch gebackenem Weißbrot. „Kosten Sie das einmal, Herr Blum. In dem Brot sind ganz wundervolle Gewürze eingebacken.“

Ich brach dankend ein Stück ab und probierte. Für mich unbekannte Aromen erfreuten meinen Gaumen, und ich war sofort an das Frühstück bei Jasmin und Kenan erinnert. Und in diesem Moment bedauerte ich es unendlich, dass Ramona nicht bei mir war. Jennifer, Ramona. Wieder kam in meinem Kopf alles durcheinander, bis Fischer meine Gedanken unterbrach. „Und?“, fragte er.

„Sehr gut! Tatsächlich, es erinnert mich ein wenig an indisches Fladenbrot.“ Ich kaute zu Ende und meinte dann, Patrick zugewandt: „Das gesamte Essen ist wundervoll, vielen Dank für die Einladung. Das war wirklich sehr nett vor dir.“

„Gerne, und ich freue mich ja, dass du dabei bist.“

„Darf ich fragen, welche Funktion Sie innehaben? So ganz hatte ich das bisher noch nicht verstanden. Na, na?“ näselte Dr. Bankert und stocherte hinter vorgehaltener Hand an seinen Zähnen herum.

Patrick lächelte mich an und antwortete für mich: „Manuel ist einfach nur mein bester Freund, und ich dachte, es täte ihm gut, mal aus diesem chaotischen Berlin herauszukommen.“

„Aha, aha. Chaotisch ist das richtige Wort“, bestätigte Bankert. „Aber ich hoffe ja sehr, dass bald wieder Ordnung im Land einkehrt. Nicht wahr, nicht wahr? Bisher hat sich die Kanzlerin mit ihren Aktionen ja nicht gerade rühmlich gezeigt. Alles läuft ins Leere, und täglich fallen mehr und mehr Ausländer über uns her.“ Er kniff seine Lippen fest zusammen und schielte zu seinem Chef, als wolle er abwarten, ob seine Meinung mit der von Patrick übereinstimme, was sie nicht tat, so gut kannte ich meinen Freund.

Auch der Makler war wohl ganz anderer Meinung und sagte: „Nun, Dr. Bankert, hier sind ‚wir‘ die Ausländer und doch willkommen.“

„Weil wir dafür teuer bezahlen, nicht wahr, nicht wahr?“ Bankert hüstelte nervös. „Geld ist immer willkommen, ja, willkommen.“

„Ich kann Ihnen absolut nicht recht geben“, fuhr Fischer ungerührt fort. „Und auch wenn die Lage in ganz Europa zurzeit äußerst schwierig ist, so hat unsere Kanzlerin bisher vollkommen korrekt gehandelt. Es gibt spezielle Gesetze und humanitäre Gesetze, die einzuhalten sind, auch wenn es noch so schwerfällt. Und gerade Deutschland muss hier, wegen seiner Vergangenheit, eine Vorzeigehaltung einnehmen.“

„Kommen Sie mir nun bloß nicht mit der Judenverfolgung! Nicht einmal mehr mein Vater hatte damit zu tun.“ Bankert, der als Einziger noch immer einen Anzug trug, schwitzte wieder, obwohl das Restaurant gut klimatisiert war. „Wie lange sollen sich die Deutschen das noch vorwerfen lassen müssen? Es reicht, es reicht!“

„Es geht nicht darum, was die Nazis getan haben, sondern darum, dass wir durch unsere Erfahrung Vorbild sein sollten, in Bezug auf das Lernen aus Fehlern. Millionen Flüchtlinge sind in unserem Land, und es werden täglich mehr. Was also tun? Sie zurückschicken in ihre vollkommen zerstörte Heimat oder in die wasserlose Wüste Afrikas?“

„Vielleicht ja, vielleicht sollte man genau das tun!“ Bankert hatte seine Wut kaum noch unter Kontrolle, das spürte man. „Und ja, vielleicht sollten wir endlich die Grenzen schließen und auch sichern. Ja, sichern!“

„Selbst wenn wir das täten, Herr Dr. Bankert, wäre es nun zu spät dafür. Die Armen werden bald erkennen, welche Macht in ihnen selbst steckt, allein dadurch, dass sie uns zahlenmäßig bei Weitem überlegen sind. Wir können sie nicht mehr gewaltlos aufhalten. Der Sturm auf den Hafen hier, die Plünderungen überall in der Welt, das ist doch alles nur der Beginn einer sich verändernden Gesellschaft. Wir müssen anfangen zu teilen.“

„Ha, das ist ein schöner naiver Kindertraum. Als wenn die Reichen und Mächtigen jemals geteilt hätten. Mal sehen, wie sich Ihre Versicherungsgesellschaft nun anstellt, wenn es ums Teilen bei der Schadensabwicklung geht. Nun, na?“

Patrick hob beschwichtigend die Hände. „Meine Herren! Bitte beruhigen Sie sich wieder. Sicher hat jeder von Ihnen irgendwo recht, aber wir sind nicht so weit gereist, um zu streiten. Morgen wird ein anstrengender Tag werden, daher würde ich vorschlagen, dass wir uns nun alle zurückziehen, damit wir so früh wie möglich an die Arbeit gehen können.“

Fischer rückte mit seinem Stuhl zurück. „Das ist ein guter Vorschlag, aber ich darf Sie alle noch zu einem kleinen Umtrunk an die Bar einladen, um die Gemüter wieder zu beruhigen.“ Und mit verschwörerischem Blick ergänzte er: „Mir ist zu Ohren gekommen, dass es dort für Ausländer“, er betonte das Wort und sah Bankert dabei etwas spöttisch an, „sogar alkoholische Getränke geben soll.“

„Na, das ist doch ein Wort“, erwiderte Patrick und stand auf.

Die Bar war ebenso edel gehalten wie das Restaurant. Ich saß neben meinem Freund auf einem bequemen Hocker, und beide tranken wir unseren Lieblingscocktail, eine Margarita. Bankert und Fischer saßen ein wenig abgewandter und diskutierten bereits wieder über Politik.

„Na, wie gefällt dir das Hotel?“, fragte Patrick und stieß mit seinem Glas an meines.

„Allein die Zimmer sind der Wahnsinn. Für dich mag dies alles normal sein, aber ich selbst habe ein solches Hotel noch nie von innen gesehen. Wunderschön. Danke noch mal.“

„Das zahlt doch alles die Firma und“, er beugte sich zu mir vor und flüsterte, „vielleicht sogar die Versicherung. Mal schauen, was unser Makler da machen kann.“

„Du bist wirklich ein Fuchs“, lachte ich und genoss einen großen Schluck des kühlen, kräftigen Drinks. „Wie lange kennen wir uns nun genau, Patrick?“

„Hatten wir nicht kürzlich mal nachgerechnet? Über fünfundzwanzig Jahre sind es schon.“ Er lachte. „Meine Güte, sind wir alt. Warum fragst du?“

„Ach, nur so. Ich habe dich heute das erste Mal so richtig als Geschäftsmann erlebt. Es hat mich einfach sehr beeindruckt. Das wollte ich nur sagen.“

Er wurde ein wenig verlegen. „Danke. Es ist nicht leicht, den richtigen Führungsstil einer Firma zu finden. Die Zeiten sind schwer. Ich kann mich noch an meinen Großvater erinnern. Er hatte die Firma gegründet und aufgebaut. Ein echter Patriarch. Damals wurde nicht lange gefackelt, und die Leute wurden eher geknechtet. Heute sind gute Mitarbeiter Mangelware, und man muss sie behandeln wie rohe Eier.“ Er drehte sich etwas mehr zu mir. „Nehmen wir mal Bankert. Er ist ein Arschkriecher, klar. Aber eben auch der Beste in seinem Fach. Was also tun?“

„Ich bewundere dich da sowieso. Einen solchen Konzern zu lenken! Ich könnte das nicht.“

„Du kannst dafür andere Dinge. Zum Beispiel Musik machen. Ich liebe deine Stücke.“ Dann gluckste er fröhlich. „Aber du willst dich einfach nicht mit der Technik auseinandersetzen. Gerade das finde ich wirklich unglaublich, denn in eurer Branche besteht doch heute praktisch alles aus Bits und Bytes.“

„Ja, das ist richtig. Ich sollte mich da mal wirklich mehr reinknien. Aber ich bin eben der Anwender. Ich komme mit meinen Programmen so lange zurecht, wie alles läuft.“

„Aber wehe, es läuft mal nicht, nicht wahr?“

„Ja. Aber man kann sich auf Technik auch nie wirklich verlassen. Ich habe dir doch erzählt, dass ich das Gespräch zwischen den Attentätern aufgenommen hatte. Es war praktisch ein Geständnis, aber nun ist alles weg. Nicht einmal die Polizeispezialisten konnten die Daten wiederherstellen. Wie ist so was möglich? Die können doch sonst alles.“

Patrick überlegte einen Moment, dann sagte er: „Mit was hast du denn das angebliche Gespräch aufgenommen?“ Er kicherte. „Sorry, aber die ganze Geschichte klingt für mich immer noch ziemlich unglaublich.“

Ich zog mein Smartphone hervor, suchte das Videoprogramm, welches ich auch auf meinem alten Handy verwendet hatte, und zeigte es Patrick.

„Hm. Das ist die Standardkamera von Google.“

„Keine Ahnung. Aber das habe ich verwendet.“

„Ich nehme mal an, du hast die Standardeinstellungen nie verändert, oder?“

„Wie meinst du das?“

„Na, du kaufst das Handy und lässt dann sicher alle Einstellungen so, wie sie waren.“

„Ja klar. Was sonst?“

Patrick nahm mein Handy und lächelte vor sich hin, während er in den vielen Einstellungen herumsuchte. „Wow!“, rief er plötzlich. „Ramona hat ja eine sagenhafte Figur. Und was für schöne Br... Beine!“

Ich wurde knallrot, und mir schwante Übles. „Wie?“, stotterte ich. „Ich bin mir sicher, dass ich die Fotos alle gelöscht hatte.“

„Mann, Patrick. Nur keine Panik. Meinst du, dass Simone und ich nicht auch ab und zu solche Bilder machen? Und ja, du hast sie gelöscht. Auf dem Handy. Nicht aber in der Cloud.“

„In der was?“

„Cloud. Das ist ein Backup deiner Daten, irgendwo in der Welt.“ Patrick neigte das Telefon so, dass ich mit hineinsehen konnte, und ich staunte nicht schlecht, als ich in einem Verzeichnis Hunderte uralter Fotos sah. „Google speichert standardmäßig alle Fotos, die du machst, automatisch auf seinen Firmenservern.“ Dann zwinkerte er. „Und natürlich auch die Videos.“

Ich war perplex. Das hatte ich tatsächlich nicht gewusst. „Und da ist auch die Aufnahme vom Dienstag dabei?“, vergewisserte ich mich.

„Wenn das Handy noch genug Zeit hatte, die Files zu speichern, und du dich, wie ich es dir jeweils empfehle, im Berliner City-Netz angemeldet hattest, ja.“

Hektisch durchstöberte ich das Verzeichnis und fand tatsächlich einen Videoclip! Zitternd vor Aufregung drückte ich auf ‚Start‘.

Und nun war Patrick sprachlos.

Ein wenig später lag ich nackt in meinem Bett und beobachtete das Spiel des Schattens, der durch die sich sanft bewegenden Zimmerpflanzen erzeugt wurde, an der Decke. Alle Fenster waren

weit geöffnet, und ich genoss die Wärme in meinem Zimmer. Die Klimaanlage hatte ich ausgeschaltet.

Ich konnte nicht schlafen, also stand ich auf, zog mir ein T-Shirt über, schaltete den Fernseher ein und zappte ein wenig durch die überwiegend arabischen Sender. Dann nahm ich mein Handy zur Hand und schrieb Ramona eine Nachricht, in der ich ihr den Tag beschrieb. Sie war ebenfalls noch wach, und so erfuhr ich, dass sie bei Simone übernachtete, da die Zustände in Berlin stündlich unerträglicher würden, und dass sich kaum noch ein normaler Mensch alleine auf die Straße traute. Sie berichtete weiter, dass Flüchtlinge jetzt auch andere Großlager verlassen hatten, und erinnerte mich zum Schluss noch daran, möglichst viele Fotos zu schießen.

Wir tauschten gerade liebe Abschiedsgrüße aus, als ich ein oranges Flackern wahrnahm und gleich darauf einen dumpfen Knall hörte. Die Kristalle der Deckenbeleuchtung klirrten sanft, und der Marmorboden vibrierte leicht, so als würde eine U-Bahn unter dem Hotel hindurchfahren. Neugierig stand ich auf und blickte aus dem Fenster meines Zimmers, das im obersten Geschoss lag, von wo aus man normalerweise sicher einen herrlichen Blick über die Silhouette der nächtlichen Stadt hatte.

Weit hinten am Horizont war ein helles Licht zu sehen. Es brennt dort, dachte ich, als in diesem Moment Sirenen mit ihrem jammernden Gesang losheulten. Es knatterte, so als würden in weiter Ferne Knallkörper gezündet. Nein, das sind Schüsse, dachte ich. Das Lichterspiel am Ende der Stadt flammte erneut auf, und bestürzt musste ich feststellen, dass im Fernseher nun die exakt gleichen Bilder zu erkennen waren. So als säße jemand auf dem Hoteldach und filme von dort aus das Geschehen.

Ein Sprecher wurde eingeblendet, der aufgeregt etwas berichtete. Ich verstand natürlich weder seine Worte noch konnte ich die arabischen Schriftzeichen entziffern, die in einer Dauerschleife durch das Bild liefen. Aber etwas Schlimmes musste passiert sein, das war offensichtlich.

Die Kameraperspektive wechselte, und jetzt war Feuer aus kurzer Distanz zu sehen. Menschen prügeln sich und warfen mit Steinen und Molotowcocktails um sich. Polizei – oder Militär – feuerte Rauchbomben in die Menge, und Männer mit Maschinenpistolen schossen in die Luft.

Nun kam Bewegung in die Kamera, und das Bild wurde unscharf. Wieder waren Schüsse zu hören. Einen kurzen Moment lang erkannte ich entsetzt, dass schwer verletzte Menschen auf der Straße lagen, sowohl Militärs als auch Zivilisten. Dann flackerte das Bild, und ein dunkles Rauschen war zu sehen.

Ramona fiel mir ein und ihre Bitte nach Fotos. Also riss ich meinen ganzen Mut zusammen, kramte die kleine Kamera aus meiner über dem Stuhl hängenden Hose, lief zurück zum Fenster und begann zu fotografieren.

Es klopfte heftig an meiner Türe. Ich hechtete hin und öffnete sie. Es war Patrick. Er sagte: „Hast du das mitbekommen?“, lief durch den Raum zum Fenster und lehnte sich weit hinaus. „Von deinem Zimmer aus kann man direkt auf das Feuer sehen“, rief er aufgeregt und deutete zum Horizont.

„Was ist denn da los?“, fragte ich ganz aufgelöst.

„Genaues weiß ich nicht. Nur, dass genau in dieser Richtung der Hafen liegt.“

Der Brand

Schwarzer Rauch stieg auf, als wir am kommenden Morgen fassungslos auf den noch immer in Flammen stehenden Containerhafen starrten. Wir befanden uns in sicherem Abstand zum Brandort, etwa fünf Kilometer entfernt, auf dem Dach einer Spedition, und trotzdem drang der beißende Gestank von verbranntem Kunststoff bis hierher in unsere Nasen. Verzweifelt versuchten unzählige Feuerwehren vom Land, aber auch vom Meer aus, den Brand unter Kontrolle zu bringen.

Die Sonne stieg gerade im Osten auf, färbte die künstlichen Giftwolken in grelles Orange und malte ein unglaubliches Spektakel auf den sonst dunkelblauen Himmel. Was für ein Bild, dachte ich und schoss verlegen ein paar Fotos für Ramona.

„Die ersten Löschflugzeuge sollten gleich eintreffen“, übersetzte unser Versicherungsmakler den Bericht eines Mitarbeiters der Spedition. „Zum Glück liegt das Meer heute Morgen da wie ein ruhiger See.“

Und schon tauchten die ersten Maschinen am Himmel auf, groß und grau. Sie drehten eine leichte Kurve, brachen durch den Dunst und ließen dann ihre Fracht über den Flammen herabfallen, wo sie sofort zu weißem Rauch verdampfte. Während die leeren Flugzeuge, über dem Meer streifend, umgehend wieder ihre Tanks füllten, warfen die Maschinen mit vollen Tanks erneut Meerwasser ab, und so weiter.

„Was ist denn heute Nacht passiert?“, fragte ich Patrick.

„Soweit ich verstanden habe, versuchten wieder einige Hundert Verzweifelte ein Schiff zu entführen. Diesmal war das Militär aber bereits vor Ort und lieferte sich mit ihnen eine furchtbare Schlacht. Dabei geriet angeblich ein Öllager in Brand. Es gab wohl unzählige Verletzte und auch Tote, auf beiden Seiten.“

„Ist dein Leder auch betroffen?“

„Das wissen wir ehrlich gesagt noch nicht. Unsere Container wurden gestern Nachmittag noch zu einem anderen Teil des Hafens gebracht. Wir müssen einfach abwarten. Dr. Bankert versuchte gerade Näheres herauszufinden.“

Die Löschaktion aus der Luft schien erfolgreich zu sein, denn das Feuer war inzwischen deutlich kleiner geworden. Ich trat ein wenig näher an den Rand des Daches und schaute nach unten in die noch in der Morgendämmerung liegenden dunklen Gassen von

Tunis. Militär war überall präsent und hatte das komplette Hafengebiet abgeriegelt. Scheinbar herrschte wieder Ordnung. Scheinbar, denn immer noch waren ab und zu Schüsse zu hören, dumpf und, zu meiner Erleichterung, wohl aus weiter Entfernung.

Patrick kam und stellte sich neben mich. „Ein für den Nahen Osten typisches Szenario, hätte ich noch vor einer Woche gesagt. Aber inzwischen sieht es in Berlin nicht sehr viel anders aus, was?“, meinte er leise.

„Es scheint, als würde die ganze Welt umkippen. Das alles wird sich doch wieder beruhigen, oder?“ Fragend schaute ich meinen besten Freund an. Die Sonne brach gerade durch eine Wolke und erhellte sein Gesicht, sodass er seine Augen zusammenkneifen musste. „Ich weiß es nicht, Manuel“, sagte er ernst, und in diesem Moment verdunkelte sich der Himmel wieder, was seine Antwort noch düsterer erscheinen ließ.

In dem kleinen Büro, in dem wir eine Stunde später saßen, war es stickig und heiß. Am Verhandlungstisch hatten Patrick, unser Makler und der Doktor Platz genommen, ich saß am Rand und damit, absichtlich, ein wenig abseits. Die vier Herren der tunesischen Spedition hockten uns nervös gegenüber, und so bildete das Möbelstück indirekt eine kulturelle Front zwischen beiden Parteien.

Bankert, der am anderen Ende unserer Seite thronte, erschien mir heute Morgen irgendwie ungewöhnlich zappelig. Ständig rutschte er auf seinem Stuhl hin und her oder wischte sich mit einem verschwitzten Tuch über die nasse Stirn.

Ein junger Mann in arabischem Gewand betrat den Raum und servierte türkischen Kaffee und Tee. Dann verbeugte er sich, ging wieder und schloss die Tür leise hinter sich. Die Verhandlungen konnten beginnen. Allerdings sprachen die Herren der Spedition nur Französisch, und so musste Dr. Bankert für uns übersetzen, was er zu meiner Verwunderung tatsächlich in Perfektion tat.

Wir erfuhren, dass es sich bei den Angreifern von heute Nacht angeblich um radikale Christen handelte, was natürlich niemand von uns glaubte. In einem Land, in dem sich achtundneunzig Prozent der Bevölkerung zum muslimischen Glauben bekannten, war solch eine Aussage absurd. Allerdings war die Ursache der Katastrophe für uns auch nicht weiter relevant.

Bankert fragte, was aus unserer Lieferung geworden sei, aber man wich uns immer wieder aus. Es wurde behauptet, man forsche noch, da ein Großteil der EDV ausgefallen sei. Fischer füllte derweil still ein Formular aus; ich vermutete, für die Versicherungsgesellschaft. Plötzlich erhob sich Dr. Bankert und brüllte auf Französisch vollkommen überraschend so laut los, dass wir alle vor Schreck zusammenfuhren. Ich verstand kein Wort, aber die Verantwortlichen der Spedition wurden bleich und begannen augenblicklich herumzutelefonieren, was Bankert aber nicht im Geringsten zu beruhigen schien, denn er tobte unaufhörlich weiter, bis Patrick aufstand und die Hände erhob. Er sprach leise und ignorierte einfach Bankerts cholерischen Anfall, bis dieser irritiert innehielt. Auch mein Freund schwieg jetzt, und es entstand ein peinliches Schweigen, sodass man Bankerts schweren Atem deutlich vernehmen konnte. Er stand da und starrte seinen Chef an. „Ich“, stotterte er, „ich bitte um Entschuldigung, Herr Maar, aber die verarschen uns doch nach Strich und Faden, diese verdammte Kanakenbande. Oder nicht, oder nicht?“ Er kaute nervös auf seiner Unterlippe.

Ich begann vor Scham zu schwitzen und schielte verlegen zur anderen Seite des Tisches. Einer der vier Herren, der die ganze Zeit über geschwiegen hatte, blickte nun voller Verachtung auf Patricks Geschäftsführer.

Patrick blieb ruhig, zischte aber mit zusammengekniffenen Augen: „Dr. Bankert. Reißen Sie sich zusammen!“ Dann lächelte er bitter und ergänzte: „Und setzen Sie sich, verdammt noch mal, wieder hin.“

Bankert tat wie ihm befohlen und wischte sich über die klatschnasse Stirn.

Nun erhob sich der vierte Mann, öffnete seinen dunklen Zweireiher und sagte in perfektem Deutsch: „Vielleicht möchten die Herren erst einmal Tee?“

Bankert saß einige Sekunden wie versteinert da.

Fischer grinste hingegen, legte seinen Stift zur Seite und sagte schließlich belustigt: „Sie sprechen Deutsch.“

„Selbstverständlich, Herr Fischer. Auch Englisch, Französisch und Spanisch. Wir Kanaken sind da äußerst vielseitig.“

Bankert ächzte, sagte aber keinen Ton mehr.

„Mein Name ist Dr. Jafri, und ich bin hier der Geschäftsführer und somit verantwortlich für Ihre Ware.“ Er hob die Porzellankanne. „Ich darf Ihnen einschenken?“ Ohne auf eine Antwort zu warten, teilte er den Tee aus und fuhr fort: „Zurzeit sind wir zuversichtlich, Ihr Gut noch heute Nacht verladen zu können.“

„Sie haben die Container gefunden?“

Dr. Jafri kehrte an seinen Platz zurück. „Selbstverständlich. In unserem primitiven Land sind wir gewohnt, auf technische Herausforderungen möglichst pragmatisch zu reagieren.“ Höhnisch blickte er zu Bankert, der nervös seinen linken Handrücken kratzte, als wäre er gebissen worden. „Auf jeden Fall befindet sich Ihr Leder in Sicherheit, und alle Transportmittel sind unbeschädigt.“ Er lächelte den Makler an und endete: „Sie sind also umsonst nach Tunis gereist, Herr Fischer.“

„Umsonst ist nicht einmal der Tod, Herr Dr. Jafri. Und Sie können sich sicher vorstellen, dass unsere Versicherungsgesellschaft sehr viel lieber diese Reise bezahlt als fünfundzwanzig Millionen Euro.“ Er richtete sich in seinem Stuhl auf und ergänzte: „Ich darf Ihnen zudem meine Bewunderung dafür aussprechen, dass Sie trotz der schwierigen Situation unsere Interessen so professionell gewahrt haben.“

Der Tunesier verbeugte sich mit leicht schräg gelegtem Kopf und erwiderte: „Herausforderungen sind meine Leidenschaft, Herr Fischer.“ Dann stand er auf, stellte sich hinter seinen Stuhl und sagte: „Ich darf mich nun verabschieden. Sicher werden Sie verstehen, dass ich zurzeit sehr viel zu tun habe. Meine Mitarbeiter werden die notwendigen Papiere ausfertigen, und, so Allah will, wird Ihr Leder nur mit wenigen Tagen Verspätung in Genua eintreffen. Herr Maar, Herr Fischer. Es war mir eine Ehre.“ Noch einmal verbeugte er sich leicht und ging, ohne auch nur einen Blick an Bankert zu verschwenden.

Auf der Rückfahrt zum Hotel war Patrick überglücklich, und auch Herr Fischer schien über die Neuigkeiten sehr erleichtert zu sein, denn er verkündete, uns am Abend in das *L'Astragale*, das beste Restaurant vor Ort, einladen zu wollen. Wir verabredeten, uns um neunzehn Uhr an der Hotelrezeption zu treffen, und hatten somit noch gut einen halben Tag Zeit, die Innenstadt von Tunis zu erkunden. Amor, unser Fahrer, empfahl, dies möglichst zu Fuß zu

tun, denn die Sehenswürdigkeiten lägen hier alle dicht beisammen.

Im Hotel machten wir uns schnell frisch und zogen zu dritt los, denn Dr. Bankert wollte sich hinlegen. Er sei vollkommen übermüdet. Wirklich traurig war niemand von uns darüber.

Die Altstadt von Tunis, die Medina genannt wird, beherbergte tatsächlich Hunderte Baudenkmäler, und in den Gassen erlebte ich erstmals wahrhaftes orientalisches Leben.

Wir zogen durch Geschäfte und kleine Handwerksbetriebe, probierten exotische Süßspeisen an Ständen, bestaunten Moscheen und andere historische Gebäude. Fischer sprach ein leidlich gutes Französisch und verhandelte mit den Einheimischen energisch um die Preise unserer Mitbringsel. Für Ramona fand ich ein wunderschönes Seidentuch, während Patrick edlen Schmuck für Simone erstand. Bezahlen konnten wir überall und ohne Probleme in Euro.

Es waren herrliche Stunden, wir lachten viel und hatten unseren Spaß. Im Nachhinein hätte uns allerdings auffallen müssen, dass in jeder Straße Militär patrouillierte und die Staatskontrolle allgegenwärtig war. Und von dem, was außerhalb des abgeriegelten Innenstadtbereiches geschah, bekamen wir an diesem Nachmittag nichts mit.

Das sollte sich am kommenden Tag ändern.

Abends um halb sieben stand ich vor der verspiegelten Wand in meinem Bad und knöpfte mein neues weißes Hemd, das ich am Nachmittag auf dem Basar für wenig Geld gekauft hatte, zu und ließ es lässig über die hellblauen Jeans hängen. Ja, du schaust gut aus, dachte ich. Aber durfte man so in dieses piekfeine Restaurant? Ich beantwortete mir die Frage gleich selbst, steckte das Hemd in die Hose und kramte aus dem Schrank eine dunkle Jacke hervor, die ich mir überwarf. Ja, so war es perfekt.

Nachdem ich vorher lange unter der Dusche gestanden hatte, fühlte ich mich jetzt wie neugeboren und freute mich sehr auf den Restaurantbesuch. Wie es Ramona wohl ging? Was hatte sie gemeint, mit ihrer Andeutung über die Zustände in Berlin?

Der Nachrichtenton meines Handys riss mich aus meinen Überlegungen. Der Riss durch mein Herz erkannte den Absender

noch vor dem Verstand. Jennifers Name leuchtete auf. Sie schrieb auf Deutsch.

Lieber Manuel. Danke für deine Antwortmail. Ich habe lange überlegt, was ich darauf schreiben soll, denn der letzte Satz deiner Nachricht hat mich nachdenklich werden lassen. Ja, auch ich habe bemerkt, dass da etwas zwischen uns war, nennen wir es Magie. Wenn ich an dich denke, sehe ich dich, wie du da in den Trümmern eures Regierungsgebäudes stehst und uns rettest. Ein Held. Aber, mein lieber Manuel, du hast eine wundervolle Freundin, die bald deine liebe Frau sein wird, und daher muss dieses Bild in mir für immer Magie bleiben. Ramona ist eine unglaublich tolle Frau. Halte sie fest, denn sie liebt dich über alle Maßen. Ich denke an dich, aber als Freund, und würde mich sehr freuen, von dir und auch Ramona zu hören. Du verstehst mich? PS: Ich wünsche deinem Freund viel Glück beim Auffinden seiner Ware. In den USA sehen wir zurzeit Bilder aus Deutschland, die mir Angst machen. Wenn ich euch helfen kann, schreibe es bitte. Jenny.'

Wie eine schallende Ohrfeige wirkte diese Mail auf mich, und unter Qualen las ich sie ein zweites Mal. Aber gleichzeitig fiel auch das schlechte Gewissen von mir ab, und die innere Zerrissenheit. Was war ich nur für ein Idiot gewesen! Wie hatte ich mir nur einbilden können, eine Wahl zwischen Jennifer und Ramona treffen zu müssen? Wie unendlich dumm war ich gewesen, und wie klug waren diese beiden Frauen. Wir naiven Männer! Und plötzlich loderte eine so ungeheure Liebe zu Ramona in mir auf, dass ich auflachen musste, und ich schrieb zurück:

Liebe Jennifer. Danke für deine Worte, die mich ein wenig zu mir kommen ließen. Patrick hat seine Waren tatsächlich gefunden, und so werden wir später feiern. Hier in Tunis ist es kurz vor sieben Uhr am Abend. Und ja, ihr in den USA seht das schon richtig. Europa hat sich schlagartig verändert. Aber die gesamte Welt ist eine andere. Die Armen haben erkannt, wie ungerecht die Reichtümer verteilt sind. Eine Lösung ist nicht in Sicht, zumindest nicht in Deutschland. Es bedarf einer grundsätzlichen Umverteilung, und dazu müssten die Reichen auf viel verzichten, was sie freiwillig nicht tun werden. Ich werde Ramona morgen deine Grüße ausrichten, und wir beide werden uns bei dir melden. Danke noch einmal. Manuel.

„Mein lieber Schwan!“, rief Patrick, der einen dunklen Maßanzug mit schwarzem T-Shirt trug, als ich zu ihm und Fischer in die Lobby trat. „Du solltest dich öfter mal so chic machen. Schaut wirklich toll aus!“

„Danke.“ Ich fühlte mich geschmeichelt. „Ihr beide seht aber auch sehr gut aus. Wir sind heute die Helden der Nacht.“ Ich schüttelte Fischer freudestrahlend die Hand, der ebenfalls bester Laune zu sein schien. Er hatte sich ebenso fein gemacht.

„Wo ist der Doktor?“, fragte ich und war froh, als ich erfuhr, dass sich dieser immer noch unwohl fühlte und auf dem Zimmer bleiben wollte.

Die Firmenlimousine stand leider nicht mehr zur Verfügung, also fuhren wir mit einem Taxi zum *L'Astragale*.

Bereits der Eingangsbereich war überwältigend schön. Die Stufen hinauf zur großen Terrasse des Restaurants waren übersät mit exotischen Blumen, Pflanzen und Palmen, die von weichem Licht dezent angestrahlt wurden, und aus einem kleinen Löwenkopf floss Wasser in einen Brunnen. Der Speiseraum selbst war edel, aber klar eingerichtet. Schwarzes Holz zierte die beigen Wände. Einzig die Stühle waren mit bunten Stoffen bezogen.

Der Chef des Hauses, ein schlanker Herr mit grauem Haar und dicken Augenbrauen, begrüßte uns freundlich und ließ es sich nicht nehmen, uns persönlich zum Tisch zu führen, der bereits mit kostbarem Silber und Kristall gedeckt war. Dort klatschte er in die Hände, und sein Ober erschien, verteilte die Speisekarten und erklärte auf Französisch die Spezialitäten. Fischer übersetzte wieder, und wir bestellten gebackenen Fisch, zu dem verschiedenes Gemüse und frisch gebackenes Brot gereicht wurden. Auf alkoholische Getränke verzichteten wir absichtlich und genossen dafür Säfte und Tee. Es schmeckte herrlich, und die Stimmung war wundervoll.

Patrick unterbrach das allgemeine Gemurmel, indem er mit der Gabel an sein Trinkgefäß schlug und es dann anhob. „Herr Fischer, vielen Dank für dieses unglaubliche Mahl.“

„Danken wir der Versicherung“, erwiderte der schmunzelnd „Und seien wir froh, dass alles so glimpflich abgelaufen ist. Wir hatten viel Glück.“

„Der Umsatzausfall wäre enorm gewesen. So viel Leder hätten wir auf die Schnelle und in dieser Qualität nicht mehr bekommen.“ Patricks Gesichtsausdruck verdunkelte sich leicht. „Es ist unverantwortlich, den Warenbezug so zu konzentrieren. Das muss Bankert nach unserer Rückkehr sofort anders organisieren.“

„Er ist eine gewisse Herausforderung, Ihr Herr Doktor“, meinte der Makler in leicht ironischem Tonfall.

Patrick legte sein Besteck hin und streckte sich. „Ja, das stimmt wohl. Aber eben auch sehr gut in seinem Fach. Unser Umsatz hat sich in der Zeit, seitdem er bei uns ist, stetig erhöht.“ Er nippte von seinem Tee und fuhr dann fort: „So ist das eben. Alle Dinge haben zwei Seiten. Eine gute und eine schlechte.“

„Wie sehen denn die Versicherer die aktuelle Weltlage so, insbesondere die in Deutschland?“, fragte ich neugierig und wechselte damit das Thema.

„Oh, das dürfen Sie mich nicht fragen, Herr Blum. Solche Interna werden kaum öffentlich gemacht. Einschätzungen und Vorhersagen sind ja sozusagen das Geschäft der Versicherungsgesellschaften. Zudem dürfte die aktuelle Entwicklung, sogar für die gewieftesten Konzerne, recht überraschend gewesen sein.“

Ich räusperte mich und warf ein: „Die grundsätzlichen Probleme waren aber ja nicht neu. Schon seit Jahren gibt es nun diese extremen Einwanderungen nach Europa.“

„Das ist schon richtig, Herr Blum, nur ich denke, dass Zuwanderung eben nicht das einzige Problem ist, sondern die Wut, die nun entstanden ist. Der Papst hat in den Ärmsten der Welt etwas Bestimmtes erweckt, und damit konnte niemand rechnen. Die Menschen sind bequem, egoistisch und träge. Veränderungen, insbesondere wenn es sich um Einschränkungen handelt, will niemand freiwillig hinnehmen. Wir alle streben nach Eigentum, und teilen will eben niemand freiwillig.“

„Rasen wir dann tatsächlich unaufhörlich auf einen weltweiten Bürgerkrieg zu?“, fragte ich.

„Der erste Weltbürgerkrieg. Eine schreckliche Vorstellung.“ Fischer trank einen Schluck und fuhr dann fort: „Was den Menschen fehlt, ist, und Sie werden nun lachen, eine Art neuer Jesus. Jemand, der ihr Herz ganz tief berührt und alle Menschen dazu bringt, wieder das Füreinander dem Gegeneinander vorzuziehen.“

„Jemand, der sich für die Menschheit opfert“, sagte ich.

„Genau darüber hatten wir ja erst vor zwei Tagen mit unseren Frauen gesprochen, was, Manuel? Meintest du nicht, dass der Papst vielleicht für eine bessere Menschheit in den Tod sprang?“

Fischer ging auf Patricks Frage ein und sagte: „Das ist eine schlaue Überlegung. Vielleicht war das tatsächlich auch sein grundlegendes Ansinnen, nur bewirkt hat er das Gegenteil. Die Christen haben durch sein Tun nämlich endgültig ihren Glauben an ihre Kirche verloren. Zwar gibt es immer dieses Argument, man bräuchte für Glauben keine Kirche, dennoch meine ich aber, dass irgendjemand diesen Glauben auch konsequent leben und verteidigen muss. Insbesondere in Zeiten, in denen die Gläubigen eben zweifeln. Tatsache ist, dass ohne die Kirchen, als feste Institution unserer Gesellschaft, auch kein Glauben mehr existieren würde und damit auch kein christliches Denken. Die Menschen sind grundsätzlich gut, aber sie müssen immer wieder darauf gestoßen werden“, meinte er mit einem flüchtigen Lächeln.

„Ein anderer Jesus muss also gefunden werden. Oder eine neue Maria“, sagte ich.

„Vielleicht eher eine Mischung aus Maria und einem Propheten“, gab Fischer zu bedenken, und damit beendeten wir auch dieses Thema, um uns vergnüglicheren zu widmen. Und so sprachen wir über Frauen.

Zwei Stunden später brachte uns ein Taxi zurück ins Hotel. Ich war todmüde und freute mich sehr auf mein Bett. Wir verabschiedeten uns, da Patrick zusammen mit Herr Fischer noch einen Drink an der Bar nehmen wollte, und so bestieg ich den Fahrstuhl, um zu meinem Zimmer im obersten Geschoss zu gelangen. In der dritten Etage stoppte er, und ein Mann stieg zu. Es war Dr. Bankert. Seine Augen waren rot unterlaufen und die Pupillen weit geöffnet, sodass das Schwarz in seinem Blick dominierte. Er schwitzte wieder stark und roch dementsprechend. Sein Hemd war zerknittert und hing halb aus der Hose. Irgendwie kam er mir vollkommen durcheinander vor.

„Ah. Herr Blum. Hatten Sie einen schönen Abend? Na, na?“

„Ja, schade, dass Sie zu müde waren.“ Ich deutete auf sein Gesicht. „Sie haben da Puder.“

Augenblicklich wurde er blass und rieb sich fahrig über die Nase, dabei hatte ich diese gar nicht erwähnt. „So, ja, das ist wohl das Pulver, das ich gegen meine Erkältung nehme.“

Ich konnte mich nicht beherrschen und erwiderte, als wir im Obergeschoss ankamen: „Aha, das schnupft man wohl.“ Die Fahrstuhltür öffnete sich geräuschlos, und ich stieg aus. „Ich wünsche Ihnen gute Besserung und eine ruhige Nacht.“

„Danke, danke“, krächzte er und fuhr wieder nach unten.

Auf des Messers Schneide

Am kommenden Morgen traf ich Patrick allein im Frühstücksraum an und war froh darüber. Er stand gerade am Buffet und platzierte verschiedene Früchte und Süßgebäck auf seinem Teller, als ich neben ihn trat und einen guten Morgen wünschte. Bestens gelaunt erwiderte er den Gruß und fragte, ob ich gut geschlafen hätte, was ich wahrheitsgemäß bejahte, denn ich hatte tatsächlich geschlummert wie in Gottes Schoß, wie man so schön sagt.

Eigentlich war es noch nie meine Art gewesen, jemanden zu denunzieren, aber Dr. Bankerts Auftritt hatte mich sehr beunruhigt, und so beschrieb ich Patrick unser seltsames Zusammenreffen im Fahrstuhl. Mein Freund blickte äußerst besorgt, sagte aber nichts, da Fischer und Bankert in diesem Moment gemeinsam in den Speisesaal traten und uns begrüßten. Verwundert musterte ich den Doktor, der heute Morgen wie ausgewechselt schien. Keine Spur mehr von dem nervösen Häufchen Elend von heute Nacht. Ganz im Gegenteil. Er wirkte frisch und ausgeruht. Hatte ich mich getäuscht? Schon taten mir meine Andeutungen Patrick gegenüber leid, als mir Bankert in die Augen sah und kühl lächelte, so als wolle er mir drohen. Patrick hatte es beobachtet, da war ich mir sicher, und er dachte nach, das war deutlich zu erkennen.

Wir hatten auf der Frühstücksterrasse Platz genommen und genossen die ersten wärmenden Strahlen der aufgehenden Sonne, die durch die Palmen blitzten. Ich probierte gerade ein Stück frische Mango, als Bankert uns mit einer, wie er betonte, unbedeutenden Planänderung überraschte. „Nachdem uns leider auch heute der Shuttleservice der Spedition nicht zur Verfügung steht, habe ich mir erlaubt, meine Kontakte spielen zu lassen und so eine Limousine besorgt, die uns günstig zum Flughafen bringen wird. Günstig, sehr günstig.“ Er stopfte sich ein Stück Speck in den Mund und kaute genüsslich. Ein kleiner Vogel, ein Spatz oder etwas Ähnliches, hüpfte um seine Füße herum, um Reste aufzupicken. Bankert trat nach ihm, und er flog aufgeregt weg.

„Unser Flieger startet um kurz nach drei, und wir sollten zumindest eine Stunde vorher am Flugplatz sein“, meinte Patrick.

„Jaja. Das wird der Fahrer gut schaffen. Wir werden in neunzig Minuten abgeholt. Zudem ist es ja gerade der Vorteil eines eigens

gecharterten Flugzeugs, dass es auf uns warten wird. Es muss ja, es muss.“

Als das besagte Auto später ankam, fiel mir erst nichts Besonderes daran auf. Es war ein großer schwarzer Mercedes, eine S-Klasse, wie ich vermutete. Es handelte sich zwar wohl um ein etwas älteres Modell, aber gepflegt und innen elegant eingerichtet. Nur der Fahrer wollte so gar nicht zur Limousine passen. Als er aus dem Wagen sprang, sah ich, dass er nicht die sonst für Chauffeure übliche Uniform trug, sondern lediglich eine graue Kapuzenjacke mit blauer Sporthose. Seine Haare waren kurz geschoren, und der schwarze dichte Dreitagebart gab ihm etwas Düsteres.

Er kam schnell um den Mercedes herum, packte unser Gepäck und warf es lieblos in den Kofferraum. Bankert nahm teilnahmslos auf dem Beifahrersitz Platz und wechselte mit dem Fahrer, nachdem dieser eingestiegen war, zu unserer großen Verwunderung ein paar kurze Worte auf Arabisch.

Patrick, der sich zwischen mich und Fischer auf die Rückbank gezwängt hatte, blickte erst mich, dann Bankert verwundert an. „Sie sprechen Arabisch?“

„Sprechen möchte ich nicht meinen, nein, nein. Nur ein paar wenige Worte. Wenige, wenige.“ Er drehte an den Knöpfen der Klimaanlage herum, dann meinte er ganz beiläufig: „Wir fahren übrigens einen winzigen Umweg. Ich hatte gestern Abend noch ein kleines Mitbringsel organisiert, das wir schnell abholen. Safran, sehr wertvoll, sehr wertvoll. Es ist teurer als Gold, müssen Sie wissen.“ Dann schloss er die Beifahrertür, und wir fuhren los.

Auf den Nebenstraßen, die wir nun befuhren, erkannte ich erstmals die wirklichen Auswirkungen der Dürre. Das Elend überall war schier unerträglich. Anfänglich versuchte ich, möglichst viele Fotos von den ausgehungerten Menschen zu schießen, die umherschlichen oder an den Kreuzungen standen, um zu betteln oder ihre erbärmlichen Waren zu verkaufen. Palmen oder gar Grünflächen gab es hier keine mehr, und die wenigen Flussläufe lagen verdorrt im Staub der Wüste. Kadaver von toten Tieren, vermutlich Hunde, lagen in den Gassen. Aber längst schon schien das niemanden mehr zu interessieren. Armee oder Polizeitruppen waren hier nicht zu sehen, man konzentrierte sich wohl auf die Viertel der Wohlhabenden. Der heiße Wind wehte mit unbarmherziger Härte und quälte die Verlorenen zusätzlich, als wolle er sie

verspotten. Diese Menschen hatten tatsächlich nichts mehr zu verlieren. Verlassen und vergessen von denen, die sie bis heute ausgebeutet hatten, für deren Wohlstand und Überfluss. Von uns allen.

Und ich schämte mich und ließ den Fotoapparat sinken.

Unser Chauffeur fuhr sein Fenster herunter, kramte ein zerknittertes Päckchen und ein goldenes Feuerzeug aus seiner Jacke und zündete sich eine Zigarette an.

„Dr. Bankert, könnten Sie dem Fahrer bitte sagen, dass er das unterlassen möchte? Was soll das?“ Patrick war stinksauer. „Woher kennen Sie sich eigentlich? Ist das alles vielleicht ein schlechter Scherz?“

Dem Doktor schien die Bitte unangenehm zu sein. Übervorsichtig sprach er einige Brocken Arabisch, worauf der Fahrer wütend knurrte, aber den Glimmstängel tatsächlich aus dem Fenster warf und es dann schloss. „Es ist alles in Ordnung. Der Herr war eine Empfehlung der Spedition, ich habe mich darauf verlassen. Auch die Quelle für den Safran habe ich von denen. Ja, ja.“

„Safran“, wiederholte Patrick skeptisch. „Und Ihnen gewährt man also Sonderkonditionen beim Einkauf.“

„Oh ja, Herr Maar. Ja, ja. Weniger als die Hälfte. Nein, viel weniger. Er stammt dann vielleicht nicht wirklich aus einer legalen Quelle. Aber was soll es, was soll's.“ Bankert rann der Schweiß nur so den Hals entlang. Er zog hektisch die Krawatte auf, dann öffnete er sein Fenster und holte tief Luft.

„Dr. Bankert! Ich weiß nicht, welchen Geschäften Sie hier nachgehen, und ich will es auch gar nicht wissen. Aber uns lassen Sie gefälligst aus dem Spiel!“, rief Patrick jetzt, worauf der Fahrer ihn fragend bäugte. „Wir werden hier nirgends anhalten, geschweige denn etwas abholen, und stattdessen direkt zum Flughafen fahren.“ Patrick beugte sich vor und packte seinen Angestellten am Kragen. „Haben Sie das verstanden? Los, übersetzen Sie es!“

In diesem Moment bremste der Fahrer den Mercedes und bog von der Hauptstraße rechts in eine Seitengasse ab. Er fuhr noch zirka hundert Meter, wendete dann mit quietschenden Reifen und hielt an. Bevor wir überhaupt wussten, was genau geschah, rannte ein Mann in Lumpen, der dort in einem Hausflur gewartet hatte, zu unserem Auto, hielt mit der einen Hand einen Beutel durch das Beifahrerfenster und streckte die andere vor, so als

würde er betteln. Dabei rief er aufgeregter immer wieder ein einziges Wort.

Bankert bewegte sich erst nicht. Daraufhin fuhr ihn der Fahrer heftig an, worauf er ruckartig in seine Jackettasche griff, einen Umschlag herausholte und diesen dem Wartenden reichte. Der blickte kurz hinein, ließ dafür den Beutel fallen und rannte davon. Rasch trat unser Chauffeur aufs Gas und fuhr mit hoher Geschwindigkeit zurück auf die Hauptstraße, bog ab und fuhr dann in gemäßigtem Tempo weiter Richtung Flughafen.

Das alles war so schnell gegangen, dass niemand von uns hatte reagieren können, und so saßen wir vollkommen perplex und stumm da. Fischer fing sich als Erster, stieß Bankert an die Schulter und sprach mit ruhigem, aber bestimmtem Ton: „Sie werden diesen Beutel nun sofort aus dem Fenster werfen. In Tunesien wird Drogenhandel mit drakonischen Strafen geahndet! Sie bringen uns alle mit Ihrem dummen Handeln in allerhöchste Gefahr.“

Bankert drehte sich um und sah Patrick mit gequältem Gesicht an. „Chef, das ist doch nur ein klein wenig Koks, nur für den eigenen Gebrauch. Und dieser Charterflug ist die Gelegenheit für mich, das Zeug sicher nach Deutschland zu bringen. Sie wissen, wie schwer ich arbeite. Da brauche ich ab und zu ein klein wenig Stärkung.“ Er hatte kein einziges Wort wiederholt, fiel mir kurioserweise auf.

Patrick hatte es die Sprache verschlagen, weniger wohl aus Wut als vielmehr vor Enttäuschung über diesen Mann, dem er so viele Jahre vertraut hatte. Dann aber fasste er sich und zischte: „Sie sind ein unglaublicher Idiot! Und wenn Sie vermeiden möchten, dass ich Sie anzeige, werden Sie dieses Zeug augenblicklich aus dem Wagen werfen. Lassen Sie den Fahrer dazu kurz ...“ Patrick brach mitten im Satz ab und drehte sich um, denn plötzlich war ein Martinshorn hinter uns zu hören.

Im Radio säuselte gerade leise ein amerikanischer Popsong, als sich ein Polizeiauto hinter uns in die Fahrspur zwängte. Adrenalin schoss durch meinen Körper.

„Verdammt“, sagte Fischer.

Blaulicht blinkte auf, und das Auto setzte zum Überholen an. Eine Polizeikelle bedeutete uns, rechts auf den Seitenstreifen zu fahren und anzuhalten.

„Was sollen wir tun?“, jammerte Bankert, der seinen Beutel krampfhaft festhielt.

Patrick schloss die Augen und überlegte einen Moment, dann antwortete er: „Sagen Sie dem Fahrer, er soll sofort stoppen. Das ist sicher nur eine Routineüberprüfung. Und lassen Sie den Beutel verschwinden.“

Im Rückspiegel sah ich, dass unser Chauffeur seine rechte Hand unter die Jacke schob. Er hat eine Pistole, schoss es mir durch den Kopf. Doch für weitere Überlegungen blieb keine Zeit mehr, denn die Beamten drängten uns unsanft an den Rand der Fahrbahn.

Wir hielten an.

Einer der Polizisten stieg aus und kam schnell auf uns zu.

Ich sah, wie unserem Fahrer eine Schweißperle über die Stirn lief, und flüsterte: „Patrick, der Chauffeur hat eine Waffe.“

„Bankert, Ihr Freund soll keinen Blödsinn machen!“, fauchte Patrick mit zusammengebissenen Zähnen.

Der Polizist klopfte an die Scheibe und sagte etwas. Der Fahrer zögerte erst, ließ sie dann aber heruntergleiten. Meine Hand zitterte. Innerlich hatte ich aufgegeben und sah uns bereits alle in einem tunesischen Gefängnis verrotten. Wenn der Typ nur nicht durchdreht! Ich warf ihm durch den Spiegel einen flehenden Blick zu.

Wieder sagte der Beamte etwas und deutete dabei auf uns Ausländer. Da er dies aber in ruhigem Ton tat, ging ich davon aus, dass er lediglich unsere Papiere sehen wollte. Beunruhigt stellte ich fest, dass unser Fahrer seine Hand unter dem Stoff bewegte. Und ich konnte deutlich ein Klicken wahrnehmen, als er den Hahn seiner Waffe spannte.

Der Polizist wiederholte das Gesagte, nun etwas bestimmter. Verzweifelt versuchte ich so normal wie möglich zu erscheinen und reichte ihm einfach meinen Ausweis. Ruhig taten die anderen es mir gleich. Auch der Fahrer griff nun innerhalb seiner Jacke um und zog Papiere hervor. Nur Dr. Bankert saß starr und schwitzend wie ein Schwein da und zitterte wie Espenlaub. Der Polizist schien erst etwas verwirrt, prüfte die Papiere dann aber gewissenhaft und gab sie uns zurück. Jetzt sagte er etwas zum Doktor, der jedoch vor Angst erstarrt zu sein schien. Wieder forderte der Beamte die Papiere von ihm und griff wohl instinktiv an seinen Waffengürtel, worauf der Fahrer nervös zusammensuckte.

„Bankert!“, rief Patrick. „Die Papiere. Geben Sie ihm Ihre verdammten Papiere!“

Der zweite Polizist erschien nun am Beifahrerfenster.

Bankert riss sich aus seiner Apathie und tastete sein Jackett nach seiner Brieftasche ab. Dabei fiel der Beutel heraus und landete auf seinem Schoß. Der Beamte neben ihm starrte überrascht auf die kleine Tasche.

Unser Fahrer zog an seiner Jacke.

Wir sind erledigt, dachte ich und sah das Gemetzel bereits vor mir, als ich noch einmal in den Rückspiegel blickte.

Der Lkw, ungefähr dreihundert Meter hinter uns, schwankte erst nur leicht hin und her. Staub wirbelte auf, und schwarze Gummifetzen flogen wie in Zeitlupe durch die Luft. Dann ein Knall. Das Führerhaus begann sich langsam nach links zu drehen und stieß an einen überholenden Pkw. Die Polizisten neben uns duckten instinktiv ihre Köpfe, während das gerammte Auto gegen die Leitplanke schlug und der Laster zu kippen begann.

Ich drehte mich um, schlang meine Arme fest um Patrick.

Einer der Reifen stieg, einem schwarzen Geschoss gleich, in den Himmel. Der gerammte Pkw überschlug sich und flog in hohem Bogen über den Mittelstreifen der Straße. Dann setzte der Lkw-Reifen zur Landung an und tatzte zirka fünfzig Meter vor uns erstmals auf, um sich sofort wieder in die Luft zu begeben. Unzählige Teile, große wie kleine, flogen umher. Ein schwerer Gegenstand traf die Heckscheibe, was uns panisch zusammenfahren ließ.

„Oh mein Gott!“, schrie Bankert, während der Polizist neben ihm einen gewaltigen Sprung machte, um in Deckung zu gehen.

Auf der gegenüber verlaufenden Spur schlug das verunfallte Vehikel auf der Fahrbahn auf und knallte gegen eine Reihe anderer Fahrzeuge. Gleichzeitig rutschte der Lkw seitlich, mit ohrenbetäubendem Lärm, nur knapp an uns vorbei, wie durch ein Wunder den Mercedes nicht rammend, um dann ebenfalls gegen die Leitplanke zu prallen. Er drehte sich noch um neunzig Grad und kam dann nach zirka hundert Metern endlich zum Stillstand.

Dann Stille.

Dann Chaos.

Mit offenem Mund starrte ich auf das Schlachtfeld um uns. Der Polizist kroch unter unserem Auto hervor, wohin er sich gerettet hatte, und rannte zu seinem Kollegen, der noch immer starr

neben der Fahrertür stand. Beide liefen nun weiter zu ihrem Einsatzwagen, wohl um Verstärkung und Rettungsdienste zu ordern.

„Fahren Sie langsam weiter“, flüsterte Fischer auf Französisch, und der Fahrer verstand. Er startete den Motor und rollte im Schritttempo vorwärts, vorbei an einer Ansammlung von unzähligen Autoteilen.

Menschen schrien verzweifelt um Hilfe. Ich hielt meine Ohren zu, um die Verletzten nicht mehr hören zu müssen.

Niemand hielt uns mehr auf an diesem Tag.

Das Versprechen

Der Rückflug verlief erst ohne weitere Zwischenfälle. Wir flogen nun schon seit zweieinhalb Stunden und sollten eigentlich pünktlich um sechs Uhr in Berlin landen. Bankert hatte während der gesamten Zeit kein einziges Wort gesagt und nur vor sich hingestarrt. Fischer und Patrick besprachen geschäftliche Dinge, derweil ich, ein wenig abseits sitzend, mit Ramona schrieb und ihr ankündigte, wirklich spannende Dinge erzählen zu können. Sie sei sehr gespannt, antwortete sie. Dann deutete sie dramatische Neuigkeiten an.

Ihre Aussage hatte mich neugierig gemacht, und so rief ich in meinem Handy die Internetseite der BILD auf. Ich überflog die Schlagzeile, die es tatsächlich in sich hatte.

Bald neuer Papst?

Tausende treten aus der Kirche aus!

Vatikanstadt. Erneut ist heute die Versammlung der wahlberechtigten Kardinäle der römisch-katholischen Kirche zur Wahl eines neuen Papstes in Rom zusammengekommen. Zurzeit verzeichnen die großen Kirchen der Welt stündlich Zehntausende Austritte, und im Vatikan versucht man panisch gegen diesen sich täglich verstärkenden Trend anzukämpfen. So soll bereits morgen ein neuer Bischof von Rom gewählt werden.

Aber eine zweite Nachricht, etwas weiter unten, erschien mir wesentlich beunruhigender. Sie lautete nämlich:

Clans übernehmen Macht in Berlin!

Großfamilien und Clans werben immer mehr Flüchtlinge an.

Berlin. Schon seit Jahren gibt es in Berlin Ansätze einer Paralleljustiz arabisch-kurdischer Familien und Clans. Lief diese bislang eher im Verborgenen ab und entschied über familieninterne Streitigkeiten, so wuchern inzwischen kriminelle Zweige auch in unsere Gesellschaft hinein. No-Go-Areas, also Stadtgebiete, in denen die Clans versuchen, die Herrschaft auf der Straße zu übernehmen, verbreiten sich wie Krebsgeschwüre. Die verschiedenen Clans buhlen quasi um arabische Flüchtlinge, die sich bei ihnen kulturell besser verstanden fühlen. Eine aktuelle Umfrage unserer Redaktion

bestätigt, dass bereits jeder vierte Asylant mit einem Anwerbungsversuch konfrontiert wurde.

Ich schaltete mein Smartphone aus.

Es ist vielleicht wirklich an der Zeit, aus Berlin zu verschwinden, dachte ich. Genau das würde ich Ramona vorschlagen. Wir beide könnten nach München ziehen. Eine Wohnung in unserem Wohnkomplex würde sich irgendwie finden, und sie würde dort sofort einen neuen Job bekommen. Berlin war einfach nicht mehr die Stadt, die ich so geschätzt hatte, und würde es wohl auch nie mehr werden.

Dieser Gedanke hellte mein dunkles Gemüt ein wenig auf, bis zu dem Moment, als der Copilot aus der Kanzel trat und mit ernster Miene auf Patrick einredete. Was war da los? Ich schnallte mich ab und ging zu den anderen, um besser zu verstehen.

„Es ist nichts weiter, Manu“, sagte Patrick. „Wir müssen lediglich ein wenig kreisen, da der Flughafen gesperrt ist. Wahrscheinlich versuchen derzeit ziemlich viele Menschen Berlin zu verlassen.“

Turbulenzen erschütterten das Flugzeug, und ich stürzte gegen den Tisch von Bankert, der dadurch aus seiner Lethargie aufgeschreckt wurde und hochfuhr. „Was ist los, was denn, was denn?“, rief er.

„Nichts weiter“, beruhigte ich ihn. „Wir können derzeit nur nicht landen.“

„Warum denn nicht?“ Er war bleich und unrasiert und schaute einfach grauvoll aus. Seine Hände zitterten, und er tat mir in diesem Moment irgendwie leid. „Wird denn der Treibstoff reichen?“

„Natürlich“, sagte ich und war plötzlich ein wenig besorgt. Ich hatte nämlich keine Ahnung und ging einfach davon aus, dass ein Jet für solche Situationen immer ausreichend mit Reserven betankt war.

Ich wankte zurück zu meinem Platz und schnallte mich an. Die Maschine drehte sich nach rechts und flog einen Kreis über unsere Hauptstadt, die ich nun von meinem Platz aus im silbernen Glanz des Spätnachmittags in ihrer ganzen Pracht überblicken konnte. Man konnte den Tiergarten sehen, in dem Ramona und ich so oft spazieren gegangen waren.–Meine Finger glitten über das kalte Sicherheitsglas meines Fensters und hinterließen

eine Spur im Kondenswasser. Dort hinten, das musste Moabit sein. Ob mein schöner Rotschopf schon zu Hause ist, überlegte ich. Von hier oben sah alles so friedlich aus.

Unser Flugzeug ächzte unter einem erneuten Luftloch, und Dr. Bankert zuckte zusammen. Ängstlich drehte er sich zu mir um, und erschüttert stellte ich fest, dass er weinte. „Wissen Sie, ich komme von diesem Zeug einfach nicht mehr los. Ich habe es versucht, viele Male, viele Male.“ Ruckartig wischte er sich über die Augen. Unbewusst reichte ich ihm eine Serviette, worauf er dankbar nickte. „Vielleicht können Sie bei Herrn Maar ein Wort für mich einlegen. Er ist ja wohl immerhin Ihr bester Freund. Das zählt, das zählt viel.“ Er tupfte mit dem Papier an der Nase. „Ich werde eine Entziehungskur machen. Ich verspreche es!“, fuhr er fort, während seine Augen sich von mir abwendeten und er ins Leere blickte. „Ja, das mach ich, das will ich.“

„Sie haben uns in Lebensgefahr gebracht“, erwiderte ich leise.

Er starrte mich erneut an. „Ja, das habe ich wohl. Das habe ich. Und es tut mir unendlich leid. Die Versuchung war so groß. Verstehen Sie? Das müssen Sie, das müssen Sie.“ Er beugte sich ganz nah zu mir hin und streichelte meine Hand, die ich erschrocken zurückzog.

„Ich werde mit ihm reden“, versprach ich.

Bankert verzog das Gesicht zu einem verkrampften Lächeln, und seine rot angelaufenen Augen füllten sich erneut mit Tränen. „Ich danke Ihnen. Sehr, sehr“, schluchzte er und wandte sich ab.

Der Pilot änderte die Richtung, wir konnten anscheinend endlich landen.

Am Airport erwartete uns ein einziges Wirrwarr. Menschen aller Hautfarben wimmelten herum, versuchten Tickets zu bekommen oder liefen mit Koffern im Schlepptau auf und ab. Dabei waren praktisch alle Flüge in Verzug oder gar gestrichen worden. Nur dem Sonderstatus eines Privatfluges hatten wir es zu verdanken, dennoch relativ schnell abgefertigt zu werden. Tatsächlich stand auch die Firmenlimousine abholbereit vor der Ankunftshalle, aber an ein schnelles Abfahren war dennoch nicht zu denken. Auto an Auto zog sich der Verkehr, als endloser Stau, durch Berlin. Und Chaos, wohin man auch sah.

Die Innenstadt bot vielerorts ein Bild der Zerstörung. Fensterscheiben waren eingeschlagen, Bushaltestellen lagen zertrümmert da, oder es brannten Container und Bahnschächte. Vermummte prügeln sich auf den Straßen oder warfen Steine auf Polizeibeamten, die allerorts im Einsatz waren, aber vollkommen überfordert schienen. Seitenstraßen hatte man mit gepanzerten Fahrzeugen abgeriegelt, und Wasserwerfer warteten auf ihren Einsatz.

Ja, es war richtig, diese Stadt verlassen zu wollen. Ich war noch nie ein mutiger Mann gewesen, muss ich zugeben, und ich hatte zu diesem Zeitpunkt Angst, furchtbare Angst.

Ein Stein traf uns, und das Beifahrerfenster verwandelte sich mit lautem Knall in ein weißes Spinnennetz aus Glas. Mein Herz blieb einen Moment stehen, so schien es, und ich kroch auf meinem Sitz zusammen, wie ein kleines Kind. Dr. Bankert, der vorn saß, schrie auf, und auch Fischer zuckte heftig zusammen. Nur Patrick blieb ruhig und gab dem Fahrer klare Anweisungen, welche Strecke er zu unserer Wohnung nehmen sollte, um die Hauptstraßen möglichst zu meiden.

Fast zwei Stunden benötigten wir für eine Strecke, die man unter normalen Umständen in zwanzig Minuten hätte schaffen können, und so stieg ich erst gegen neun Uhr, vollkommen erschöpft und hungrig, vor unserem Haus aus. Patrick umarmte mich und versprach sich zu melden, dann fuhr der Wagen an und bahnte sich langsam seinen weiteren Weg durch die überfüllte Stadt.

Dr. Bankert schaute mir lange hinterher.

Im Hausflur traf ich zum Glück niemanden an. Ich war so unendlich müde und wollte nur noch duschen und danach ins Bett.

Die Wohnung war ruhig. Ich atmete tief durch und ging dann leise ins Bad. Das heiße Wasser tat mir gut. Ich ließ die Dusche lange laufen und rieb mich immer wieder mit Seife ein. Danach rasierte ich mich, löschte die Lichter in der Wohnung und ging ins Schlafzimmer. Ramona lag angezogen auf dem Bett und schlief, das Buch, das sie wohl gelesen hatte, noch in der Hand haltend.

Ich schlüpfte in unser Bett, darauf achtend, sie nicht aufzuwecken, und zog die große Decke weit über meinen Kopf.

Ich schlief sofort ein.

Die Idee

Als ich erwachte, war es bereits hell, und ein warmer weicher Körper lag dicht an meinen Rücken gedrängt. Ich drehte mich behutsam um und betrachtete meinen Rotschopf im Schimmer des Morgens. Noch tief im Schlaf versunken, zuckte sie zusammen, rutschte dann auf den Rücken und faltete ihre Arme hinter dem Kopf. Sorglos wie ein Baby, dachte ich und betrachtete ihre Brüste, die sich langsam im Rhythmus ihres Atems hoben und senkten. Ihre Achseln verbreiteten diesen wundervollen Duft, süß und doch wild, der mich immer so magisch anzieht und der mir bis heute immer und immer wieder den Verstand raubt. Ich beugte mich über sie und wollte gerade ihren Mund küssen, als ich bemerkte, dass sich dieser leicht bewegte. Sie sprach im Schlaf. Plötzlich riss sie die Augen auf, zog ihre Arme blitzartig nach vorn und stieß mich mit aller Kraft von sich und schrie: „Verschwindet! Lasst mich in Ruhe!“ Sie schlug dabei wie wild um sich.

Bestürzt fuhr ich zurück und blickte fassungslos auf meinen Engel, bis ich begriff. Sanft berührte ich ihre Wangen. „Ramona. Ich bin es. Manuel. Es ist nur ein Traum.“

Sie wimmerte nun und griff nach meiner Hand, umklammerte sie fest. „Manuel, warum können die mich nicht in Ruhe lassen?“, nuschelte sie und sah mir dabei immer noch ängstlich in die Augen.

„Du hast geträumt. Alles ist gut“, versuchte ich sie zu besänftigen, tastete mich langsam zu ihr vor und umarmte sie fest, als sie zu weinen begann. „Manuel, mein Manuel. Du bist es. Du bist wieder da“, schluchzte sie nun. „Ich hatte die ganze Zeit solche Angst hier. Bitte lass mich nie wieder alleine.“

Ich strich ihr über das rote Haar. „Das verspreche ich dir.“

So lagen wir noch eine halbe Stunde, eng aneinandergedrückt, und langsam beruhigte sich Ramona, während sie mir, immer noch vollkommen aufgelöst, von ihrem Traum erzählte. „Wir waren glücklich und standen ganz alleine in einem Park inmitten einer von Sonnenlicht durchfluteten hohen Wiese, auf der Millionen bunte Blumen blühten. Fliederbüsche bewegten sich sanft im Wind, voll mit Blüten. Aber der Himmel war schwarz. Ich lief alleine los, um einen der schönen Bäume zu berühren, aber soweit

ich auch lief, konnte ich doch keinen von ihnen erreichen. Plötzlich taten sich die Blüten auf, und ich erkannte, dass es schnee-weiße Vögel waren, die davonflogen und dunkle Äste zurückließen, die jetzt nach mir zu greifen schienen. Ich wollte umkehren zu dir, aber du warst verschwunden, und dort, wo du vorher warst, standen nun Tausende von Menschen in Lumpen und hatten die Arme nach mir ausgestreckt. Sie schleppten sich auf mich zu, und ich wollte wegrennen, aber ich konnte mich nicht bewegen. Sie kamen immer näher und näher!“ Sie hielt inne und sah an mir vorbei, als hätte sie die Bilder noch immer vor Augen.

„Wir sollten fort von Berlin“, sagte ich.

„Weg aus Berlin?“ Ramona zuckte zurück, als hätte ich sie geschlagen, und erhob sich. „Manuel, wohin denn? Wir leben hier! Und hier haben wir unsere Wohnung, und ich meine Arbeit. Und hier sind unsere Freunde.“ Sie ergriff meine Hand und drückte fest zu. „Manuel! Auch wenn ich schreckliche Albträume habe, ich werde nicht weglaufen.“

Im ersten Moment war ich verwundert und enttäuscht über ihre Antwort. Irgendwie hatte ich erwartet, dass sie begeistert zustimmen würde, so als wäre meine Idee die Lösung für ihre Ängste. Aber natürlich hatte sie recht. In Berlin waren wir verwurzelt, hier hatte Ramona ihren Traumjob, hier lebten Simone und Patrick. Und dennoch ... „Ramona, ich verstehe dich, aber das ist doch kein Leben mehr.“

„Dann muss man eben etwas tun.“

„Was können wir denn schon ausrichten, wenn selbst die Politiker nichts bewirken?“

„Die Politik versagt, weil sie politisch denkt.“ Ramona war nun wieder ganz die Alte. „Jetzt aber ist keine Zeit für Fakten und Gesetze. Nun ist Menschlichkeit gefragt.“

„Wie meinst du das?“

„Es bedarf eines Appells an die Herzen. Und ja, auch wenn wir beide vielleicht nicht viel von der Kirche halten, eventuell schafft das ein neuer Papst. Und der wird heute wohl gewählt.“

„Du meinst also, ein neuer Papst stellt sich hin, sagt, mein Vorgänger war ein Idiot, und nun ist alles wieder in Ordnung?“

„Vielleicht nicht er allein, aber eine Art Friedenskonferenz könnte das schaffen. Das zumindest ist die Idee von meinem Chef.“

„Eine Art Live Aid, in der Art von Bob Geldof? Verstehe ich das richtig?“

„Warum nicht? Warum nicht auch Musik? Musik erreicht die Herzen der Menschen.“ Ramona berührte meine Lippen. „Denk an das Lied des Mädchens. Es hat uns alle berührt. Es war Musik.“

Es schellte an der Haustüre, und wir sahen uns verwundert an. „Erwartest du jemanden?“

Die Wanduhr zeigte sieben. Ich schlich zum Fenster, öffnete es und blinzelte gegen die Sonne nach unten. Das chaotische Treiben hatte sich seit gestern anscheinend noch verschlimmert. Es war laut und eng auf der Straße.

„Es ist der Kommissar. Und Katrin ist auch dabei“, bemerkte ich verwundert.

„Stimmt“, meinte Ramona. „Die wollten dich eigentlich gestern schon sprechen. Katrin hatte angerufen.“

„Moment, ich komme“, rief ich nach unten, lief ins Bad, um mir in Windeseile wenigstens die Zähne zu putzen, sprang in meine Jogginghose und hüpfte dann barfuß durch das Treppenhaus.

Ritter rauchte genüsslich, mit der Schulter gegen den Torbogen gelehnt, während Katrin in ihrem Handy herumtippte. „Guten Morgen. Hallo Katrin! Sorry, aber wir haben keinen Türöffner“, schnaufte ich.

Ritter zog unbeirrt weiter an seiner Zigarette und beobachtete die Menschenmenge auf der Straße. „Kein Problem, Herr Blum. Wie war der Flug? Wie sind Sie eigentlich ohne Personalausweis nach Tunesien gekommen?“ Er sah nun zu mir.

„Mit meinem Reisepass“, meinte ich und stockte kurz. „Woher wissen Sie, dass ich in Tunis war?“

Er reichte mir einen Umschlag, in dem sich unsere einbehaltenen Ausweise befanden. „Nun, wir wissen eben so einiges.“

„Aha. Und was wollen Sie so früh?“, fragte ich misstrauisch und ein wenig schroffer, als ich es eigentlich wollte.

„Wie wäre es zum Beispiel mit frischem Kaffee?“, antwortete Katrin und zwinkerte dabei mit den Augen.

Eine verschleierte Alte hatte sich aus der Masse der Passanten abgesondert und kam jetzt, mit einem kleinen Kind an der Hand, auf uns zu und hielt in zirka fünf Meter Entfernung. Alle drei starrten wir sie an, ich in der Erwartung, dass sie natürlich um

Geld betteln würde. Aber sie sagte nur: „Wir haben Hunger“, und: „Bitte.“

Verwirrt ging ich zurück in den Hausflur und hielt den Beamten die Türe auf, konnte dabei aber den Blick nicht vor der Frau abwenden. Endlich waren wir alle im Haus, und die Tür fiel ins Schloss.

„Ich kann das nicht mehr ertragen“, seufzte ich, während wir die Stufen hinaufgingen. „Wann hört denn dieses Elend endlich auf? Wir leben doch nicht in der Dritten Welt, verdammt noch mal.“

„Wir können hierfür nichts, wenn Sie das meinen“, meinte Ritter.

„Aber warum bringt die Bundeswehr denn nicht endlich Ordnung in die Straßen, und wieso müssen in Berlin Kinder hungern?“ Ich brachte mich selbst in Rage, wurde laut und wollte das gar nicht.

„Manuel, was ist denn los mit dir?“, versuchte Katrin mich zu beruhigen.

„Ich weiß nicht“, sagte ich. „Irgendwie kommt mir alles vor wie ein Albtraum, der nicht enden mag.“

„Albtraum?“ Ritter lachte auf. „Ich kann Sie gerne mal zu einem unserer Einsätze mitnehmen, Herr Blum. Dann“, betonte er, „erleben Sie wahre Albträume.“

Nafisis Wohnungstür ging auf, als wir bei ihnen vorbeiliefen, und Kenan schritt in den Flur, so als hätte er hinter der Türe auf uns gelauert. Er hatte eine Zigarette zwischen den Fingern und sagte: „Guten Morgen, Manuel. Entschuldigung, aber wenn du später kurz Zeit hättest?“

Ich bejahte dies und ging weiter, Ritter und Katrin nickten nur kurz.

„Haben Sie vielleicht Feuer, Herr Kommissar?“

Der Angesprochene stockte, drehte sich langsam um und ging ein paar Stufen zurück. „Wir kennen uns, Herr ...?“

„Nafisi.“ Lässig steckte er sich die Zigarette in den Mund. „Nein, ich denke nicht. Persönlich zumindest. Aber dennoch sind Sie ein bekannter Mann innerhalb unserer Familie.“

Ritter entzündete sein Feuerzeug und hielt es Kenan vor den Mund, der seine Zigarette anzündete und genüsslich und tief inhalierte.

„Nafisi?“, wiederholte Ritter den Namen, als wolle er ihn sich auf der Zunge zergehen lassen. „Jetzt wo Sie es sagen ... Eine recht große Familie ist das, wenn ich mich korrekt entsinne.“

„Sehr groß.“ Kenan blickte dem Beamten mit kampflustigem Blick in die Augen und schnippte die Asche seiner Kippe ins Treppenhaus.

Ritter baute sich vor ihm auf und meinte in verächtlichem Ton: „Dann grüßen Sie Ihre Onkels und Tanten mal recht schön.“ Er drehte sich um und ergänzte im Weitergehen: „Während der Besuchszeiten, meinte ich natürlich.“

Kenan grinste höhnisch und rauchte weiter.

„Was sollte das gerade eben?“, fragte ich wütend, als wir unsere Wohnung betraten. „Das sind gute Nachbarn und zufällig auch die Hausbesitzer und somit unsere Vermieter.“

Ramona tappte uns mit wuscheligem Haar entgegen, umarmte Katrin zur Begrüßung und gab Ritter die Hand. „Guten Morgen. Kommt rein. Ich brauche erst mal Koffein. Mögt ihr auch eine Tasse?“

„Darauf hatte ich gehofft“, schmunzelte Katrin und zog eine Tüte aus ihrem Mantel. „Ich habe die dazu passenden Donuts mitgebracht.“ Sie stockte kurz und schaute abwartend. „Bullen und Donuts? Na?“

„Mann, Katrin! Ich kann diesen Scherz nicht mehr hören.“ Ritter verdrehte die Augen. „Ein Kaffee wäre aber wirklich gut. Danke.“

Ich führte die beiden zu unserem Esstisch und ließ mich selbst schon mal auf meinen Stammplatz fallen, während Ramona im Küchenbereich herumkramte und Katrin ihr dabei half.

„Nette Wohnung haben Sie da.“ Ritter blickte sich neugierig um, dann setzte er sich mir gegenüber. „Teuer?“

„Eigentlich nicht. Eher günstig“, sagte ich abwesend und beobachtete eine Fliege, die sich vor mir auf dem Tisch niederließ und dann nervös herumkrabbelte. Ich war versucht, nach ihr zu schlagen.

Ritter bedankte sich bei seiner Kollegin, die soeben eine leere Tasse vor ihm abgestellt hatte und nun auch Platz nahm. Dann vergewisserte er sich: „Und sie gehört Nafisi.“ Aber es klang nicht wie eine Frage.

Die Kaffeemaschine gluckerte vor sich hin, und Ramona kam mit einer großen dampfenden Kanne an, um frischen Kaffee zu verteilen.

„Was ist mit Nafisi? Warum gerade dieser seltsame Wortwechsel zwischen Ihnen?“

„Was meinst du?“, fragte mein Rotschopf, während sie es sich neben mir gemütlich machte.

Katrin antwortete für ihren Chef. „Nafisi. Hast du schon einmal nach diesem Namen im Internet gesucht?“

„Nein, natürlich nicht. Warum sollte ich?“

„Weil du vielleicht auf interessante Dinge stoßen würdest, Manuel.“ Sie blickte zu Ramona. „Und dir sollte dieser Name auf jeden Fall bekannt vorkommen. Über ihn war gestern ein großer Artikel in eurer Zeitung abgedruckt.“

„In der BILD? Über unseren Nachbarn? Das wüsste ich.“

„Nicht über ihn, aber über seine Familie. Die Familie Nafisi bildet den derzeit größten Clan von Berlin.“

Die Familie Nafisi

„Was?“ Ramona war außer sich. „Kenan soll ein Mafiaboss sein? Wenn das ein Witz sein soll, kann ich nicht darüber lachen.“

„Kenans Familie vermietet Häuser, und er ist ein liebevoller Familienvater“, ergänzte ich.

„Ich habe nicht von der Mafia gesprochen. Nur von einem Clan. Und seine Familie besteht aus Hunderten von Mitgliedern, die alles Mögliche tun, auch Legales. Unsere Kollegen ermitteln seit vielen Jahren schon vergeblich.“ Er biss in ein Gebäckstück und kaute genüsslich. „Mmm, lecker, Kirsche. Ich liebe Kirschdonuts“, schmatzte er. „Seien Sie einfach vorsichtig, okay?“

Ich sagte nichts weiter und schlürfte meinen Kaffee.

„Wieso sind Sie eigentlich hier? Sicher nicht, um Nachbarschaftsgeschichten auszutauschen, oder?“, fragte Ramona.

„Nein. Natürlich nicht.“ Ritter dehnte sich ein wenig. „Rauchen darf man hier sicher nicht, oder?“

„Nein!“, sagte Ramona und hob ungläubig die Augenbrauen. „Natürlich nicht.“

„Klar. Nun ... Trotz einer intensiven Fahndung gibt es noch immer keine einzige Spur von diesem blonden Mann, den Sie angeblich belauscht und auch gesehen haben wollen, Herr Blum.“

„Angeblich?“

„Angeblich, ja. Es gibt niemanden außer Ihnen, der ...“

„Ich habe das Video“, unterbrach ich den Kommissar.

Ritter schaute ebenso verdutzt wie Ramona. „Aber Sie hatten mir doch persönlich das defekte Handy übergeben. Da war nichts drauf, und die Daten konnten nicht einmal unsere besten Experten wiederherstellen.“

„Die Kopie auf dem Handy ist weg. Nicht aber die in der Cloud.“

Ritters Stuhl knarzte, als er sich langsam zurücklehnte. „Eine Kopie in der Cloud. Daran hätten wir denken sollen. Kann ich sie sehen?“

„Natürlich, ich hätte Sie heute ohnehin angerufen“, sagte ich, während ich aufstand, um mein Handy vom Tresen zu holen. „Ich habe die Datei inzwischen schon hochgeladen. Der Ton ist gut.“

„Das hast du mir ja gar nicht erzählt“, rief mir Ramona hinterher.

„Weil ich schon in Tunis war, als mir das einfiel“, sagte ich, während ich im Handy herumdrückte, um das Video zu finden.

Dass es Patricks Idee gewesen war, musste ja niemand wissen. Ich klickte auf ‚Start‘ und reichte das Handy Ritter, der der Aufnahme emotionslos lauschte.

Als sie zu Ende war, meinte er: „Das ist tatsächlich interessant. Wir benötigen das Handy, klar, oder?“

Beim Gedanken, schon wieder ein neues Smartphone besorgen zu müssen, geriet ich in Panik. „Nein! Ich brauche mein Handy. Machen Sie sich bitte eine Kopie.“

Ritter übergab Katrin mein Telefon und sagte: „Mach du das bitte“, und dann zu mir: „Gut. In Anbetracht dessen, dass es sich ohnehin um eine Kopie handelt. Schreiben Sie mir aber bitte die Zugangsdaten zu Ihrer Cloud auf. Sie können das Kennwort dann morgen wieder ändern. Wir sollten sichergehen, dass sich dort nicht noch mehr Beweismaterial befindet.“

Bestürzt kamen mir Ramonas Aktfotos in den Sinn, und meine Besorgnis wurde keineswegs gemindert. „Ähm. Nun ... Bin ich dazu verpflichtet?“

„Wir können gerne auch eine richterliche ...“

„Nein, schon gut. Ich müsste nur schnell noch ein paar private Fotos löschen.“

„Ich verstehe“, meinte Ritter schmunzelnd. „Aber auch das kann ich nicht zulassen. Die Sache ist zu wichtig. Wir werden Ihre Daten vertraulich behandeln. Das verspreche ich Ihnen.“

„Was für Fotos?“, fragte Ramona und trommelte mit ihren Fingern nervös auf dem Tisch herum.

„Die vom letzten Sommer? In Nizza? Am Strand?“

„Ach so!“, meinte sie erleichtert. „Die dürfen Sie sogar gerne im Präsidium herumzeigen. Auf meine Figur bin ich nämlich recht stolz.“

Katrin lachte und drohte Ritter mit dem Finger. „Wehe!“

Der aber blieb ernst. „Gut. Wir können nun sicher sein, dass Sie sich das alles nicht nur eingebildet hatten. Sorry.“ Er stand langsam auf. „Ein indirektes Geständnis auf Band, seine Stimme, ein Phantomfoto und Sie als Augen- oder besser gesagt Ohrenzeuge.“ Er grinste: „Das ist doch schon mal was.“

„Jetzt müssen wir ihn nur noch fassen“, ergänzte Katrin und erhob sich ebenfalls. „Wir müssen los, um die Daten möglichst schnell von unseren Spezialisten auswerten zu lassen. Eventuell ergibt sich ja durch das Audiomuster der Stimme eine Spur.“

„Ich komme mit runter“, sagte ich, während ich auf einem Zettel meine Zugangsdaten notierte und ihn Katrin aushändigte.

Kenan stand nicht mehr im Treppenhaus, aber man konnte den Rauch seiner Zigarette noch gut riechen, was Ritter beim Hinuntergehen animierte, seine eigene Schachtel herauszukramen und sich eine der Stangen schon mal in den Mund zu stecken, die er sich dann auch sofort anzündete, als wir aus dem Haus traten.

„Vielen Dank, Herr Blum“, sagte er, die Zigarette dampfend im Mundwinkel.

„Gerne, und viel Erfolg.“

Ritter nickte.

Ich verabschiedete mich noch von Katrin, dann gingen die beiden.

Ich war nicht wirklich überrascht, dass Kenan jetzt wieder vor seiner Wohnungstür lehnte, als ich zurück nach oben lief. „Komm mal kurz rein“, bat er mich, trat halb in seine Wohnung und hielt mir die Tür auf.

„Ich habe aber nicht viel Zeit. Ich bin gestern Abend erst aus Tunesien zurückgekommen.“

„Es dauert nicht lange.“

Kaum hatten wir das Wohnzimmer betreten, schoss auch schon Darius auf seinen Vater zu und versteckte sich schüchtern hinter dessen Hose. Er hob ihn stolz hoch und küsste seinen kleinen Sohn auf die Wangen, der, von seinem Bart gekitzelt, sofort vor Lachen losprustete. „Hat der Bulle etwas über mich gesagt?“, fragte er beiläufig.

„Nicht direkt über dich.“ Ich zögerte. „Nun, er meinte, du gehörtest zu einer Art Familienclan“, sagte ich dann jedoch unumwunden.

„Es ist wegen des Artikels von gestern in der BILD, nicht wahr? Und es stimmt. Die Nafisis sind tatsächlich eine große Familie. Aber deswegen sind wir nicht gleich eine Band von mit Mädchen oder Drogen dealenden Gangstern. Und es stimmt auch, dass wir nicht ohne gewissen Einfluss sind.“ Er setzte seinen Junior ab, der sofort zum nächstgelegenen Sofa tappte und von dort einen Stoffhasen herunterzog, um ihn seinem Vater zu bringen. Kenan kniete sich nieder und streichelte ihm zärtlich über die lockigen Haare.

„Der Kommissar hatte angedeutet, dass einige aus deiner Familie im Gefängnis sitzen“, meinte ich zögernd.

„Ja, das stimmt!“, erwiderte Kenan und klang etwas verärgert. „Es gibt in jeder Familie schwarze Schafe und in unserer eben ein paar mehr als üblich.“ Er stand auf, stellte sich dicht vor mich und stieß mit seinem Zeigefinger auf meine Brust. „Ich will dir mal was sagen. Würden in Teheran so viele Deutsche leben wie hier Perser, dann würden die sich auch gegenseitig helfen und untereinander austauschen. Auch ihr würdet nach eurem Recht und Verständnis handeln. Stimmt das etwa nicht?“ Ich musste ihm teilweise zustimmen, sagte aber nichts. „Und so ist das bei uns eben auch. Man respektiert die Alten und die Führer der Familie und lässt diese gewisse Entscheidungen treffen, nach denen sich eben alle richten. Was ist falsch daran?“

„Falsch ist, dass es so nie zu einer wirklichen Integration kommen kann. Wenn man in einem fremden Land auf Dauer leben will, dann muss man auch dessen Regeln beachten.“

„Viele wollen hier ja gar nicht leben! Viele müssen. Weil sie in ihrer Heimat verfolgt werden.“

„Ich bin da anderer Meinung“, sagte ich.

„Das ist dein Recht.“

Kenan kramte einen Zettel aus seiner Hosentasche und hielt ihn mir hin. „Manuel. Ich mag dich, und ich mag Ramona. Und die Zeiten sind schwer, und sie werden für euch Deutsche noch viel schwerer werden.“

Ich nahm das Papier, auf dem eine Mobilnetznummer vermerkt war, und fragte verwundert: „Was soll ich damit?“

„Wenn du einmal in größter Not bist: Dann wähle diese Nummer und sage ‚Nafisi‘ und beschreibe deinen Standort in englischer Sprache.“

Ungläubig blickte ich ihn an. „Und was ist dann?“

„Dann wird man dir helfen. Egal wo auf der Welt du dich in diesem Moment befindest.“

Die schönste Frau der Welt

„Darf ich Ihnen ein paar Kekse bringen?“ fragte mich die hübsche Brünnette, die Patrick und mir den Kaffee serviert hatte.

„Danke, das wäre großartig, ich habe heute nämlich noch nichts gegessen“, meinte ich und sah ihren langen Beinen hinterher, als sie das Büro wieder verließ, um das Gebäck zu holen. „Gegenwärtig ist es nicht leicht, etwas Essbares zu kaufen.“

„Ja, das stimmt. In der Innenstadt haben nur noch die großen Ketten geöffnet und sind praktisch ausgeraubt. Nachschub kommt bei dem Wahnsinn ja kaum noch durch“, sagte Patrick. Vor ihm auf dem Schreibtisch lag die BILD, die er vor meinem Besuch wohl gerade überflogen hatte. „Ramona hat mal wieder ganze Arbeit geleistet. Schon gesehen?“, fragte er und reichte mir das Blatt.

Nun erst erkannte ich eines meiner Fotos, die ich in Tunesien geschossen hatte. Man hatte jedoch nicht den Brand im Hafen ausgewählt, sondern ein Bild, welches ich von ein paar halb verhungerten Kindern gemacht hatte, die am Straßenrand saßen. Im Hintergrund prangte groß das Logo einer Schnellimbisskette. Die Überschrift lautete: *Wann wird dieses Elend enden?*

„Ich hoffe, du hast ein anständiges Honorar erhalten.“ Patrick lachte auf und rührte in seiner Tasse, obwohl er weder Zucker noch Milch hineingetan hatte.

Nach dem Gespräch mit Kenan gestern Morgen hatte ich Ramona alle Fotos überspielt, und sie war sofort begeistert in die Redaktion gefahren. Und das war zu diesem Zeitpunkt nicht gerade leicht, denn an Autofahren war nicht zu denken. Und selbst mit der U-Bahn war das Vorankommen schwierig gewesen, aber nicht unmöglich, denn den meisten Fremden fehlte es an Geld zum Fahren, und die Ein- und Ausgänge wurden zudem streng kontrolliert.

Auf jeden Fall benachrichtigte Ramona mich eine Stunde später, dass sie gut im Büro angekommen war, was mich sehr erleichtert hatte. Ich dagegen war zu Fuß losgezogen, um unterwegs zumindest die notwendigsten Lebensmittel einkaufen zu können, was sich bisher aber als schier unmöglich erwiesen hatte, denn die Besitzer hatten ihre Läden entweder geschlossen oder diese waren leer gekauft.

Zudem wurde Berlin von Tag zu Tag enger. Zwar hatte man viele der Flüchtlinge auf Plätzen zusammengetrieben, erfasst und in die Lager zurückverfrachtet, aber andererseits kamen täglich neue hinzu. Plünderungen waren nun an der Tagesordnung, radikale Autonome lieferten sich Schlachten mit Rechtsradikalen, und die normalen Spießbürger trauten sich nicht mehr aus dem Haus, wenn sie nicht gar zu Freunden auf das Land oder einfach in den Urlaub geflohen waren, um dort in aller Ruhe der Dinge zu harren. Aber hatte ich das nicht auch vorgehabt? Man verurteilt andere schnell für Dinge, die man selbst auch tut.

„Manuel?“ Patrick riss mich aus meinen Gedanken. „Ich fragte gerade, ob du mit mir Mittag machen möchtest.“

„Sorry, ich hatte nachgedacht. Nein, ich muss schauen, dass ich irgendwie doch noch an Lebensmittel komme.“

Die schöne Angestellte kehrte zurück und brachte die Plätzchen. Selbst gebacken, wie sie lächelnd betonte. Ich stürzte mich quasi darauf, nachdem sie wieder verschwunden war. „Mann, habe ich einen Hunger“, sagte ich und spülte das Gebäck mit Kaffee hinunter. „Nein, Patrick. Ich bin wegen etwas anderem da, und es ist mir“, ich stockte, „auch ein wenig peinlich.“

„Spuck es aus“, meinte mein Freund und rührte weiter in seiner Tasse.

„Ich bin wegen Dr. Bankert hier.“

Erstaunt blickte Patrick auf. „Wegen Bankert? Der hat sich krankgemeldet.“

„Ich wollte auch nicht mit ihm sprechen, sondern mit dir. Was wirst du nun mit dem Doktor machen?“

„Ihn entlassen natürlich. Was glaubst du denn?“

„Du sagtest einmal, er wäre deine beste Kraft und du hättest ihm, finanziell gesehen, viel zu verdanken.“

„Ja, das stimmt wohl. Dennoch war sein Verhalten unentschuldig.“ Er legte den Löffel auf der Untertasse ab. „Auf was willst du hinaus?“

„Ehrlich gesagt hat er mich auf dem Rückflug angesprochen und gefragt, ob ich bei dir nicht ein gutes Wort für ihn einlegen könnte. Es tut ihm wohl wirklich alles sehr leid, und er will sich auch professionelle Hilfe nehmen. Also in Bezug auf seine Sucht, meine ich.“

Patrick sah mich ungläubig an, wartete aber ab.

„Und genau das tue ich nun. Vielleicht sollte man gerade in solchen Zeiten ein wenig mehr Menschlichkeit zeigen und jemandem, der einen Fehler begangen hat, eine zweite Chance geben. Was meinst du?“

Mein Freund stand auf und ging ein paar Schritte auf das Fenster zu, sah dann hinaus. Kurz darauf wandte er sich wieder mir zu und sagte mit ernstem Blick: „Ich werde es mir überlegen, Manuel. Vielleicht hast du recht. Vielleicht würde ich aber auch einen großen Fehler machen. Bankert hat mich sehr enttäuscht.“ Aber nun verzog er sein Gesicht wieder zu seinem für ihn so typischen Grinsen, ergriff meine Oberarme und meinte: „Ich hoffe, Bankert weiß es zu schätzen, was du für ihn getan hast.“ Und ergänzte zwinkernd: „Nicht wahr, nicht wahr?“

Wir mussten beide lachen.

Als ich aus dem Bürogebäude trat, hatte ich keine große Lust mehr auf Einkaufen. Ganz im Gegenteil, es graute mir davor, zurück in die Innenstadt zu müssen, um dort dann um jeden Laib Brot zu kämpfen. Aber es half nichts, und so machte ich mich betäubt auf den Weg in Richtung Zentrum.

Ein Plakat fiel mir ins Auge, auf dem eine wunderschöne Frau abgebildet war. Nofretete, die berühmte Büste, war dort zu sehen, samt Werbung für ihre Ausstellung im Neuen Museum. Ramonas blöder Witz kam mir in den Kopf, irgendwas mit ‚nauftrete‘, und meine Laune hob sich etwas an. Eigentlich habe ich ja auch Zeit, schließlich ist es erst gegen Mittag, und auf der Museumsinsel sind sicher weniger Leute unterwegs als im restlichen Berlin, überlegte ich. Warum der Dame dann nicht heute meinen schon so lange geplanten Besuch abstatten?

Gesagt, getan.

Auf dem Weg dorthin stöberte ich ein wenig im Internet, um mich kulturell auf den bekanntesten Kunstschatz von Berlin vorzubereiten. Über dreitausend Jahre alt sei sie, so las ich, und sie gelte als ‚das‘ Meisterwerk der Bildhauerkunst. Ihr Wert werde auf fünfhundert Millionen Dollar geschätzt. Meine Güte!

Entgegen aller Erwartungen war die Museumsinsel sehr wohl überfüllt, aber nachdem ich schon einmal hier war, stellte ich mich auch brav ans Ende der Schlange der Museumskasse. Zwei ziemlich farbenfroh gekleidete ältere Damen standen vor mir und

unterhielten sich. Die eine hatte einen auffälligen roten Hut auf. Ich konnte nicht anders, als ihrem Geplaudere zu lauschen.

„Ein Neger. Na, ich weiß nicht, Emmi. Das gehört sich einfach nicht“, meinte die mit der Kopfbedeckung.

„Ja, Anne, du hast recht. Aber es soll wohl eine Art Zeichen sein.“

Der Wind hatte Annes Hut etwas verrutscht, und sie rückte ihn gerade.

„Erst stürzt sich der eine in den Tod und nun so was. Ein Neger als Papst, das geht doch nicht.“

„Warum denn? Er schaut recht chic aus, mit seiner schwarzen Haut in dem weißen Umhang. Mich stört das nicht. Außerdem sollst du nicht immer ‚Neger‘ sagen.“

„Ich sage, was ich will. Und für mich ist ein Neger eben ein Neger. Ich meine das ja nicht böse.“

Ich stupste die Dame, die mit dem Rücken zu mir stand, an und sagte: „Entschuldigen Sie bitte. Ich habe zufällig Ihr Gespräch mitbekommen. Ist es wahr, dass ein neuer Papst gewählt wurde?“

„Natürlich! Gerade eben vor einer halben Stunde“, frohlockte Anne und drehte ihren Hut etwas. „Und stellen Sie sich vor, es ist ein Neger. Sicher wird er sich ‚Nigrum der Erste‘ nennen. Oh, hoho. Ein kleiner Scherz, ein Wortspiel sozusagen. Aber was sagen Sie denn dazu? Das geht doch nicht, oder?“

„Ein Schwarzer, ja. Das habe ich schon mitbekommen. Vielen Dank.“

„Bitte, bitte. Emmi und ich sind ja nicht in der Kirche. Warum auch Steuern bezahlen, nicht wahr? Und so können wir die Gottesdienste beider Kirchen besuchen. Manchmal finden wir es eben bei den Evangelischen schöner und mal bei den Katholiken. Gehen Sie oft in die Kirche? Ach, was rede ich! Die jungen Leute haben ja immer so viel zu tun.“ Sie trat etwas näher. „Aber kennen Sie trotzdem zufällig den Priester in der St.-Hedwigs-Kathedrale? Was für ein Mann!“ Dann flüsterte sie: „Der gefällt Emmi ganz besonders, müssen Sie wissen, nicht wahr, meine Liebe?“

Aber Emmi kicherte nur und wurde knallrot.

„Wir wissen nur immer nicht, welche Priester heiraten dürfen. Die evangelischen oder die katholischen. Es ist ja auch so verwirrend. Aber uns Alte will ja eh niemand mehr, nicht wahr, Emmi? Nicht mal theoretisch.“ Und jetzt kicherten beide.

Sie redete unaufhörlich weiter, während ich ab und zu freundlich nickte und gleichzeitig überlegte. Das war ja schnell gegangen. Und klug entschieden. Die Wahl eines Farbigen zum Papst könnte tatsächlich als eine Art Symbol angesehen werden.

„Wollen Sie auch die Nofretete anschauen?“, meinte Emmi nun, was mich wieder auf die beiden konzentrieren ließ.

Und Anne ergänzte: „Wir wohnen nun schon unser ganzes Leben in Berlin und waren nicht ein einziges Mal hier.“

„Ja“, sagte ich mit bemühtem Lächeln. „Da wird es ja tatsächlich mal Zeit.“

„Sie soll ja so schön sein!“ Anne öffnete ihre Augen ganz weit, dann senkte sie ihre Stimme und flüsterte: „Und sie ist unermesslich wertvoll. Fast ein Wunder, dass sie noch nie gestohlen wurde.“

„Aber Anne“, meinte Emmi nun entrüstet. „Was erzählst du da! Wie soll die denn einer stehlen? Sie ist doch sicher doppelt und dreifach geschützt und extrem gut bewacht.“

„Woher willst du das wissen, meine Liebe?“, sagte Anne. „Gerade jetzt wäre doch der ideale Zeitpunkt, bei dem ganzen Durcheinander.“ Sie strahlte mich verschmitzt an und zwinkerte. „Wahrscheinlich würde den Diebstahl noch nicht einmal jemand bemerken.“ Sie kicherte wie ein kleines Mädchen. „Und selbst wenn: Die Polizei hätte derzeit sicher ganz andere Probleme als nach einer uralten Büste zu suchen.“

Endlich waren wir an der Reihe, und die beiden Damen kauften ihre Billets.

„Wir wünschen Ihnen noch einen wunderschönen Tag. Und wenn Sie mal in der Nähe der St.-Hedwigs-Kathedrale sind, dann ...“

„Anne! Komm jetzt. Auf Wiedersehen“, sagte Emmi, winkte noch einmal, und dann waren sie endlich im Inneren verschwunden.

Gerade als ich an die Reihe kam und das Ticket bezahlen wollte, kamen vier Männer aus dem Museum und blickten sich suchend um. Einer davon kam mir bekannt vor. Er trug einen für die Jahreszeit viel zu warmen Mantel, eine dick umrandete Brille und hatte zudem einen altmodischen Hut auf, der ihm seitlich ins Gesicht fiel. Sein dichter Dreitagebart war schwarz. Jetzt wischte er sich über die Stirn und nahm dazu einen Moment seine Brille ab.

Seine Augen waren ungewöhnlich hell und blau wie das Meer. Und da erkannte ich ihn.

„Ihre Eintrittskarte!“, wiederholte die Frau am Schalter, und der Herr neben mir schaute mich genervt an.

„Ja, danke“, sagte ich und nahm sie langsam an mich.

Die Männer waren inzwischen weitergegangen und hatten fast die Brücke über die Spree erreicht. Ich überlegte fieberhaft, was ich tun sollte. Wo war die verdammte Telefonnummer von Ritter? Er hatte mir doch eine Visitenkarte gegeben. Ich war mir unsicher. Ramona hätte auf jeden Fall zumindest die Nummer von Katrin gehabt. Oder sollte ich direkt den Notruf wählen? Nein, denn bis ich denen die Situation erklärt hätte, wären die Männer längst über alle Berge.

So lief ich einfach los und wählte, während ich rannte, Ramonas Nummer. „Apparat Lind“, antwortete eine mir vollkommen unbekannte Männerstimme.

„Ich möchte bitte Ramona sprechen. Es eilt sehr“, meinte ich keuchend.

„Die ist in einer Besprechung. Soll sie zurückrufen?“

„Nein!“, sagte ich nun lauter. „Bitte holen Sie sie kurz ans Telefon. Es ist wirklich äußerst wichtig und dauert nicht lange.“

„Sie ist beim Chef, mein Guter. Wer ist denn da eigentlich?“

Ich wurde wütend und fauchte: „Hier ist ihr Verlobter, und wenn Sie sie nicht augenblicklich ans Telefon holen, dann komme ich persönlich und trete Ihnen dermaßen tief in den Hintern, dass mein Fuß zu Ihren Ohren rauskommt!“

„Sie Flegel! Ich hole sie, aber mit Ihrer Verantwortung. Und unter Protest!“

Einen Moment lang war nichts mehr zu hören. Ich rannte inzwischen über die Brücke. Die Männer waren nach links abgelenkt, und im Gewimmel der Menschen verlor ich sie fast aus den Augen.

Jetzt waren am anderen Ende der Leitung Stimmen zu vernehmen. „Entschuldigung, Herr Bergmann, darf ich ganz kurz stören?“ Jemand brummte. „Ramona-Schatz. Dein ungehobelter Verlobter ist am Telefon und lässt sich nicht abwimmeln. Und er hat mich bedroht!“

Nun sah ich die Männer wieder, und ich war meinen Zielpersonen bereits gefährlich nahe gekommen. Wobei der Tumult hier

zu groß war, als dass sie mich hätten entdecken können. Sie gingen jetzt nach rechts.

Ramona fauchte durch das Telefon: „Wenn du nicht halb tot und mutterseelenallein in der Pampa unter einem Auto liegst, dann gnade dir Gott!“

„Ramona!“, rief ich ins Handy „Sei bitte still und höre mir genau zu.“

Die Männer verschwanden unter Hunderten anderer Menschen in den Hackeschen Höfen.

„Also was ist?“, zischte sie.

Ich wühlte mich durch die Menge, wurde beschimpft und gestoßen. „Du musst bitte sofort Katrin oder Ritter anrufen. Ich habe ihre Nummer nicht.“

„Warum, in aller Welt?“

„Ich verfolge den blonden Mann!“, sagte ich atemlos.

Verzweifelt blickte ich mich um. Der Blonde und seine Leute waren nirgends mehr zu sehen. Ich fühlte leichte Platzangst in mir aufsteigen. Es war so voll hier und eng. Ich lief ein Stück weiter und spähte vorsichtig um die nächste Ecke. Nichts.

„Du hast den Attentäter entdeckt?“

„Bitte! Ruf einen von den beiden an und gib ihnen meine Nummer. Sie sollen sofort zurückrufen und auch gleich losfahren. Ich bin in den Hackeschen Höfen. Ich kann jetzt nicht mehr sprechen.“ Ich legte auf und wollte meine Suche gerade resigniert aufgeben, als ich den Mann plötzlich hinter der Glasfront eines Hoteleingangs erspähte. Er war jetzt alleine und unterhielt sich mit einer Dame an der Rezeption. Wie konnte er nur so sorglos mitten durch Berlin laufen? Gut, er hatte sich ein wenig verändert, aber nicht wirklich signifikant. Obwohl – er wusste nicht, dass ich ihn der Polizei beschrieben hatte, und die Fahndungsfotos waren auch nicht öffentlich gewesen, weil man bislang an meiner Aussage gezweifelt hatte.

Er war sich sicher. Zu sicher.

„Manuel, das ist ja nett!“

Erschrocken drehte ich mich um und blickte in zwei strahlende, weibliche Augen.

„Simone!“, rief ich überrascht. „Was machst du denn hier?“

„Na, das ist ja eine schöne Begrüßung! Ich wollte ein wenig raus und etwas essen gehen. Patrick hat ja so viel Arbeit zurzeit.“

Aber alles ist so voll in der Stadt.“ Sie hielt sich zwei Finger vor die Nase. „Und es riecht überall so schlimm. Schrecklich.“

„Es ist gerade ganz schlecht“, meinte ich und sah wieder zum Hotel.

„Ja, wieso denn? Du schaust ja auch ganz aufgelöst aus. Was ist denn los? Schau mal, was ich gekauft habe.“ Stolz präsentierte sie mir eine Art Vase. „Reizend, nicht?“

„Gut, pass auf. Ich hatte euch doch von dem Mann erzählt, der den Anschlag geplant hatte.“

Sie war nun plötzlich ganz aufgeregt. „Ja, natürlich. Was ist mit ihm? Hat man ihn gefunden?“

„Er steht dort vorn. Aber schau nicht hin.“

Aber da war es bereits zu spät. Simone deutete auf ihn. „Wo? Der mit dem Bart?“

Genau in diesem Moment blickte er in unsere Richtung und erstarrte.

„Verdammt!“, hauchte ich und zog Simone mit einem unsanften Ruck hinter einen dicken Betonpfeiler.

„Aua!“, rief sie und zupfte an ihrem Haar. „Das hat wehgetan.“ Mein Handy vibrierte, und ich ging ran.

„Wo sind Sie? Können Sie reden? Sie haben den Attentäter entdeckt?“ Es war Ritter.

„Gott sei Dank!“, antwortete ich. „Ja, ich kann sprechen. Ich stehe direkt gegenüber dem Hotel *Hackescher Markt*, in dem er sich gerade befindet.“ Ich zögerte. „Und ich glaube, er hat mich entdeckt.“ Ich lugte ein wenig um die Säule. Der Mann war weg! „Jetzt ist er verschwunden! Was soll ich tun?“

„Bleiben Sie genau dort, wo Sie gerade sind, und lassen Sie Ihr Handy an, wir können es orten. In fünf Minuten sind wir da.“

Simone blinzelte nervös. „Was ist denn? War das Ramona? Sag ihr bitte schöne Grüße!“

„Das war die Polizei“, herrschte ich sie an, und sofort wurde sie blass. „Du verstehst anscheinend nicht ganz. Es geht um den Attentäter vom Reichstag!“

Simone blickte nun mit weit aufgerissenen Augen an mir vorbei. Blitzartig drehte ich mich um, und da stand er direkt vor mir!

Seine Stimme war heiser, und er sprach sehr ruhig, sodass ich ihn kaum verstand, als er sagte: „Warum beobachten Sie mich?“ Den Hut hatte er abgenommen, und sein hellblondes Haar glänzte im Licht.

„Ähm, ja. Entschuldigen Sie bitte“, stotterte ich. „Ich meinte grade zu meiner Frau, dass Sie aussehen wie der junge Peter O'Toole.“ Nervös blickte ich zu Simone und sah sie flehend an. „Nicht wahr, Schatz?“

„Nun ... ja. Genau. Peter O'Toole.“ Sie log erbärmlich und schob sich langsam hinter meinen Rücken.

Der Blonde sah mich durchdringend an. Dann meinte er: „Wir kennen uns doch.“

„Wir?“ Ich hüstelte. „Nicht, dass ich wüsste. Sie wären mir ja mit Sicherheit in Erinnerung geblieben.“

Er schien krampfhaft zu überlegen, und plötzlich flammten seine blauen Augen auf. Er hatte mich erkannt. Hektisch sah er sich um, als überlege er, ob es sich um eine Falle handle. Dann griff er in seinen Mantel und zog mit der rechten Hand einen dünnen Elfenbeinstab heraus, packte mich mit der Rechten blitzschnell an meiner Jacke und zog mich mit einem stahlharten Griff seitlich gegen den Pfeiler.

„Lauf weg!“, schrie ich Simone an, die sich aber, weil wohl starr vor Schreck, keinen Millimeter rührte. „Hilfe!“, jammerte sie nun leise, aber in diesem Gewühl an Menschen hätte uns nicht einmal jemand beachtet, wenn wir im Chor gebrüllt hätten.

Der Mann würdigte sie keines Blickes. „Was wissen Sie?“, zischte er und hantierte mit den Fingern an dem weißen Stab. Etwas Silbernes blitzte auf. Es war ein Rasiermesser! Meine Beine wurden weich, und ich drohte einzuknicken. Ich begann am ganzen Körper zu zittern.

„Was wissen Sie?“, wiederholte er seine Frage und drückte noch fester zu. Sein Handrücken presste sich gegen meinen Kehlkopf. Es tat weh, und ich konnte kaum noch atmen. In meiner Not ächzte ich verzweifelt: „Die Polizei wird gleich hier sein.“

Er lächelte. „So! Die Polizei.“

Simone hatte sich wieder etwas gefangen und schrie ihn nun an: „Lassen Sie ihn sofort los!“ Dann zerrte sie an dem Arm, der mich festhielt. Er schien verblüfft und ließ mich tatsächlich einen kurzen Moment los, aber nur, um Simone einen kräftigen Stoß zu verpassen, wodurch ihr Kopf an einen Betonpfeiler schlug und sie benommen zurücktaumelte.

Erneut griff er nach mir und flüsterte mir ins Ohr: „Passen Sie gut auf. Ich könnte Ihnen auf der Stelle einfach die Kehle durchschneiden. Niemand würde es bemerken. Und danach käme die Frau dran.“ Er schüttelte mich. „Haben Sie das verstanden?“

Ich nickte.

„Gut. Was wissen Sie also?“ Er schüttelte mich erneut. „Und verkaufen Sie mich nicht für dumm. Sie waren kurz vor der Explosion im Reichstag, ich habe Sie wiedererkannt. Also?“

Aus dem Augenwinkel heraus sah ich nun mehrere Männer, die sich durch die Menge wühlten und zielstrebig auf uns zukamen. Ich musste Zeit gewinnen!

„Warum haben Sie das getan?“, röchelte ich.

Mit dieser Frage hatte mein Gegner wohl nicht gerechnet. „Warum ich ...“ Er lockerte den Griff etwas. „Warum ich das getan habe?“ Erstaunt sah er mich an und lachte auf: „Morgen werden Sie es wissen. Morgen wird es die Welt wissen. Falls ich Sie am Leben lasse!“ Wieder lachte er. „Also?“

Jetzt erkannte ich Ritter in der Menge, vielleicht noch fünfzig Meter entfernt. Er hatte seine Waffe gezogen und hielt sie hoch in die Luft.

Sag irgendetwas, dachte ich verzweifelt, egal was. Ich riss mich los und schrie ihm ins Gesicht: „Was ich weiß? Ich weiß, dass Sie irgendetwas mit dem verstorbenen Papst zu tun haben!“

Seine Hand wurde schlaff, und ich konnte mich befreien. Erst glotzte er mich vollkommen verblüfft an, dann lächelte er nervös und sagte in ernstem Ton: „Mit dem Papst? Wie kommen Sie darauf?“ Dann lachte er plötzlich schallend los, beinahe so, als wäre er erleichtert. „Sie wissen gar nichts!“

Ritter hatte uns fast erreicht, und ich sah verzweifelt in seine Richtung. Das Lachen des Mannes erstarb plötzlich, er drehte sich ruckartig um und starrte nun direkt auf die immer noch gen Himmel gerichtete Waffe von Ritter.

„Polizei!“, schrie der jetzt, und: „Lassen Sie den Mann los und werfen Sie das, was Sie in der Hand halten, sofort auf den Boden.“

Ohne auch nur einen winzigen Augenblick zu überlegen, wand sich der Blonde wie eine Schlange, zog mich vor sich und drückte dann das jetzt geöffnete Rasiermesser an meinen Hals. Ich fühlte bei jeder noch so geringen Bewegung einen feinen Schmerz. Dann rann etwas Warmes an meinem Hals entlang. Beschwörend starrte ich Ritter an. Katrin kam dazu, und zwei weitere Männer

standen zögernd vor uns. Alle hatten sie Waffen in der Hand, aber natürlich konnte keiner von ihnen, inmitten der vielen Menschen hier, schießen.

Jetzt schrie eine Frau auf. Dann kreischten weitere Leute, und um mich herum begann sich ein leerer Halbkreis zu bilden. Panik brach aus, und nun rannte die Menge kopflos auseinander, stieß sich gegenseitig weg, als ginge es um ihr Leben und nicht um meines.

Ich kann den Inhalt meiner Blase nicht mehr lange halten, dachte ich absurderweise, als plötzlich Keramikteile um mich herumflogen und die tödliche Umklammerung abrupt endete. Ich fiel zu Boden und sah noch, wie sich der blonde Mann, den Kopf haltend, krümmte, dann in die gaffende Menschenmenge hineinstieß und verschwand. Ritter schoss in die Luft, schrie: „Alle sofort auf den Boden!“, und hechtete, zusammen mit seinem Team, hinterher.

Vor mir stand Simone, mit dem Rest ihrer Vase in der Hand. Sie verdrehte die Augen und sank dann langsam in sich zusammen.

Des Rätsels Lösung

Die Notaufnahme des Klinikums war ein regelrechtes Irrenhaus. Man hatte Simone und mich zusammen in einen Untersuchungsraum gebracht, der bis auf den letzten Quadratmeter mit Menschen vollgestopft war. Es wurde lautstark diskutiert und gebrüllt. Einige der Anwesenden waren scheinbar schwer verletzt, andere wimmerten allein gelassen vor sich hin. Jedem einzelnen der Ärzte und Pfleger sah man deutlich an, wie nahe sie dem Ende ihrer Kräfte waren.

Katrin hatte uns hergebracht und füllte am Empfang gerade ein Formular aus.

„Eine Beule bei der Lady und ein winziger Schnitt vom Rasieren beim Herrn“, stellte ein junger Assistenzarzt mit slawischem Akzent verärgert fest. „Sie wollen mich hoffentlich nicht auf den Arm nehmen!“ Wütend zog er mit der Hand einen Halbkreis. „Haben Sie sich hier eigentlich schon mal umgesehen?“

„Na hören Sie mal! Ich könnte eine Gehirnerschütterung haben!“

„Dafür gibt es nicht die geringsten Anzeichen. Und nun verschwinden Sie, und machen Sie bitte Platz für die wirklich schwer Verletzten. Von denen gibt es heute Abend nämlich mal wieder mehr als genug.“ Wie auf Kommando wurde eine am Kopf fürchterlich blutende Frau hereingebracht, und unser Doktor stand wortlos auf, drückte mir ein Heftpflaster in die Hand und ging.

Katrin kam mit einem Klemmbrett unter dem Arm zurück und setzte sich neben Simone. „So, ich habe alles. Wenn bei euch nichts Gravierendes festgestellt wurde, können wir gehen.“

„Nichts weiter festgestellt? Die haben mich ja kaum ange-rührt!“, meinte Simone und rieb sich mit schmerzverzerrtem Gesicht den Hinterkopf.

Ich ergriff ihre Hände und sagte: „Du hast mir das Leben gerettet, Simone. Das werde ich dir nie vergessen.“

Katrin lächelte. „Ja, das, was Sie da gemacht haben, war sehr mutig, Frau Maar.“

Simone kullerten ein paar Tränen aus den Augen. Hektisch wischte sie sie weg und meinte verlegen: „Ach was. Das hätte jeder von euch getan.“ Sie schniefte in ein Taschentuch, das sie schon die ganze Zeit über festhielt. „Ach, Manu. In was für eine dumme Geschichte sind wir da hineingeraten.“

Die Doppeltür im Eingangsbereich flog auf, und Ramona kam, mit Patrick im Schlepptau, hereingebraust. Sie zog mich fest an sich und tastete mein Gesicht und den Hals ab. „Manu, mein Liebling! Geht es dir gut?“ Sie weinte vor Glück. „Wenn dir was passiert wäre! Ich mag gar nicht daran denken.“ Dann umarmte sie Simone, die bereits von ihrem Mann gehalten wurde, und sagte: „Oh Simone! Ich weiß nicht, wie ich dir danken soll. Ritter hat uns alles erzählt.“

Patrick lächelte seine Frau liebevoll an und fragte: „Wieso, in aller Welt, kaufst du eine Vase, wo wir schon so viele haben?“

Wir mussten vor Freude und Erleichterung lachen und zwar so laut, dass man uns schließlich hinauswarf.

In der Kantine des Krankenhauses, wo wir glücklicherweise noch einen freien Tisch erhaschten, bestellten wir uns erst einmal Sandwiches und Getränke, denn wir starben fast vor Hunger. Beim Essen redete jeder aufgeregt durcheinander, bis Ritter durch die Türe kam, Katrin kurz umarmte und sich dann zu uns setzte.

„Möchtest du einen Kaffee?“, fragte ihn seine Kollegin.

„Das wäre wirklich großartig“, meinte er, kramte seine Zigarettenpackung aus seiner Jacke, sah unsere erstaunten Blicke und steckte sie daraufhin griesgrämig zurück.

Sie haben ihn nicht erwischt, dachte ich und sollte recht bekommen.

„Schlechte Nachrichten“, begann Ritter, als Katrin mit seinem Kaffee zurückkam. „Er ist uns entwischt, und auch von seinen Kumpanen fehlt jede Spur.“ Er nahm einen großen Schluck und schrie auf. „Verdammt, ist der heiß! Die spinnen ja.“

„Lenk nicht ab“, meinte Katrin und biss ein Stück von ihrem Thunfischbrötchen ab.

„Es ging einfach alles zu schnell, und wir waren nicht gut vorbereitet. Sie konnten einfach in der Menge untertauchen. Mehr gibt es nicht zu berichten.“ Er schlürfte vorsichtiger von seinem Getränk und fuhr fort: „Die Großfahndung läuft, und diesmal öffentlich und in allen Medien. Neben deinem Phantombild, Manuel, haben wir jetzt auch echte Fotos von einer Überwachungskamera im Hotel. Wenigstens hier hatten wir Glück. Die große Frage lautet nun aber, warum das alles?“

„Ich kann mich nur wiederholen“, sagte ich. „Er sprach davon, dass es morgen die ganze Welt erfahren würde. Und mit dem Papst

scheint das Ganze absolut nichts zu tun zu haben. Hier habe ich mich wohl total geirrt.“ Ich sah zu Ramona. „Ich hätte alles darauf gewettet.“

„Vielleicht hat er die Tat des Papstes aufgegriffen und ausgenutzt!“, warf Katrin aufgeregt ein. „Stellt euch mal vor. Nur mal theoretisch. Ihr plant vielleicht schon jahrelang ein großes Ding. Dann verwandelt sich die Welt völlig unerwartet in ein solches Pulverfass, dass bei uns in Deutschland nur noch ein kleiner Funke genügt, um eine Situation zu schaffen, wo fast jedes noch so absurde Verbrechen möglich wird.“

„Du meinst also, dass der unglaubliche Anschlag auf den Reichstag, die Brände in den Großslagern und das ganze Chaos nur wegen irgendeines blöden Überfalls inszeniert worden wären? Alles nur wegen Geld?“, fragte ich fassungslos. „Das ist absurd!“

„Keineswegs!“, führte Patrick den Gedanken fort. „Denkt doch mal alle nach. So abwegig ist das gar nicht.“ Er deutete auf Katrin. „Frau Weiß hat absolut recht. Die Polizei war bereits nach dem Papst-Selbstmord vollkommen überfordert und ist, seit den Anschlägen auf die Großlager und den damit verbundenen Unruhen, nun endgültig am Ende ihrer Kräfte.“ Er winkte Ritter zu. „Nichts für ungut.“

„Wie passt dann aber der Anschlag auf Bamberg mit rein? Er ereignete sich einige Wochen vor dem Selbstmord des Papstes“, fragte ich.

Katrin sagte: „Vielleicht war das ein Zufall. Die Explosion dort lief ja nach einem ganz anderen Muster ab. Das Lager war noch gar nicht wirklich bezugsfertig.“

„Ein echter Anschlag also, von irgendwelchen Rechten. Und das hat die Täter im Nachhinein erst auf die Idee gebracht!“ Patricks Augen glühten förmlich. „Chaos durch den Papst. Er fordert die Armen der Welt auf, sich das zu holen, was ihnen die Kirche genommen hat. Es ist eine einmalige Gelegenheit für die Gauner. Aber es reichte nicht. Was also tun? Der Anschlag ein paar Wochen davor auf das Flüchtlingsheim, ausgerechnet in einer erzkatholischen Stadt, brachte sie auf die Idee. Genau! Man schüre den Hass bei denen, die durch den Aufruf nun sowieso schon mit geballten Fäusten dastehen. Dann schiebe man die Schuld extremen Christen in die Schuhe, die angeblich nach dem Motto ‚Wehret den Anfängen‘ handeln. Und das Chaos ist perfekt!“

„Und jetzt kann man in Ruhe zuschlagen“, vollendete Ramona Patricks Theorie.

„Aber wobei?“, fragte Simone. „Wobei wollen die denn zuschlagen?“

Ritter stellte seinen Becher ab. „Einen solchen Aufwand betreibt man nicht für einen einfachen Bankraub. Es muss etwas Einmaliges sein. Gigantisch. Und es muss etwas sein, das durch die Unruhen erleichtert wird. Banken zum Beispiel werden derzeit ja besonders gesichert und scheiden damit schon mal aus.“

„Irgendetwas mit Wertpapieren vielleicht? Man setzt auf Firmen oder Fonds, die durch die aktuelle Lage einen Vorteil haben“, meinte Patrick.

„Viel zu kompliziert und zu unsicher. Zudem meinte er, dass die ganze Welt davon erfahren würde. Und es muss mit Berlin zu tun haben“, überlegte ich, und da fiel es mir schlagartig ein! ‚Fast ein Wunder, dass sie noch nie gestohlen wurde‘, hatte die Dame an der Museumskasse gesagt.

„Die Büste der Nofretete!“, schrie ich. „Das ist es! Und den hochriskanten Anschlag auf den Reichstag haben sie gemacht, weil sie eben genauso ins Museum reinkommen wollen! Mit einer Sprengung! Und jeder wird denken, dass es wieder ein Racheakt von radikalen Christen war. Ist die Zerstörung groß genug, dauert es zudem Monate, bis Spezialisten feststellen, dass die Büste durch die Explosion gar nicht zerstört, sondern verschwunden ist.“

„Und sie müssen es noch heute Nacht machen!“, sagte Katrin.

Ritter sprang auf und rief: „Los! Du verständigst Hartmann vom Einsatzkommando, und ich besorge uns einen Helikopter.“

„Halt!“ Ramona nahm ihre Tasche und stand ebenfalls auf. „Ich will mit!“

„Das kommt nicht infrage!“ Ritter wollte schon los, als Ramona ihn packte und sagte: „Sie werden mich mitnehmen! Wem haben Sie das alles zu verdanken? Manuel und mir. Und live von diesem Einsatz berichten zu können, ist meine große Chance! Ich verspreche Ihnen, mich zurückzuhalten. Aber ich bestehe darauf, dass Sie mich mitnehmen.“

„Ich lasse dich auf keinen Fall alleine!“, hörte ich mich sagen. „Wenn du mitgehst, dann ich auch!“

Ramona drückte meine Hand. „Gut, dann kannst du Bilder machen, während ich mit der Redaktion telefoniere.“

Ritter ballte die Fäuste und schrie: „Also gut! Dann los!“

Der Einsatz

Unser erstes Ziel war das Dach des Krankenhauses als dem einzigen Platz, wo ein Hubschrauber landen konnte. Wir rasten durch die Gänge, während Ritter per Handy der Einsatzzentrale den Landeplatz beschrieb. Katrin sprach derweil mit dem Leiter eines Überfallkommandos der Polizei und beschrieb eilig die Situation.

Als wir auf dem Dach ankamen, wehte ein starker Wind, und am Horizont erhellte Wetterleuchten den blutrot gefärbten Himmel. Ich schoss die ersten Fotos.

„Ausgerechnet jetzt muss natürlich ein Unwetter aufziehen“, schimpfte Ritter und steckte sich eine Zigarette an. „Wie spät ist es?“

„Halb neun“, rief Katrin und deutete nach Westen „Da kommt er schon!“

Tatsächlich näherte sich der angeforderte Helikopter bereits mit hoher Geschwindigkeit. Er war dunkelgrün und riesig. Majestätisch setzte er nun zur Landung an, blieb dann aber wenige Zentimeter über dem Dach in der Luft schweben.

„Er kann hier nicht landen, er ist zu schwer!“, schrie Ritter gegen das ohrenbetäubende Getöse.

Eine große Schiebetüre wurde aufgerissen, und ein schwer bewaffneter Soldat winkte uns zu sich. Ritter half Ramona beim Einsteigen, dann sprang er selbst in die Maschine und zog mich und danach Katrin hoch. Sofort bekamen wir Helme mit Gehörschutz verpasst. Die Türen wurde verschlossen, und der Helikopter hob wieder ab, schwenkte nach links und flog dann in Richtung Museumsinsel.

Ein Blitz schlug irgendwo in der Nähe ein, und der darauffolgende Donner war sogar durch den Gehörschutz wahrnehmbar. Hagel prasselte gegen die Außenhaut des Hubschraubers, und er begann leicht hin und her zu schwanken, sodass wir uns an den Netzen festhalten mussten, die überall an den Seitenwänden aufgespannt waren.

Ich hörte eine metallene Stimme in meinem Kopfhörer. Es war Ritter, der in sein Headset sprach. „Das war der einzige Hubschrauber, der sich in der Nähe befand. Ist von der Armee.“

Ich nickte ängstlich. Ramona stieß mich an und gestikulierte, ich solle doch weiter Fotos machen, was ich dann auch, so gut es eben ging, durch die Seitenscheiben tat.

Unter uns zog Berlin dahin, überfüllt mit Menschen, die sich, selbst von diesem Unwetter, nicht vertreiben ließen. Überall waren kleine Brände zu erkennen, Rauch und randalierende Gruppen. Ab und zu erhellte ein Blitz das Geschehen und verlieh dem Bild ein gespenstisches Aussehen.

Das grelle Licht unserer Scheinwerfer ließ den Regen aussehen wie silberne Bindfäden, und ich dachte zurück an die Nacht, in der alles begonnen hatte. Erst eine Woche war das her, aber es kam mir vor wie eine Ewigkeit. Die furchtbare Tat von Milan van Onberispeljk. Was hatte er nur angerichtet! Fischers Worte fielen mir ein, als wir in Tunis feierten. ‚Ein neuer Jesus muss gefunden werden oder besser noch eine Mischung aus Maria und einem Propheten.‘ Und Ramona hatte angedeutet, dass es eine große Friedenskonferenz geben würde, bei der auch der neue Papst sprechen sollte. Könnte er ein solcher Friedensbote sein? Weil er ein Farbiger war? Würde das reichen, die Herzen der Menschen zu erreichen? Vielleicht.

Die Maschine ruckte stark, und Ritter kündigte unsere Landung, direkt in dem vor dem Museum liegenden Lustgarten, an. „Sie bleiben hier im Hubschrauber!“, befahl er.

Ein helles Licht blendete uns, gefolgt von einem dumpfen Grollen und einer Druckwelle, die unsere mächtige Flugmaschine meterweit wegdrückte! Verzweifelt hielt ich Ramona mit der einen Hand fest und klammerte mich mit der anderen an die Sicherungsnetze.

Über dem Museum war nun eine orange Wolke zu erkennen, die sich langsam wie ein riesiger Pilz in den dunklen Himmel erhob. Irgendwelche Trümmerteile prasselten laut krachend auf unseren Helikopter nieder, und es war ein Wunder, dass keiner der Rotoren beschädigt wurde.

Ritter brüllte einen der Soldaten an, der daraufhin die Schiebetüren aufriss und hinausprang. Katrin und Ritter folgten ihm, und wir sahen sie im Nebel des Unwetters verschwinden. Die restlichen Soldaten, die mit uns geflogen waren, rückten nach.

Ich schoss ein Foto nach dem anderen, während Ramona derweil versuchte, mit ihrer Redaktion zu telefonieren, nachdem die

Motoren des Helikopters in einer Art ruhigem Leerlauf liefen. Durch den Regen war kaum etwas zu erkennen, und wir standen so, dass die offene Tür in entgegengesetzter Richtung zum Gebäude lag. Ich versuchte, mit meinem Ärmel am gegenüberliegenden Fenster das Kondenswasser wegzuwischen, und spähte hinaus. Die Explosion hatte einen großen Teil der Vorderfront des Museums weggerissen. Es brannte im Inneren. Ab und zu blitzten Lichter auf, jeweils gefolgt von einem dumpfen Knall. Die liefern sich eine Schießerei, dachte ich entsetzt. Ein lauter Schlag ließ uns zusammenzucken. Eine Kugel hatte unsere Maschine getroffen.

Ramona versuchte weiterhin gegen das laute Getöse anzuschreien, um ihren Kollegen in der Redaktion unsere Lage zu schildern.

Ein Windstoß trieb einen Schwall Regen in die Kabine. Ich stand auf und versuchte die schwere Schiebetüre zuzuziehen, was mir aber nicht gelang. Die Stimme des Piloten krächzte, wir mögen uns hinsetzen und festhalten, denn er müsse die Position des Helikopters verändern. Die Motoren liefen langsam wieder hoch, und die Maschine begann leicht zu beben, als ich in zirka hundert Meter Entfernung zwei Männer sah, die gemeinsam eine große, anscheinend ziemlich schwere Kiste schlepten.

Ein Blitz zuckte über den Himmel, und im grellen Licht erkannte ich einen der beiden Männer. Seine weißblonden Haare wehten im Wind.

„Ramona!“, schrie ich! „Da hinten sind sie.“

Der Hubschrauber hob langsam an.

„Wer?“, brüllte sie gegen den Lärm.

„Der Blonde und noch ein zweiter Mann! Schau hin.“

Ramona kniff die Augen zusammen und versuchte etwas zu erkennen. Wieder ein Blitz. „Du hast recht. Sie schleppen etwas!“

Ohne weiter zu überlegen, sprang ich aus der Tür und stürzte auf die klatschnasse Wiese. Der Helikopter hob ab, und einen kurzen Moment lang sah ich nach oben zu meiner zukünftigen Frau, wie sie sich krampfhaft an der Tür festhielt und verzweifelt nach mir schrie.

Ich rappelte mich auf und schaute mich um. Erneut leuchtete ein Blitz auf, und nun erkannte ich, dass sich unzählige Schaulustige im Park versammelt hatten und neugierig zu uns herüberstarrten. Die flüchtigen Gangster hatten die Menge fast erreicht.

Aber sie machten überraschenderweise keine Anstalten, in der Masse der Leute unterzutauchen. Ihr Ziel war ein Geländewagen, der dort parkte und dessen Lichter jetzt kurz aufleuchteten.

Immer noch waren Schüsse aus der Richtung des Museums zu hören, aber niemand vom Einsatzkommando schien die beiden einsamen Männer bemerkt zu haben. Wenn sie nun entkamen, wäre die Büste für immer verloren. Also rannte ich los und brüllte, so laut ich nur konnte: „Haltet sie auf! Die beiden Männer dort! Haltet sie auf.“

Die Menschen glotzten mich an, aber niemand reagierte.

Noch einmal rief ich, und da hatten mich die beiden Flüchtigen entdeckt. Sie blieben vor dem Wagen stehen und drehten sich langsam zu mir um.

Dicke kalte Regentropfen fielen auf meine Haut, aber ich fror nicht. Ich stand nur da, konnte mich nicht rühren und starre hilflos auf den Mann, der nun, mit gezogener Waffe und schnellen Schritten, auf mich zukam. Es war nicht der Blonde, sondern sein Handlanger.

Um mich herum erstarb der Lärm.

Als der Mann mich fast erreicht hatte, sagte er etwas, aber ich verstand ihn nicht. Seine schwarzen Augen leuchteten böse, während ihm der Regen über das Gesicht lief. Dann verzerrte er, während er weiter auf mich zuing, sein Gesicht zu einer wutentbrannten Fratze, richtete die Pistole auf meinen Kopf und spannte den Hahn.

Ich schloss die Augen und hatte keine Angst mehr.

Ich dachte an Ramona, und ein wunderschönes Gefühl der Liebe durchflutete mich.

Der Hahn schnappte mit einem leisen Klick gegen den Schießbolzen.

Ich fühlte keinen Schmerz, ja, nicht einmal einen Stoß.

Also öffnete ich die Augen langsam wieder und blickte geradewegs in das verblüffte Gesicht des Mannes. Es hatte sich kein Schuss gelöst!

Eine unbändige Wut stieg in mir hoch, und jede einzelne Sehne meines Körpers spannte sich an. Dann sprang ich brüllend wie ein wildes Tier nach vorn und rammte meinen Kopf mit all meiner Kraft gegen den Unterkiefer meines Gegners, der mit lautem Knacken brach. Die Wucht des Aufpralls ließ uns beide zu Boden fallen. Blut strömte aus seinem Mund und vermischte sich mit dem

Regen, aber ich kannte kein Halten mehr und schlug in wilder Raserei weiter und weiter auf ihn ein.

Als er sich nicht mehr rührte, richtete ich mich auf und sah in Richtung des Autos, wo der Blonde verzweifelt versuchte, die Kiste alleine in den Kofferraum zu hieven, was ihm aber nicht gelang. Auch hätte er wegen der immer größer werdenden Ansammlung an Menschen um ihn herum gar nicht mehr wegfahren können.

Ich kroch auf ihn zu, und er zückte sein Messer. Die Herumstehenden kreischten aufgeregt und drängten zurück.

Seine hellbauen Augen sahen mich hasserfüllt an, und ich spürte, dass er fieberhaft überlegte. Nofretete war für ihn verloren, das musste ihm klar sein.

Ich hörte jetzt Rufe hinter mir, und grelles Scheinwerferlicht flammte auf. Der Blonde riss seine Arme schützend vor die Augen. Dann sah er mich ein letztes Mal mit vor Wut verzerrtem Gesicht an und verschwand, wie schon einmal, spurlos in der Menge.

Vollkommen erschöpft zog ich mich noch die letzten Meter bis zur Kiste und legte meine Arme schützend um sie.

Kamerablitze zuckten auf.

Der gute Plan

Es war ein strahlend schöner Tag, und nach dem Gewitter gestern war die Luft heute klar und der Himmel dunkelblau. Patrick hatte uns zum Mittagessen in eine Dachterrassenbar eingeladen, von wo aus man einen herrlichen Panoramablick über Berlin genießen konnte. Ramona hatte noch kurz in der Redaktion vorbeischauchen müssen, also war ich vorausgegangen und war nun gerade dabei, unseren Freunden die Ereignisse der gestrigen Nacht zu schildern. Dabei hatte ich schon bis in die frühen Morgenstunden hinein Aussagen bei der Polizei machen müssen und viele Interviews gegeben. Seitdem stand unser Telefon nicht mehr still, und so hatten wir Patricks Einladung dankbar angenommen.

„Manuel schaut richtig gut aus!“, rief Ramona mit stolzem Blick und hielt die aktuelle Ausgabe der BILD noch. „Der Held von Berlin“, zitierte sie.

Ich wurde knallrot und griff nach dem Blatt, das sie mir aber immer wieder wegzog. „He, hör auf mit den Kindereien und gib her.“

Sie warf die Zeitung auf den Tisch und schwang sich auf den Platz neben mir. Der Ober kam, und sie bestellte einen Latte Macchiato mit Karamellgeschmack. Die Leute an den Nachbartischen schauten neugierig zu uns und tuschelten.

„Du bist seit heute ein bekannter Mann“, meinte Patrick. „Sicher werden bald die ersten Mädchen um Autogramme bitten.“ Dann flüsterte er: „Und du weißt ja, Frauen stehen auf Helden. Du kannst jetzt jede haben!“ Er lachte auf.

„Du bist und bleibst ein Flegel!“, fuhr Simone ihren Mann an. „Und so was auch noch vor meiner Ramona. Nicht wahr, Schätzchen?“

„Ach, ich kenne Patricks Scherze ja inzwischen allzu gut.“ Ramona winkte ab. „Aber hört mal zu, es gibt einige interessante Neuigkeiten!“

„Dann spann uns nicht auf die Folter. Das ist alles so aufregend!“ Simone rückte ihren Stuhl etwas aus der Sonne und nippte an ihrer Diät-Cola.

„Also“, begann Ramona. „Die schlechte Nachricht ist, dass der Blonde noch immer nicht gefasst ist. Aber das hat uns ja Kommissar Ritter bereits heute Morgen mitgeteilt.“ Ein Luftzug wehte ihre roten Harre ins Gesicht, und sie schüttelte sich. „Neu ist,

dass wir nun wissen, mit wem wir es zu tun haben, denn anhand der vielen Fotos konnte er endlich identifiziert werden. Sein Name ist Professor Gabriel van Weyden, und er stammt aus einer wohlhabenden Familie. Er studierte an der Amsterdam School of the Arts und lehrte dort auch bis Ende 2010 Kunst. Zuvor veröffentlichte er verschiedene vielbeachtete Bücher über – was für eine Überraschung! – die Büste der Nofretete.“ Sie schmunzelte und fuhr dann fort: „Nach seinem Weggang von der Uni hat niemand mehr etwas von ihm gehört. Näheres steht im Artikel.“ Sie deutete auf ihre Zeitung.

„Und die gute Nachricht?“, fragte Simone und pickte dabei ein paar Salatblätter von ihrem Teller auf.

Mein Handy klingelte. „Unbekannte Nummer“, las ich vor. „Meine Handynummer kennen nur wenige Leute.“ Ich sah Ramona ungläubig an.

„Na, geh schon ran.“

Also hob ich ab und meinte: „Blum, hallo?“

„Büro im Kanzleramt, Baumann, guten Tag, Herr Blum. Die Bundeskanzlerin möchte Sie kurz sprechen. Ich darf verbinden?“

Ich war einen Moment lang sprachlos und schaute meine Freunde mit offenem Mund an, die mich daraufhin fragend ansahen. Dann sagte ich: „Wer? Ja, natürlich.“

Es klickte kurz. „Guten Tag, Herr Blum. Ich möchte Ihnen im Namen der Bundesregierung persönlich zu Ihrer mutigen Tat gratulieren. Das war eine großartige Leistung.“

Völlig perplex stammelte ich: „Danke! Das war doch selbstverständlich.“

„Das war es keineswegs. Und ich habe natürlich eine kleine Überraschung für Sie. Mein Büro wird Sie dazu noch kurzfristig kontaktieren.“

„Das ist absolut nicht notwendig.“ Ich biss mir auf die Lippen, weil mir nur dümmliche Antworten einfielen.

„Das ist sehr wohl notwendig. Übrigens hat man den Ganoven leider noch nicht erwischt. Aber ich bin zuversichtlich, dass seine Verhaftung kurz bevorsteht.“

„Oh, das hoffe ich auch sehr, Frau Bundeskanzlerin.“

Die Augen meiner Freunde weiteten sich ungläubig.

„Ich habe veranlasst, dass man Ihnen in der Zwischenzeit Personenschutz gewährt. Auch hierzu wird man sich in Kürze bei Ihnen melden.“

„Personenschutz.“ Mir wurde flau im Magen. „Sie meinen, das ist notwendig?“

„Man kann nie wissen, Herr Blum. Und nun wünsche ich Ihnen einen guten Tag. Erholen Sie sich. Das haben Sie sich mehr als verdient.“

Sie hatte aufgelegt. Ich starrte auf mein Handy.

Simone hatte sich zuerst gefangen. „War das etwa unsere Kanzlerin?“

„Ähm. Ich denke ja.“

Ramona lachte auf. „Ich wollte gerade erzählen, dass du als VIP-Gast zu der großen Friedenskonferenz eingeladen bist.“

„Friedenskonferenz?“, wiederholte Patrick.

„Ja, das war doch ursprünglich die Idee meines Chefs, die er dann der Kanzlerin vorgetragen hat und die dort wohl gut ankam. Kommenden Sonntag schon soll sie hier in Berlin am Brandenburger Tor stattfinden, und ganz Europa wird sich beteiligen. Die Vorbereitungen laufen bereits auf Hochtouren. Ehrengast wird der neue Papst Agapitus III. sein. An diesem Tag wird es aber nicht nur um Frieden gehen, sondern auch um Konkretes. Es soll nämlich die größte Spendenaktion werden, die es jemals gab. Und die Einnahmen kommen den Ärmsten diesmal direkt und unmittelbar zu. Genaueres wird an dem Abend bekanntgegeben.“

Simone legte aufgeregt ihre Hände an die Wangen und sagte: „Meine Güte!“

Patrick war skeptisch. „Und man erhofft sich, dass die Menschen an diesem Tag plötzlich so viel Herz zeigen, dass sie Millionen spenden? Ist das nicht ein wenig arg utopisch?“

„Nein, das erwartet natürlich niemand. Aber es gibt da eine Art Club, der mit gutem Beispiel vorangehen wird und eine positive Spendenkettenreaktion auslösen soll. Das hoffen zumindest die Organisatoren.“

„Was für ein Club denn?“, fragte Simone.

„Das soll vorerst noch geheim bleiben.“ Ramona hob den Zeigefinger. „Aber das ist ja noch nicht alles.“

Abwartend schauten wir sie an, aber mein Rotschopf ließ uns genüsslich zappeln. „Na gut. Manuel, du sollst die Hymne der Konferenz komponieren!“

„Ich?“, fragte ich ungläubig.

„Ja, du. Die Bundeskanzlerin scheint dich in ihr Herz geschlossen zu haben.“ Sie lächelte. „Nein, Quatsch. Ich hatte meinem Chef schon, kurz nachdem er diese Idee hatte, ein paar deiner Stücke vorgespielt, und er war absolut begeistert. Und so lag es nahe, auch wegen der Geschichte von gestern Nacht, dass er dich heute Morgen dem Komitee als Komponisten vorgeschlagen hat.“

Wieder läutete mein Handy, es war Katrin. „Hallo Manuel. Ich weiß nicht, ob man dir schon Bescheid gegeben hat? Für euch ist nun doch noch Personenschutz angeordnet worden. Kaum zu glauben, wie unkompliziert das plötzlich geht. Und jetzt rate mal, wer sich freiwillig gemeldet hat?“

Ich war noch so verwirrt, dass ich keinen Ton von mir geben konnte.

„Na gut, applaudieren kannst du dann später. Wo finde ich euch?“

Ich gab mir einen Ruck und beschrieb unseren Standort.

„Gut. Dann bleibt bitte, wo ihr seid. Ritter und ich sind in einer halben Stunde da.“

Mein Leben hatte sich innerhalb eines Tages um hundertachtzig Grad gedreht. Vom wenig erfolgreichen Musiker, der sich sein Leben lang nie beweisen musste, hin zum Helden der Nation, der nun Polizeischutz benötigte. In meinem Kopf überschlugen sich die Gedanken, und ich bekam gar nicht mehr mit, was meine Freunde redeten. Stolz übermannte mich. Ich sollte komponieren. Ein Stück, das wohl Millionen Menschen hören würden. Voller Schadenfreude dachte ich an Harald, der meine Filmmusik einfach ausgetauscht hatte. Was würde der sich in den Hintern beißen, wenn er die Neuigkeit erfuhr. Ich lachte innerlich.

Dann aber erschrak ich, als mir bewusst wurde, wie wenig Zeit bis zum kommenden Sonntag blieb! Wie sollte ich das denn schaffen? Eine Hymne, die das Herz der Menschen erreichte, und das in knapp sechs Tagen? Es war unmöglich. Fieberhaft überlegte ich, als mir die Lösung plötzlich einfiel.

Der Gesang des Mädchens!

Arm und reich

In den folgenden beiden Tagen arbeitete ich Tag und Nacht an meinem Song. Ich bereinigte die aufgenommene Stimme von Nebengeräuschen, unterlegte sie dezent mit dem Klang klassischer Instrumente und optimierte das Bild.

Ramona war derweil täglich von Ritter oder Katrin, die sich in unserem Gästezimmer einquartiert hatten, in die Redaktion gefahren worden, die als Zentrale des Friedenskomitees fungierte.

Am Dienstagabend hatten wir überraschend Nafisi zu Besuch, und Kenan lieferte sich mit Ritter, der an diesem Tag für unseren Schutz sorgte, ein heftiges Wortgefecht zum Thema Familienclans. Zum Abschied spielte ich unseren Gästen gespannt den fast fertigen Videoclip vor, und alle waren sehr beeindruckt und bewegt, was mich erleichterte. Denn für Donnerstag war eine große Vorbesprechung im Bundeskanzleramt geplant, an der auch ich teilnehmen sollte, um den Song vorzustellen.

Mittwochabend war es dann so weit. Zufrieden stand ich vor meinem Computer und sicherte das Endergebnis auf einer kleinen Festplatte, die mir Patrick gegeben hatte. Das musste gefeiert werden, schrieb ich Ramona. Also verabredeten wir uns mit Simone und Patrick um zwanzig Uhr in einem Restaurant nahe dem Brandenburger Tor, denn wir wollten bei dieser Gelegenheit auch gleich einen Blick auf die dort gerade entstehende Bühne werfen.

Kurz vor sieben hielt Katrin mit Blaulicht vor dem Haus, um uns abzuholen. Ritter saß auf dem Beifahrersitz. „Ich denke, es ist besser, wenn wir heute Abend zu zweit sind“, bemerkte er, als wir hinten einstiegen. „Für heute werden vermehrt Krawalle erwartet.“

Stimmt, dachte ich. Heute war ja Tag der Arbeit. „Na, das ist doch schön, wir freuen uns, wenn Sie heute mit uns essen.“

Ich blickte aus dem Fenster und betrachtete die an uns vorbeiziehende Stadt. Das Militär hatte die Straßen und Plätze inzwischen zu Großteilen geräumt. Auch waren viele der Flüchtlinge in ihre Unterkünfte zurückgekehrt, denn durch die Aufklärung der Umstände rund um die Anschläge hatten sich die Gemüter beruhigt, und man vertraute dem Versprechen der Kanzlerin auf verschärfte Sicherheit. Dabei hatte man auch aus den Fehlern der

Vergangenheit gelernt und die verschiedenen Religionen und Kulturen besser getrennt.

Deutschland schien also auf einem guten Weg. Schien! Denn wie man hier in Berlin deutlich sah, hatte sich die Anzahl der Fremden insgesamt zwar deutlich reduziert, dafür hatte aber der prozentuale Anteil an Verbrecherbanden und Randalierern enorm zugelegt. Überfälle, Plünderungen, Brandstiftung und sexuelle Übergriffe auf Frauen bis hin zu Vergewaltigungen waren an der Tagesordnung. Nachts trauten sich normale Bürger schon lange nicht mehr nach draußen und versteckten sich in ihren Häusern. Nun aber herrschte der Mob auch tagsüber auf den Straßen und lieferte sich mit der Polizei ein ständiges Katz- und Maus-Spiel. Zivile Schutztruppen waren von der Bevölkerung, unter stillschweigender Duldung der Regierung, gebildet worden, sorgten aber letztendlich nur für noch mehr Gewalt.

Lebensmittel konnte man nur noch außerhalb des Innenstadtbereiches einkaufen. Zwar hatte die Kommune eine Zwangsöffnung der Geschäfte im Zentrum verordnet, aber kaum jemand hielt sich daran, denn die Ladenbesitzer konnten Übergriffe nur mit enorm hohem Aufwand an Sicherheitskräften verhindern. Öffentliche Einrichtungen wie Schwimmbäder, Museen oder Theater waren geschlossen, nur die Schulen boten weiterhin den notwendigsten Unterricht. Die Wohlhabenden allerdings hatten dafür gesorgt, dass bestimmte Bezirke besonders geschützt wurden, und lebten dort wie in sicheren Ghettos. Unser Moabit gehörte nicht dazu.

Um halb acht erreichten wir den durch einen riesigen Zaun komplett abgeriegelten Bereich, der vom Brandenburger Tor bis hin zur Siegestsäule reichte und von Soldaten streng bewacht wurde. Wir parkten neben dem Haupttor der Absperrung, wo Simone, Patrick und ein mir unbekannter Herr bereits auf uns warteten. Ritter zückte seinen Ausweis und ein Papier, das uns als Berechtigte auswies, und so konnten wir die Hauptwache ohne Probleme passieren.

„Ich darf mich kurz vorstellen“, meinte der Mann, der neben Simone und Patrick gewartet hatte. „Hans Wachter. Ich leite den technischen Ablauf der Veranstaltung.“ Er gab Ritter die Hand. „Sie sind Kommissar Ritter?“, und zu Katrin gewandt: „Dann sind

Sie sicher Frau Weiß.“ Jetzt trat er zu Ramona und mir. „Frau Lind, Herr Blum. Es ist mir eine Ehre.“

Ich schätzte Wachter auf über sechzig, aber er machte einen recht sportlichen Eindruck. Seine blaue Monteurjacke bildete einen schönen Kontrast zu dem knallgelben Helm, von denen er ein paar weitere in den Händen hielt. „Ich muss Sie bitten, die Dinger zu tragen. Vorschrift, Sie wissen.“ Er reichte jedem von uns einen, dann gingen wir los.

Die Bühne war gigantisch, und man hatte das berühmte Tor komplett in den Aufbau integriert. Und so ragten die Gerüste über dreißig Meter hoch in den Himmel. Hunderte Arbeiter wuselten wie Ameisen herum, trugen Lautsprecher und Stahlträger, brachten Transparente an oder zogen Kabel, um das unglaubliche Bauwerk bis zum Sonntagabend fertig zu bekommen. Den Höhepunkt sollte ein riesiger Laser bilden, der soeben auf der Spitze des Tores angebracht wurde.

Mindestens eine Million Besucher wurde erwartet, erklärte Herr Wachter und deutete stolz auf die Bühne und den Bereich, wo die VIP-Gäste Platz nehmen würden. Neben uns waren auf Veranlassung von Ramonas Chef auch unsere beiden Freunde als Ehrengäste eingeladen worden, die sich jetzt neugierig umsahen. Der Helikopter des Papstes sollte im Tiergarten landen, wo ihn dann eine Eskorte zur Bühne bringen würde.

Das alles war ziemlich beeindruckend, und mir wurde ein wenig mulmig in der Magengegend. Was, wenn mein Song nicht gut ankäme? Nun, morgen wird es sich zeigen, dachte ich und schluckte meine Angst hinunter.

Gegen halb neun saßen wir dann alle zusammen an einem reichlich gedeckten Tisch in einem indischen Restaurant, plauderten und aßen genüsslich, bis Simone freudig in die Hände klatschte und rief: „Es wird sich alles zum Guten wandeln!“

Herr Wachter, den wir spontan eingeladen hatten, meinte daraufhin lächelnd: „Schön, wenn man mal wieder auf positiv denkende Menschen trifft. Die findet man selten heutzutage.“

„Optimismus fällt schwer in diesen Zeiten, Herr Wachter. Insbesondere bei denen, die nun um ihren Wohlstand fürchten.“ Patrick winkte dem Kellner. „Bitte noch einen Tee. Für dich auch,

Schatz?“ Simone verneinte. „Schauen Sie, auch wenn die europaweiten Konferenzen am Sonntag erfolgreich sein sollten, was ich nicht bezweifle, und selbst wenn der neue Papst seine Schäfchen zur Ordnung rufen kann und selbst wenn ein paar Millionen oder gar eine Milliarde Euro zusammenkommen, selbst dann wird die Welt nie wieder die sein, die sie vor dem Ostersonntag einmal war.“

„Ich sehe das teilweise anders“, meinte Wachter. „Die Menschen sind jetzt wütend, werden sich aber, so oder so, schnell wieder beruhigen. Denn auch wenn die Reichtümer ungerecht verteilt sein sollten, so war das eben immer schon so! Ich meine damit, dass es auch weiterhin Reiche geben wird, die die Armen lenken werden. Die Menschheit sehnt sich eben nach Führung und will zu ihren Idolen aufschauen.“

„Sie blicken nur auf Europa. Aber was ist mit den Ärmsten der Welt, die, die nichts mehr zu verlieren haben?“

„Ganz ehrlich? Vor den Ärmsten, wie Sie sie nennen, habe ich am wenigsten Angst. Auch wenn derzeit in den Medien Panik geschürt wird wegen angeblich Hunderten von Millionen Afrikanern, die halb verhungert nach Europa strömen. Entschuldigen Sie, das klingt hart und herzlos, aber wie sollen diese Menschen denn zu uns über das Meer kommen? Mit diesen paar Fischerbooten? Mit gekaperten Schiffen? Über den Balkan? Das ist doch Unsinn! Bis auf ein paar wenige Ausnahmen werden sie alle dort verhungern, wo sie sich jetzt befinden.“

Simone warf empört ihre Serviette auf den Tisch. „Das ist unmenschlich, was Sie da von sich geben!“

„Frau Maar, es ist unmenschlich, da haben Sie vollkommen recht. Aber es ist auch die Wahrheit. Bei den Flüchtlingen, die zu uns kommen, handelt es sich nicht um die Ärmsten, sondern vielmehr um für ihre Verhältnisse gut situierte Menschen mit teilweise sehr guter Ausbildung. Daher sehe ich die aktuelle Lage eben auch als Chance für unser aussterbendes Volk. Man muss die Ausländer, die jetzt bei uns sind und noch kommen werden, integrieren! Die Welt wird sich vielleicht tatsächlich verändern, aber zu unseren Gunsten.“

Ritter runzelte die Stirn. „Noch mehr Arbeiter also für unseren Wohlstand. Und auch für die Pflege im Alter ist gesorgt, weil es wieder Nachschub an Menschen gibt, die Dinge erledigen, die von uns niemand mehr tun mag. Meinen Sie das?“

„Es ist eine Chance für uns alle! Für uns Deutsche, unseren Wohlstand weiter auszubauen, und auch für die Fremden, die davon partizipieren werden, so wie in den Sechzigern die Gastarbeiter.“ Wachter hob sein Glas. „Bitte verstehen Sie mich nicht falsch. Das, was ich sage, mag Ihnen herzlos vorkommen, ist aber durchaus positiv gemeint. Zudem bin ich kein Prophet, und man wird sehen, in welche Richtung sich die Welt tatsächlich weiterdrehen wird.“

Zögerlich stießen wir mit Herrn Wachter an, jeder mit seinen persönlichen Überlegungen beschäftigt. Ich für meinen Teil musste ihm teilweise beipflichten.

Ritter schob seinen Stuhl zurück und sagte beim Aufstehen: „Ich gehe kurz an die frische Luft.“

„Ich komme mit“, meinte ich und schielte zu Ramona, die nur kurz nickte.

Draußen war es kühl. Für die Raucher waren kleine Stehtische aufgestellt worden, um die vereinzelt Leute standen, sich unterhielten und rauchten. Wir stellten uns mit etwas Abstand dazu. Ritter steckte sich eine Zigarette an und nahm einen tiefen Zug. Dann bot er mir ebenfalls eine an, die ich dankend ablehnte. „Gibt es schon eine Spur von diesem van Weyden?“

„Bisher nicht die geringste, und seine Leute, die wir geschnappt haben, schweigen natürlich wie ein Grab oder haben tatsächlich keine Ahnung. Es gibt zig offene Fragen. Was ist mit den Hintermännern? Solch einen Kunstschatz kann man nicht so einfach zu Geld machen. Es muss einen sehr mächtigen Auftraggeber geben, und der wird nun sehr sauer sein.“

„Entschuldigen Sie, wenn ich das sage: Aber ich persönlich denke, Sie sind auf der falschen Spur.“

„Wie meinen Sie das?“

„Van Weyden wollte meines Erachtens die Nofretete gar nicht verkaufen, und es gibt auch keine Hintermänner. Er wuchs doch in einer reichen Familie auf, und so ging es ihm mit Sicherheit nicht um Geld. Er wollte die Büste für sich selbst! Sie ist das Ziel seines Lebens gewesen, und ich bin schuld, dass er gescheitert ist. Ist das richtig?“

„Wir haben auch in diese Richtung gedacht. Daher ja der Personenschutz.“

„Wie lange wollt ihr mich schützen? Tage, Wochen? Falls er es wirklich auf mich abgesehen hat, was ich eigentlich nicht glaube, wird er einfach warten, ja, selbst wenn es Monate oder gar Jahre dauert. Er hat doch Zeit.“

„Es gibt ein gutes Zeugenschutzprogramm“, sagte Ritter.

„Eine neue Identität und dann irgendwo in der Welt untertauchen? Ramona würde da nie mitspielen. Und es wäre doch trotzdem ein Leben in ständiger Angst?“ Ich schüttelte den Kopf. „Nein. Die versuchten Schüsse auf mich haben mein Leben verändert. Niemals zuvor hatte ich solch eine Todesangst und gleichzeitig auch solch unbändige Wut. Dieser Mann hat mein Berlin zerrüttet. Er trägt die Mitschuld an Chaos, Gewalttaten und Verwüstung. Das ist alles schon schlimm genug, aber ich werde wegen dieses Menschen nicht auch noch mein eigenes Leben zerstören.“

„Was ist mit Ihrer Freundin? Ist sie nun nicht ebenso in Gefahr?“

Ich überlegte einen Moment. „Sie haben recht. Ich werde mit ihr gleich heute Nacht sprechen. Aber ich kenne meine Schöne und könnte Ihnen die Antwort genauso gut auch jetzt schon geben.“

„Sie haben sich ganz schön verändert, seitdem ich Sie kennengelernt habe, Herr Blum.“

„Vielleicht stimmt das. Ob zum Guten oder Schlechten wird sich zeigen.“

Ritter nickte nur und warf seine Zigarette auf die Straße. Dann gingen wir beide zurück ins Restaurant.

Am frühen Morgen lag ich noch immer wach im Bett und starrte zum Fenster, durch das die Sichel des Mondes schal und blass schimmerte. Im Vergleich zu den letzten Tagen war es ungewöhnlich still auf der Straße, und so hatten wir das Fenster gekippt.

Ramona, die ebenfalls schlaflos mit dem Rücken zu mir gewandt neben mir lag, dachte wohl ebenso angestrengt nach wie ich. Plötzlich fragte sie leise: „Manuel. Wie soll es weitergehen?“

Ich drückte mich an ihren Rücken, spürte ihre Wärme und überlegte. Dann meinte ich: „Sie werden ihn bald fassen. Und die Konferenz wird die Menschen um uns wieder zur Vernunft bringen. Alles wird wieder so sein, wie wir es kannten.“

Sie drehte sich zu mir um. „Hast du eigentlich mal was von Jennifer gehört?“

Ein Stich ging durch mein Herz. „Jennifer. Wie kommst du gerade jetzt auf sie?“

„Das ist keine Antwort.“

„Ja“, meinte ich zögernd. „Sie hat mal eine SMS geschickt. Sie schrieb, dass es ihr so weit gut geht. Hatte ich dir das gar nicht erzählt?“

„Nein, Manuel.“ Ramonas Stimme klang anklagend.

„Es war so viel los. Ich soll dich schön grüßen, und sie würde sich freuen, wenn wir uns mal melden.“

„Ich hatte gestern Abend Kontakt mit ihr.“

„Mit Jennifer?“

„Ja, wegen der Konferenz am Sonntag.“

„Was in aller Welt hat die mit der Friedenskonferenz zu tun?“

„Du hast nie begriffen, wer Jennifer ist, nicht wahr?“

„Begriffen? Ich verstehe nicht. Was meinst du denn?“

„Wer ihr Vater ist.“

„Nein, sie wollte es uns ja vor ihrem Abflug noch verraten, aber dann kamen so viele Dinge dazwischen.“ Meine Gedanken driften ab.

„Mir hat sie es erzählt. Aber ich hatte es vorher bereits geahnt.“

Ich setzte mich auf und zog unsere Decke an mich. „Und? Wer ist er denn nun?“

„Es hat mit dem Club zu tun. Er wird am Sonntag für ihn sprechen.“

„Der Club, der als großes Spendenvorbild fungieren soll?“

„Ja.“

„Er ist also sehr reich?“

„Das auch. Aber er ist etwas viel Wichtigeres.“

„Was?“, drängte ich.

„Nun, wenn du es immer noch nicht weißt ... Dann lass dich mal überraschen.“

„Du bist gemein. Los, sag's schon!“

„Ich sage nichts. Auf jeden Fall wird Jennifer ihren Vater begleiten, und so werden wir sie wohl bald wiedersehen. Freust du dich?“

Ich war verwirrt, da ich mir sicher gewesen war, dass ich sie nie wiedersehen würde. Ich hatte die Gedanken an Jenny verdrängt, und nun riss Ramona mit ihren Erklärungen und Andeutungen ein paar verborgen gebliebene Wunden wieder auf. Wollte

sie mich testen? Also antwortete ich schließlich: „Warum sollte ich mich nicht freuen? Klar. Wann landen sie denn?“

„Das weiß ich nicht. Am Sonntagmorgen, sie besitzen ein eigenes Langstreckenflugzeug.“

„Ein eigenes Flugzeug? Das durchgehend von den USA bis nach Deutschland fliegen kann? Na, die müssen wirklich viel Geld haben.“

„Tja, du hättest dich eben mehr an sie ranmachen sollen.“

Ich wurde wütend über so viel Zynismus. „Was soll das? Warum sagst du so etwas?“

„Weil ich gesehen habe, wie ihr euch angesehen habt. Gib es doch zu, sie hat es dir angetan.“

„Das ist der totale Blödsinn“, log ich. „Die Welt geht unter, und du denkst über solch ein Zeug nach?“ Ich nahm sie wieder in den Arm und streichelte ihre Wangen. „Ramona. Ich liebe dich und keine andere. Das musst du mir glauben.“ Sie erwiderte den Druck meiner Umarmung.

„Ist alles wieder gut?“

Sie schniefte und lachte dabei.

„Dann verrate mir jetzt, wer ihr Vater ist.“

„Nö“, trotzte sie mir.

„Na gut. Umso spannender bleibt es.“

„Eben.“

Ich legte mich wieder hin und kuschelte mich unter die Bettdecke. „Du, wie findest du das Stück?“

„Die Hymne für Sonntag?“

„Ja, aber sei ehrlich.“

Sie gab mir einen Kuss und sagte ernst: „Es ist wunderschön, und es wird den Menschen gefallen. Das ist die Wahrheit.“

Ich freute mich sehr. „Danke. Und morgen wird sich herausstellen, wie die Verantwortlichen darüber denken.“

„Das spielt keine Rolle mehr.“

„Warum nicht?“

„Weil sie aufgrund des Zeitdrucks auf jeden Fall meines nehmen müssen.“

Frau Bundeskanzlerin

„Wie spreche ich die Kanzlerin eigentlich an?“, fragte ich Herrn Wachter, als wir vor der großen Treppe im Bundeskanzleramt auf die anderen warteten.

„Nun, ich denke, ‚Frau Bundeskanzlerin‘ ist korrekt“, meinte er abwesend und blätterte weiter in einem Stapel Papier.

Ich sah mich ein wenig in der beeindruckenden Halle um, bestaunte Bilder und Büsten. Die eigentliche Besprechung würde im internationalen Konferenzsaal stattfinden, und die meisten der insgesamt dreißig involvierten Personen waren bereits hochgegangen.

„Wo bleibt Ramona denn bloß?“ Nervös schaute ich auf meine Uhr.

„Nur die Ruhe. Wir haben noch viel Zeit“, meinte Wachter.

Aber da kam sie mit ihrem Chef auch schon durch das große Eingangstor, und ich winkte ihr erleichtert zu. Als hätte es eine heimliche Absprache gegeben, trug Bergmann, wie alle anderen Männer heute auch, einen schwarzen Anzug. Ramona hingegen hatte ein eng geschnittenes grünes Kleid an und sah darin einfach umwerfend aus. Irgendwie kam mir in den Sinn, dass die beiden ein schönes Paar wären.

Ich umarmte Ramona und gab ihrem Chef die Hand, der etwas fester zudrückte, als mir lieb war. Seine Augen funkelten hinter seiner auffälligen Brille, als er sagte: „Guten Tag, Herr Blum. Ich war sehr gespannt auf Sie.“

„Ich hoffe, ich erfülle Ihre Erwartungen“, sagte ich angespannt. War ich etwa eifersüchtig?

Er blickte kurz zu meiner Verlobten und sagte dann mit ernster Miene: „Sie sind ein guter Musiker. Seltsam, dass man von Ihnen bisher nichts gehört hat.“

„Im wahrsten Sinne des Wortes“, meinte ich kühl.

„Das wird sich nun ja sicher ändern.“

Ich war nun doch geschmeichelt und antwortete so in einem etwas freundlicheren Ton: „Vielen Dank, Herr Bergmann. Man wird sehen.“

Mein Handy klingelte, und ich zuckte automatisch zusammen. Erleichtert stellte ich fest, dass die Nummer zwar eine unbekannte war, aber immerhin angezeigt wurde. Ich entschuldigte mich und meldete mich mit meinem Namen.

„Guten Tag, Herr Blum. Ich hoffe, ich störe Sie nicht allzu sehr. Nicht zu sehr.“

„Herr Bankert!“, rief ich überrascht. Er war die letzte Person, mit der ich im Augenblick gerechnet hätte.

„Ja. Bankert hier. Ich wollte mich bei Ihnen nur bedanken.“

Ich hatte keine Ahnung, von was er sprach. „Bedanken? Für was denn?“

„Herr Maar hat mir eine zweite Chance gegeben. Und er erwähnte beiläufig, dass ich das Ihnen zu verdanken hätte.“

„Ach so!“ Jetzt dämmerte es mir langsam. „Ja, keine Ursache. Es ist nur gerade sehr schlecht.“

„Ich will Sie auch nicht weiter aufhalten. Ich möchte Ihnen aber sagen, dass ich Ihnen das nie vergessen werde.“

„Aber das war doch weiter nichts. Sehen wir uns am Sonntag? Als Geschäftsführer des größten Berliner Unternehmens sind Sie sicher auch zur Konferenz eingeladen, nehme ich an. Dann können wir gerne noch ein wenig plaudern. Ich muss nun leider los. Die Kanzlerin wartet.“

„Die Kanzlerin! Na so was, na so was.“ Er klang ziemlich überrascht. „Und ja, ich werde wohl auch kommen. Ich wünsche Ihnen einen guten Tag und viel Erfolg bei allem, was Sie vorhaben. Ganz viel Erfolg. Ganz viel, ganz viel.“

Ich legte auf.

„Das solltest du nun vielleicht mal ausschalten.“ Ramona zog die Augenbrauen hoch.

„Du wirst nicht glauben, wer das war.“

„Und es interessiert mich jetzt auch nicht. Erzähl es später. Wir müssen hoch.“

Im Konferenzzimmer war es laut und hektisch. Die Anwesenden besprachen Pläne und Listen oder standen mit Kaffee und Kuchen zusammen und diskutierten. Auf einer großen Leinwand ruhte stumm ein Testbild. Hierauf soll also mein Film gezeigt werden, dachte ich.

Wir suchten unsere Namensschilder und setzten uns entsprechend. Mich hatte man zwischen Ramona und dem Vertreter des Vatikans platziert, einem ernst blickenden Kardinal namens von Hassel in scharlachrotem Talar. Er mochte zwischen sechzig und siebzig Jahre alt sein, war klein und knochig.

Ramona blätterte in den Unterlagen, die vor ihr lagen. Jeder von uns hatte eine Zusammenfassung der wichtigsten Informationen ausgehändigt bekommen. Ich flüsterte ihr ins Ohr: „Der Kardinal wirkt für mich nicht gerade freundlich und modern.“

„Hast du Wunder erwartet?“, fragte sie leise. „Nach der letzten Pleite werden die kaum mit Reformern um sich werfen. Die Hautfarbe ist da sicher schon mehr als genug Moderne.“

Eine Dame im grauen Hosenanzug erschien und bat alle, die Plätze einzunehmen.

Nachdem Ruhe eingekehrt war, betrat die Kanzlerin schnellen Schrittes und in Begleitung vierer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter den Raum. Sie schüttelte dem Kardinal die Hand und verteilte dann mit freundlichen Worten pauschalen Dank an alle Anwesenden. Nun nahm sie in der Mitte des großen Tisches Platz und sagte: „Es gibt viel zu tun in einer sehr knapp bemessenen Zeit. Lassen Sie uns daher sofort anfangen. Herr Bergmann wird Ihnen kurz den Ablauf des Abends erklären.“

Der Chef der BILD bedankte sich kurz für das erteilte Wort und startete die Präsentation.

Die Abschlussveranstaltung der Konferenz sollte am Abend um acht Uhr mit einer Ansprache der Kanzlerin beginnen. Sie würde darauf eingehen, dass Deutschland mit der erfolgreichen Wiedervereinigung zweier Nationen schon einmal bewiesen hatte, wie man große Herausforderungen friedlich meisterte. Auch wolle sie natürlich darauf hinweisen, dass das deutsche Volk aufgrund seiner Vergangenheit ein ganz besonderes Vorbild in Bezug auf den Umgang mit Fremden, anderen Religionen und Andersdenkenden darstellen müsse.

Direkt nach der Ansprache der Kanzlerin war die Rede des neuen Papstes eingeplant, der die Christen zu Frieden aufrufen wolle. Er würde zudem auf seine Herkunft, ein Land, in dem überwiegend Menschen muslimischen Glaubens lebten, hinweisen und um Verständnis für die unterschiedlichen Religionen bitten. Ich schielte zum Kardinal neben mir, der keine Miene verzogen hatte. Nur sein Mund bebte kaum merklich.

„Noch während des danach erwarteten Applauses wird ein Musikvideo eingespielt, das ein Kind zeigt, welches ein äußerst anrührendes Lied singt“, meinte Bergmann nun. „Ich möchte Ihnen das Stück jetzt vorspielen. Der Komponist ist übrigens anwesend.“

Könnten Sie bitte kurz aufstehen, Herr Blum?“ Ich erhob mich. „Danke. Bitte das Licht aus!“

Der Raum verdunkelte sich, und ein Countdown zählte von drei beginnend zurück, dann startete mein Video.

Als das Licht wieder angegangen war, herrsche Totenstille im Raum, und ich musterte gespannt die Gesichter der Anwesenden. Mehrere Frauen hatten Tränen in den Augen, aber auch viele der Männer wischten sich verschämt über das Gesicht. Eine Architektin, das vor ihr stehende Namensschild wies sie als solche aus, begann auf den Tisch zu klopfen, und kurz darauf folgten ihr alle anderen nach. Ramona sah mich voller Stolz an, und ich war überglücklich.

„Ich bin überzeugt, dass dieses Lied die Herzen der Menschen berühren wird“, sagte die Kanzlerin, und Ruhe kehrte wieder ein.

„Das ist infam!“ Erschrocken drehten sich die Köpfe zu meinem Sitznachbarn, dem Kardinal, um, der jetzt wutentbrannt und mit feuerrotem Kopf von seinem Stuhl aufstand. „Hat jemand von Ihnen den Text dieses Gesangs eigentlich einmal übersetzt?“ Allgemeines Gemurmel. „Natürlich nicht! Es klingt im ersten Augenblick wie ein armenischer Totengesang, ist es aber nicht!“ Er hob den Arm und deutete drohend auf das eingefrorene Schlussbild, das noch immer schwach auf der Leinwand schimmerte. „Ich kenne fast alle Sprachen des alten Orients, aber diese ist selbst mir vollkommen unbekannt. Es handelt sich hier wohl um einen längst ausgestorbenen Dialekt. Und niemand weiß, was das unglückliche Kind da wirklich von sich gibt. Das ist verantwortungslos!“

„Es geht doch vor allem um den Gesamteindruck“, schniefte eine Dame, die wohl für den Ton zuständig war. „Diese unschuldige Kind, das so einsam und verloren dasteht und singt, als würde ein Engel klingen.“

„Gesamteindruck!“ Von Hassel lachte hämisch auf. „Sie wollen mir allen Ernstes weismachen, dass es keine Rolle spielt, was dieser Engel“, er sprach das Wort aus, als würde er sich davor ekeln, „von sich gibt?“

„Sie sagen doch selbst, dass den Text ohnehin niemand versteht“, rief ein Herr. „Mir gefällt es!“

Die Kanzlerin stand langsam auf und sagte ruhig: „Es ist beschlossene Sache, Kardinal. Und selbstverständlich ist alles mit

dem Vatikan abgestimmt. Daher setzen Sie sich bitte, damit wir fortfahren können. Danke.“

Von Hassel dachte aber gar nicht daran und rief: „Bei allem Respekt, Frau Kanzlerin. Hierzu ist das letzte Wort noch nicht gesprochen. Ich werde den Text übersetzen lassen, und dann werden wir sehen.“ Zitternd vor Wut nahm er wieder Platz, und der Saaldiener bat um Ruhe, sodass es weitergehen konnte.

Bergmann übernahm wieder das Wort und erläuterte, dass nach dem Video eine gigantische Lasershow, die Punkt neun Uhr starten würde, den zweiten Ehrengast des Abends ankündigen sollte, der die Menschen zum Spenden aufrufen würde.

Jeder von uns erhielt noch kleine Karten als Zugangsberechtigung zum VIP-Bereich der Konferenz. Dann war die Besprechung zu Ende.

Der Name des Wohltäters sollte auch weiterhin eine Überraschung bleiben.

Wir wollten gerade aufbrechen, als die Kanzlerin auf uns zukam. „Herr Blum, haben Sie noch einen Moment Zeit?“

„Selbstverständlich“, antwortete ich und machte eine tiefe Verbeugung.

„Mich würde interessieren, wie Sie zu dem Bildmaterial gekommen sind. Immerhin wird das Video weltweit übertragen, und wir wollen uns danach nicht mit Copyright-Klagen befassen müssen.“

Ich gab ihr eine kurze Zusammenfassung der seltsamen Geschichte und erwähnte auch, dass es somit praktisch unmöglich wäre, das Kind oder die Eltern jemals zu finden.

„Ich bin nicht ganz überzeugt“, sagte die Kanzlerin und dachte nach. „Und so unflätig sich Kardinal von Hassel gerade eben auch verhalten hat, so hat er mit seinen Bedenken doch nicht ganz unrecht. Wenn es sich um eine reale Sprache handelt, und davon bin ich überzeugt, dann wird sich auf jeden Fall jemand finden, der sie versteht.“

Ich wusste nicht, was ich darauf sagen sollte, aber ich bekam ein flaues Gefühl im Magen und musste mir gleichzeitig eingestehen, darüber noch gar nicht nachgedacht zu haben.

„Ist es Ihnen möglich, nur im äußersten Fall des Falles, bis Sonntag noch eine alternative Version, ohne das Kind, zu komponieren?“

„Die Basis des Liedes ist das Mädchen“, sagte ich leise.

„Ich verstehe.“ Die Kanzlerin blickte nachdenklich an mir vorbei. Dann meinte sie: „Sie haben recht, ohne den Gesang verliert das Ganze seine Wirkung.“ Sie gab mir schwach lächelnd die Hand und verabschiedete sich von uns.

Nach Hause

Die Rückfahrt durch die Innenstadt war trotz Blaulicht furchtbar gewesen. Die Gewalt in den Straßen schien von Stunde zu Stunde an Heftigkeit zuzulegen. Mehrfach war unser Wagen von Flaschen und Steinen getroffen worden. Einmal musste Katrin sogar anhalten, um eine randalierende Bande Halbstarker mit gezogener Dienstwaffe zu vertreiben. Sie flohen, als sie die Pistole sahen. In Moabit war die Lage ein wenig entspannter. Kenan hatte mir anvertraut, dass die Araber im Viertel eine Bürgerwehr gegründet hatten, die wohl recht rabiatt durchgriff, aber anscheinend mit Erfolg.

„Sie werden deinen Song nicht ablehnen“, sagte Ramona tröstend zu mir, als wir vor unserem Haus standen.

„Dein Song hat wirklich alle überzeugt“, meinte Katrin, die an diesem Abend für meinen Schutz zuständig war. „Bis auf den Pfaffen.“

„Wir werden sehen“, sagte ich leicht resigniert.

Ramona fand unseren Haustürschlüssel nicht gleich und kramte in ihrer Handtasche herum.

Im Treppenhaus roch es nach Kenans Zigaretten. Ich mochte diesen Geruch und hätte mich am liebsten auf die Stufen gesetzt, mir eine angesteckt und gepafft. Einen kurzen Moment lang war jetzt der Lärm der Straße sehr deutlich zu vernehmen, jemand hatte unten die Haustüre geöffnet. Jasmin kam mit dem kleinen Darius im Arm unsere Treppe hochgehastet und berichtete atemlos von einem älteren Mann, der vor zirka einer Stunde nach uns gefragt hatte. Sie meinte, er habe verwirrt erschienen und wollte nicht warten. Auch ein Handy habe er nicht besessen, er wolle später noch einmal vorbeischaun.

Verwundert blickten wir uns an. „Seltsam“, meinte Ramona und schloss unsere Türe auf.

In der Wohnung hörten wir den Anrufbeantworter ab, ein lieb-gewonnenes Relikt mit großen roten Leuchtbuchstaben aus meiner Jugend. Es war keine Nachricht vorhanden.

„Dann müssen wir eben warten“, meinte ich.

Da wir kaum noch Lebensmittel im Haus hatten, wärmte Ramona eine Dose Ravioli auf, die wir lustlos aßen.

Eine halbe Stunde später klopfte es heftig an der Tür. Wir erschrecken, und Katrin zog hastig ihre Pistole und gab uns ein Zeichen, still zu sein. Sie schlich durch den Gang und lugte vorsichtig durch den Türspäher. Dann verbarg sie ihre Waffe und öffnete erleichtert die Tür.

Kenan stand munter und gut gelaunt im Eingang und rief: „Was ist denn hier für eine trübe Stimmung? Ich habe euch jemanden mitgebracht.“ Er führte vorsichtig einen alten Mann herein. Er hatte schneeweißes wirres Harr, war unrasiert und wirkte allgemein ungepflegt und durcheinander.

„Papa!“, rief mein Rotschopf und stürmte zur Tür.

Der alte Mann war hocherfreut und tappte ihr entgegen. „Mein Mädchen! Ich bin so froh!“

Ramona wurde blass, als sie ihren Vater genauer betrachtete, und sagte: „Papa, wie schaust du denn aus? Geht es dir nicht gut? Und wie bist du überhaupt nach Berlin gekommen?“

„Ich weiß nicht. Aber ich war lange unterwegs. Ich weiß aber nicht mehr, wie lange.“ Der Alte starrte jetzt Kenan an. „Wer ist das? Bist du Manuel?“

Ich ging auf die drei zu und streckte meinem zukünftigen Schwiegervater die Hand hin. „Nein, ich bin Manuel, Erinnerst du dich nicht?“

Er schien mich nicht zu erkennen. Kraftlose Finger griffen nach meinen, dann sagte er: „Ah. Ich hatte Sie mir irgendwie anders vorgestellt.“

Ramona schob ihren Vater in die Wohnung.

Kenan flüsterte mir zu: „Er hat bei uns geklingelt. Er war heute wohl schon einmal hier.“

„Ich weiß, Jasmin hat es uns erzählt.“

„Okay. Dann haue ich mal wieder ab. Ihr habt euch sicher viel zu erzählen.“

„Ja ... und danke!“

„Nicht der Rede wert. Wie war es bei der Kanzlerin? Nehmen sie dein Stück?“

Ich war verlegen. „Es gefällt ihnen. Aber noch ist es nicht ganz klar. Persönlichkeitsrechte und so weiter. Du weißt schon.“

„Ach. Immer diese verdammte Bürokratie. Aber das wird schon. Haben sie den Kunsträuber eigentlich endlich gefunden?“

„Nein, leider nicht.“

„Alles klar. Also bis später.“

„Moment noch“, meinte ich. „Ist das Gepäck von Herrn Lind noch unten bei euch?“

„Nein. Er hatte keines dabei.“

Ramona saß mit ihrem Vater auf der Couch, und Katrin hatte sich in den Küchenbereich verzogen, um sich einen Kaffee zu kochen.

Vorsichtig setzte ich mich neben die beiden und fragte: „Wie bist du denn nach Berlin gekommen, Helmut? Und unser Nachbar meinte, du hättest gar kein Gepäck dabei.“

Herr Lind hatte den Kopf gesenkt und sagte nichts.

„Er weiß es nicht“, flüsterte Ramona. „Ich denke, ich sollte ihn erst mal unter die Dusche stellen. Ihr beide habt ungefähr die gleiche Größe, bitte such mal eine frische Jeans von dir raus, auch Unterwäsche und ein Hemd.“

„Ja, natürlich.“

Katrin kam mit einem großen Glas Wasser in der Hand zurück und reichte es Ramonas Vater, der es gierig austrank. Dann fragte er: „Wer sind Sie? Ich kenne Sie gar nicht.“

„Mein Name ist Weiß, und ich ...“

„Das ist eine gute Freundin, Papa“, unterbrach Ramona sie. „Komm erst mal mit ins Bad, damit du dich frisch machen kannst.“

„Ja, wenn du meinst.“

Ramona führte ihren Vater ins Bad, legte ihm die frischen Sachen hin, die ich inzwischen geholt hatte, und drehte die Dusche auf. Dann kam sie zurück. „So kenne ich ihn überhaupt nicht. Als ich Papa das letzte Mal sah, war er noch geistig besser zurecht.“

„Vielleicht ist er nur erschöpft“, meinte ich.

„Hoffen wir es.“

Eine halbe Stunde später kam Herr Lind frisch geduscht aus dem Bad und setzte sich an den Küchentisch. „Jetzt geht es mir etwas besser. Ich war ganz durcheinander“, sagte er.

Ramona strich ihm liebevoll über die Schulter. „Das macht nichts. Wir sind alle mal verwirrt, und in diesen Zeiten ist das ja auch kein Wunder.“

„Du wirst lachen, ich weiß tatsächlich gar nicht mehr, wie ich hierhergekommen bin.“ Er schien zu überlegen. „Mein Koffer!“ Er schreckte hoch. „Die haben mir meinen Koffer weggenommen!“

„Wer hat dir deine Sachen genommen?“

„Die Leute am Bahnhof. Richtig! Ich bin mit dem Zug gereist. Ich wollte zu dir.“ Er sah seine Tochter traurig an. „Ich wollte dich holen, Ramona. Nach Hause.“

„Nach Hause?“, wiederholte Ramona leise.

„Ja. Im Fernsehen zeigen sie so viele schlimme Sachen von der Stadt, in der du lebst. Wie heißt sie? Ich komme nicht auf den Namen.“ Verzweifelt suchte er in seinen Erinnerungen.

„Berlin, Papa. Berlin.“

„Ja. Berlin.“ Hoffnungsvoll blickte er seine Tochter an. „Ich nehme dich mit zu mir. Zu Hause ist alles gut.“

Ramona lief eine Träne über die Wange. „Darüber sprechen wir morgen, Papa. Jetzt musst du erst einmal schlafen.“

„Ja, vielleicht hast du recht. Ich bin müde.“

„Katrin, könntest du heute mal auf der Couch übernachten?“ Die Kommissarin nickte lächelnd.

Zusammen bezogen wir das Gästebett und legten Herrn Lind angezogen hinein. „Schlaf schön, Papa“, sagte Ramona, dann deckte sie ihn zu, schloss die Jalousien, und wir verließen den Raum.

Herr Lind schlief sofort ein.

„Was willst du jetzt tun?“, fragte ich Ramona, als wir wieder im Wohnzimmer saßen.

„Erst mal muss ich das Heim informieren, dass er hier ist. Es wundert mich eh, dass die sich noch nicht bei mir gemeldet haben. Und morgen werde ich ihn zurückfahren.“

„Nach Nürnberg? Wann bist du denn dann wieder da?“

„Je nachdem, wie es ihm geht und was dann noch im Heim zu regeln ist. Ich denke, es wird Samstagabend werden.“

„Soll ich mitkommen? Bis Sonntag ist nichts mehr zu tun.“

„Nein, ich möchte das alleine machen.“

„Ich begleite dich“, sagte Katrin.

Ramona schüttelte den Kopf. „Du weißt, dass das gar nicht geht. Du bist zum Schutz von Manuel abgestellt und nicht zu meinem.“

„Ich habe kein gutes Gefühl dabei“, sagte ich.

„Ich pass schon auf mich auf. Versprich mir nur, dass ihr nicht aus dem Haus geht, damit ich mir um dich keine Sorgen machen muss“, meinte sie augenzwinkernd.

Eine falsche Entscheidung

Ramona kam erst gegen neun Uhr los, da ihr Vater nachts mehrmals aufgestanden war und in der Wohnung herumirrte. Nur mit viel Geduld hatte sie es geschafft, ihn wieder in sein Bett zu bekommen, und war am Morgen entsprechend erschöpft.

„Passt gut auf euch auf“, sagte sie, als wir jetzt am Auto standen. Ich drückte meine Verlobte fest und sog dabei den Duft ihres Haars ein. „Melde dich, sobald du angekommen bist.“

Sie küsste mich sanft zum Abschied und stieg dann in ihren roten Ford. Ihr Vater saß bereits auf dem Beifahrersitz und drehte eine CD-Hülle hin und her, die er wohl in der Ablage gefunden hatte. Ich winkte zum Abschied, dann fädelte sie ihren Wagen in den zähen, chaotischen Verkehr ein und fuhr davon.

Ritter, der heute auf mich aufpasste, war mit heruntergekommen und rauchte entspannt.

„Kann ich auch eine haben?“, fragte ich nach einer Weile.

„Sie rauchen?“, meinte er überrascht und hielt mir die zerknitterte Packung hin.

Ich nahm eine. „Eigentlich nicht. Ab und zu paffe ich eine, aber nur, wenn Ramona nicht dabei ist. Ich mag den Duft von Tabak irgendwie.“

„Das ist ja lustig. So etwas habe ich noch nie gehört.“

„Sollten wir nicht mal zum Du übergehen?“

Ritter streckte mir mit verschmitztem Lächeln seine Hand entgegen. „Gerne. Angenehm, ich bin Peter.“

Ich griff zu und meinte lachend: „Manuel, sehr erfreut.“

„Na, das hätten wir ja dann geklärt. Wollen wir hoch?“

Mein neuer Freund schnippte seine Kippe weg, und dann zogen wir langsam durch das Treppenhaus. Als wäre es nun schon Tradition, stand Kenan vor seiner Tür und rauchte ebenfalls. „He, ihr beiden. Ramona ist weggefahren?“

„Ja, sie bringt ihren Vater zurück nach Nürnberg.“

„Ah, den älteren Herren, richtig. Dann bist du heute Abend ja Strohwitwer, wie man so schön sagt.“ Er blies eine dicke Wolke Rauch aus. „Wie wäre es, wenn wir später um die Häuser ziehen?“

Ich grinste. „Eine schöne Idee, aber ich stehe unter Polizeischutz und verlasse das Haus besser nicht.“

„Polizeischutz? Von dem da?“ Er deutete frech grinsend auf Ritter, der sich gerade aufregen wollte. „Soll der Bulle doch einfach mitkommen!“

Ritter war nun wirklich wütend und ballte die Fäuste.

Kenan ging wie ein Boxer leicht in Hocke und hob abwehrend die Hände. „Sachte, sachte. Mann, verstehst du keinen Spaß?“ Die beiden waren schon seit ihrer Diskussion am Dienstag per Du.

„Wie würde es dir gefallen, wenn ich dich mit Musel anreden würde?“, fragte Ritter ernst.

„Ja, du hast ja recht. Sorry. Also, was ist mit heute Abend? Ich kenne da eine wirklich coole Bar.“

„Ich dachte, du trinkst keinen Alkohol“, meinte ich.

„Ab und zu geht das schon mal.“

Scheinheilig, dachte ich und musste innerlich schmunzeln. „Wir überlegen es uns, okay?“

„Alles klar! Ich hole euch um halb neun ab“, sagte er und verschwand in seiner Wohnung.

Ritter ging einige Stufen aufwärts. Dann meinte er: „Keine Chance.“

„Ach komm, so übel ist der Bursche doch gar nicht.“

„Ich meine nicht Kenan. Ich bin für dich als Aufpasser eingeteilt, da können wir nachts nicht einfach durch die Kneipen ziehen, das wäre unverantwortlich.“

Beim Aufschließen der Wohnungstür graute mir beim Gedanken, nun bis Sonntag in der Wohnung hocken zu müssen. Dann fiel mir ein, dass ich nicht einmal etwas Essbares im Haus hatte. „Peter! Wir sind drei ausgewachsene Kerle. Die Stadt ist voll mit Polizei und Militär. Was soll da passieren? Lass uns wenigstens etwas essen gehen. Wir können deinen Wagen nehmen und dann direkt vor dem Lokal parken.“

Ritter schien hin und her gerissen zu sein. Auch ihm gefiel sicher der Gedanke nicht, die Abende vor dem Fernseher verbringen zu müssen. Wortlos ging er in den Küchenbereich und schaute in den Kühlschrank. Krachend schlug er ihn zu und rief durch den Raum: „Da ist ja wirklich nichts drin!“

„Eben. Wir haben wegen der ganzen Aufregungen gestern alle nicht daran gedacht, etwas einzukaufen, und die letzten Reste haben wir heute Morgen zum Frühstück verputzt.“

„Das sind ja schöne Aussichten.“

„Siehst du! Es bleibt uns also gar nichts anderes übrig, als irgendwo zumindest einen Happen essen zu gehen.“

„Manuel! Ich lande in des Teufels Küche.“

Kenan holte uns pünktlich ab. Er hatte sich fein herausgeputzt und stand, mit schwarzem Anzug und weißem Hemd bekleidet, vor der Wohnungstür. Aber irgendetwas war anders als sonst. „Wo ist dein Bart geblieben?“, rief ich überrascht.

„Da staunst du, was?, lachte er und strich sich über sein glatt rasiertes Kinn. „Mal was anderes. Jetzt schaut der Bulle mit seinem grauen Dreitagebart arabischer aus als ich.“

„Das habe ich gehört!“, schallte es aus der Wohnung.

Kenan kicherte und meinte dann zu mir: „Ich hoffe, du bist noch nicht wirklich angezogen.“

Ich sah an meinem T-Shirt entlang zur hellen Hose und den Turnschuhen. „Wieso? Wie meinst du das?“

Ritter kam aus dem Bad und breitete seine Arme aus, als wolle er zum Tanz auffordern. Er hatte eine dunkle Kombination an, und darunter trug er ebenfalls ein offenes weißes Hemd. „Der Muskel hat leider recht, Manuel. So kannst du nicht mit.“

Ich verzog das Gesicht, ging in mein Zimmer und kramte meine schwarze Jeans hervor, warf ein hellgraues Stoffhemd über und zwang mich in meine dunklen Ausgehschuhe. Fertig umgestylt sprang ich mit einem lauten „Tadaa!“ in den Flur, wo meine zwei Kumpane wohlwollend die Daumen hoben.

„Jetzt können wir los“, meinte Kenan und zog die Tür auf.

Die Straßen der Innenstadt waren taghell, denn zum üblichen Laternenlicht hatte die Bundeswehr an allen größeren Plätzen und Ecken gigantische Halogenscheinwerfer aufgestellt, die die Umgebung weitläufig ausleuchten sollten. Die Sicherheitsmaßnahmen der Regierung liefen inzwischen auf Hochtouren, und trotz Ritters Dienstwagen wurden wir auf unserer kurzen Fahrt zweimal von Polizeistreifen kontrolliert.

Es hatte wohl kurz zuvor einen kleinen Regenschauer gegeben, denn hier waren die Straßen nass und dampften noch leicht. Ich saß hinten im Wagen und hatte die Orientierung vollkommen verloren, war aber sehr gespannt, wohin uns mein Nachbar lotsen würde.

„Wir sind da. Ich hoffe, es gefällt euch“, meinte Kenan und stieg aus, nachdem wir in einer Seitenstraße des Kurfürstendamms gehalten hatten. Vom *Marooush* hatte ich vorher noch nichts gehört und war positiv überrascht, als wir die Mischung aus Restaurant, Café-Lounge und Club betraten. Arabische Musik erfreute meine Ohren, und orientalische Düfte entführten mich gedanklich einen Moment lang in das Restaurant in Tunis. Erst eine Woche war das her, und es kam mir vor wie eine Ewigkeit.

Wir warteten geduldig im Eingangsbereich, wo Ritter ab und zu verstohlen einer der vielen hübschen Bedienungen hinterher-schaute.

„Ich habe uns einen Tisch im Clubbereich reserviert. Dort sitzt man sehr schön, und ...“ Kenan grinste verschmitzt, „... dort gibt es heute Abend Bauchtanz.“

Eine Kellnerin kam und führte uns in die Lounge zu einem durch halb transparente Vorhänge abgetrennten *Séparée*, wo wir auf bequemen Sesseln Platz nahmen und erst einmal einen alkoholfreien Aperitif orderten, der, kaum bestellt, auch schon von einer dunkelhäutigen Schönheit gereicht wurde. Wir stießen miteinander an und freuten uns über die Entscheidung, doch ausgegangen zu sein. Dann brachte eine andere Bedienung die Speisekarten, und Kenan erklärte uns die Besonderheiten der verschiedenen ägyptisch-orientalischen Spezialitäten. Letztendlich überließen wir ihm aber die Wahl, und er bestellte „*Mezze des Orients*“, das aus verschiedenen Vorspeisen und Hauptgerichten bestand und auf einem großen marokkanischen Silbertablett an den Tisch gebracht wurde. Dazu tranken wir Tee und orientalische Shakes.

Es schmeckte einfach köstlich, und unsere Laune war ausgezeichnet. Auch an den Nachbartischen herrschte fröhliche Stimmung. Dort wurde gerade kräftig applaudiert und gepfiffen, weil eine der angekündigten Bauchtänzerinnen soeben durch den Saal schwebte. Und auch wenn die Figur der Künstlerin nicht unbedingt meinem Ideal entsprach, strahlten ihre weichen sinnlichen Bewegungen doch eine unglaubliche Erotik auf uns alle aus.

Als wir genüsslich am Verspeisen des Nachtschicks waren, meinte Kenan zu Ritter: „Sag mal, Bulle, wie ist das eigentlich mit dir und den Frauen? Dass du nicht verheiratet bist, hattest du ja schon am Dienstag erzählt. Aber was ist mit der kleinen Kollegin?“

Es schien mir, als reagiere der Kommissar ein wenig zu gereizt für die eigentlich normale Frage. „Katrin? Was soll mit der sein? Sie ist eben eine Kollegin und sonst nichts!“

„Dann bist du entweder schwul oder blind“, entgegnete Kenan, wobei er seinen Blick nicht von der Bauchtänzerin nahm.

Ritte stutzte. „Kannst du nicht einmal klardeutsch reden, Muskel?“

„Na, die steht auf dich. Das merkt man doch überdeutlich.“

„Blödsinn.“

„Peter. Er hat tatsächlich recht“, mischte ich mich lächelnd ein.

„Ihr spinnt beide.“

Kenan winkte ab. „Du bist blind, Bulle.“ Dann drehte er sich zum Nachbartisch und wechselte ein paar Worte mit den weiblichen Gästen dort, die er wohl kannte.

„Ich gehe eine rauchen“, schmolte Ritter und stand auf.

Ich erhob mich ebenfalls. „Warte, ich komme mit.“

„Nee, musst du nicht. Lass mal, ist schon gut.“

„Doch. Denn erstens bist du für mich verantwortlich und kannst mich hier nicht so einfach sitzen lassen.“

„Und zweitens?“

„Und das ‚Zweitens‘ erzähle ich dir, wenn wir draußen sind.“

Ich gab Kenan Bescheid, der aber mit den Damen nebenan so beschäftigt war, dass er nur kurz die Hand hob. Wir schlenderten gerade zum Ausgang, als sich zwei Ober aufgeregt an uns vorbeidrängten und in Richtung Ausgang rannten.

„Da ist irgendwas passiert“, knurrte Ritter, und schon hörten wir lautes Geschrei.

Der Kommissar rannte, wohl beruflich bedingt, instinktiv los und ich natürlich hinterher. Schnell war dann auch klar, woher der Lärm kam.

Ein Bär von einem Mann in schwarzem Sweatshirt und Motorradhose lieferte sich ein heftiges Gerangel mit einem Türsteher, der ihn wohl vor die Tür setzen wollte. Außer sich vor Wut wehrte er sich dagegen, und einer der hinzugekommenen Mitarbeiter hatte eine stark blutende Wunde am Ohr, ließ aber nicht locker.

Jetzt schrie Ritter: „He!“, und: „Sofort aufhören!“ Tatsächlich hielt der Kerl für einen Moment inne und starrte den Kommissar verblüfft an. „Was ist hier los?“, rief Ritter ihm zu.

Der verletzte Mitarbeiter deutete auf den Randalierer und rief: „Dieser Idiot hier schlägt wie ein wildgewordener Irrer um sich, nur weil ich ihn darauf aufmerksam gemacht hatte, dass der Eintritt in Motorradmontur nicht gestattet ist.“

Der Mann brüllte auf. Er packte den Barkeeper und stieß ihn mit einer solchen Wucht gegen die Wand, dass er von dort abprallte und krachend über die Schirmständer flog. Er schlug hart auf dem Boden auf und blieb reglos liegen. Einer seiner Kollegen sprang zu ihm und versuchte ihn hochzuziehen. Ein anderer Kollege hechtete daraufhin, brüllend wie ein Tier, auf den Schläger zu, der ihn aber mit einem heftigen Ruck durch die verglaste Tür warf, die dadurch kreischend in tausend Einzelteile barst. Stöhnend krümmte sich der aus vielen Schnittwunden Blutende und brach dann zusammen.

Der Rocker schüttelte sich, richtete sich auf und drückte sein mächtiges Kreuz durch. Er muss fast zwei Meter groß sein, dachte ich entsetzt. Seine vor Wut blitzenden Augen waren durch dicke schwarze Augenbrauen fast vollkommen verdeckt, und die markante Nase bebte vor Erregung. Auf dem Kopf war er kahl, dafür dominierte ein schneeweißer Kinnbart, der mithilfe goldener Ringe zu einem Zopf gebunden war, sein Gesicht. Seine Haut war übersät mit Tattoos.

Er bückte sich nach einer Lederjacke, die vor ihm auf dem Boden lag, packte sie und richtete dann den muskulösen Arm drohend gegen Ritter. Seine Beine waren dabei wie zum Sprung angewinkelt. Und mit zusammengepressten Zähnen zischte er: „Möchtest du dich auch einmischen, Arschloch? Dann komm her.“

Ritter ging völlig unbeeindruckt einen Schritt auf den Mann zu, der daraufhin ruckartig nach hinten griff, ein langes Messer hervorzog und es drohend auf den Kommissar richtete. Jetzt schlich sich der unverletzt gebliebene Kellner langsam von hinten an den Messerstecher heran, hatte aber nicht bedacht, dass die herumliegenden Glassplitter bei jedem seiner Schritte knirschen würden. Der Schläger drehte sich blitzartig um und trat dem Mann mit voller Wucht in den Magen, der daraufhin mit einem Aufschrei gegen die Wand schlug und zusammensackte.

Ritter aber nutzte die kurze Ablenkung, sprang vor, packte den Mann am Arm und verdrehte diesen mit solch einer Wucht, dass

es krachte. Der Hüne schrie schmerzerfüllt auf und ließ das Messer fallen. Ritter stieß es mit dem Fuß weg und schlug dem Kerl kräftig ins Genick. Daraufhin strauchelte er, kauerte einen Moment lang zuckend auf dem Boden, um dann reglos in sich zusammenzufallen. Der Geruch von Urin stieg mir in die Nase, als sich seine Blase entleerte.

Ein Teil der Gäste und auch ein älterer Herr, der der Geschäftsführer zu sein schien und aufgeregt auf Arabisch und Deutsch redete, kamen jetzt herbeigeströmt. Ich verstand nur, dass man wohl die Polizei verständigt hatte. Ritter steckte sich zitternd eine Zigarette an und setzte sich dann erschöpft auf den Fußboden, ohne auf das herumliegende Glas zu achten. „Ich bin die Polizei“, sagte er ruhig.

Endlich war auch Kenan da. Er kniete sich vor den auf den am Boden liegenden Messerstecher, fühlte dessen Puls und sagte: „Er lebt, scheint aber total weggetreten zu sein.“ Langsam drehte er den Bewusstlosen um, alle Farbe wich aus seinem Gesicht, und er machte einen Satz rückwärts, so als hätte ihn etwas gebissen. „Verdammt!“

„Was ist denn?“, fragte ich verwirrt.

„Wisst ihr, wer das ist?“

Mir schwante Übles.

„Das ist Ivan Kartuska. Der Anführer der Satanos, eine der schlimmsten Rockerbanden Berlins. Die spielen sich zurzeit als Bürgerwehr auf.“

Ritter untersuchte die Jacke des Verletzten nach Waffen und Papieren. Plötzlich bemerkte ich entsetzt, wie Kartuska die Augen aufschlug. Aber da war es bereits zu spät. Flink wie ein Wiesel schnellte er hoch, trat dem noch knienden Kommissar kräftig in die Rippen, sodass dieser vor Schmerz aufschrie und umfiel, und hechtete dann Richtung Ausgang. Dort angekommen, drehte er sich noch einmal zu uns um, wischte sich durch das blutende Gesicht und schrie: „Das wirst du bereuen, Arschloch.“

Dann verschwand er in der Nacht.

Ritter versuchte einen Moment lang hochzukommen und wollte hinterherlaufen, verzog dann aber schmerzerfüllt das Gesicht und taumelte zum einzigen Sofa im Vorraum, auf das er sich kraftlos fallen ließ.

„Wir sollten hier lieber verschwinden“, meinte Kenan.

„Nein! Die Polizei wird gleich hier sein“, klagte der Besitzer.

„Die haben derzeit anderes zu tun, guter Mann.“ Ritter kramte seinen Ausweis hervor und hielt ihn hoch. „Und, wie schon gesagt, bin ich die Polizei.“

Erst jetzt schien der Inhaber des Lokals die Situation richtig zu verstehen und beäugte ungläubig die Papiere. „Kriminalkommissar“, las er vor und fragte dann vorwurfsvoll: „Wer bezahlt mir den ganzen Schaden hier?“

„Sie werden ja wohl eine Versicherung haben, oder?“, meinte Ritter nur und wandte sich dann uns zu. „Wie geht’s den Kellnern?“

Kenan rief ihnen auf Arabisch etwas zu, und sie antworten zwar gequält, schienen aber doch einigermaßen in Ordnung zu sein. „Ich denke, es geht ihnen gut. Niemand ist ernsthaft verletzt. Lass uns abhauen.“

Ritter nickte kaum merklich. Dann stand er auf und zog seine Zigarettenpackung hervor. Er prüfte den Inhalt, warf die Schachtel dann aber resigniert in eine Ecke und fragte: „He, Musel, kannst du mir mal mit einer aushelfen?“

„Ich gebe dir alle meine Kippen, wenn wir hier nur schnell abhauen. Ich habe ein ganz schlechtes Gefühl.“

„Du glaubst doch nicht wirklich, dass dieser Irre zurückkommt?“

„Die Frage ist nicht, ob er zurückkommt, sondern wie schnell. Und er wird nicht alleine antanzen, mein Freund, sondern sein ganzes Ballett mitbringen.“

Ich stand die ganze Zeit wortlos da und fühlte mich von Minute zu Minute unwohler. „Peter, Kenan hat sicher recht. Bitte lass uns sofort fahren.“

Aber als wir endlich gingen, war es bereits zu spät.

Wie ein Krieger stand Kartuska in etwa zwanzig Metern Entfernung vor uns auf der Straße, nass und völlig verdreckt. Der grünlich-blaue Schimmer eines Neonlichts gab seinem blutverschmiereten Gesicht etwas zusätzlich Furchterregendes.

Ich wollte langsam rückwärts ins Lokal zurückgehen, aber Ritter packte mich am Arm und hielt mich fest. Dann rief er: „Hast du noch immer nicht genug? Mit dir werden wir auch ein zweites Mal locker fertig.“

Kartuska sagte kein Wort. Er stand einfach still da und stierte uns an.

Plötzlich war ein Brummen zu hören, und am Ende der Straße blitzten Lichter auf, um dann dort hin und her zu tanzen. Die Lichter kamen näher, und der Krach nahm zu. Er hat seine Gang alarmiert, dachte ich entsetzt.

Tatsächlich rollten nun unzählige, dumpf knatternde Motorräder auf uns zu, stellten sich in einem Halbkreis um uns herum auf, um dann ihre Motoren im Leerlauf abwechselnd aufbrüllen zu lassen. Der Lärm der schweren Maschinen war ohrenbetäubend. Es stank nach Benzin und Abgasen. Das Licht der Scheinwerfer blendete uns, als grelle Lichtsäulen durch den Nebel hindurch auf uns deuteten.

Ritter stand vor mir, und ich beobachtete, wie er vorsichtig sein Handy aus der Hosentasche zog, etwas eintippte und es danach wieder zurückgleiten ließ.

„Lass deine Hände dort, wo ich sie sehen kann, Arschloch!“, schrie jemand, und auch wenn ich im gleißenden Scheinwerferlicht kaum etwas erkennen konnte, wusste ich sofort, wer das gewesen war.

Dann folgte ein lautes „Aus!“

Wie auf Kommando brach der Lärm ab, und eine unheimliche Stille trat ein. Langsam gewöhnten sich meine Augen an die Helligkeit, und ich erkannte, wie einer der Fahrer seinem Anführer etwas zuwarf. Es war ein Stock oder, nein, eine Art Gewehr mit kurzem Lauf.

Erste Gäste kamen neugierig aus dem Lokal, und auch die wenigen Passanten, die heute Abend ausgegangen waren, scharten sich in kleinen Gruppen neugierig um das Szenario. Kartuskas Flinte flammte auf, und ein greller Knall schallte durch die Nacht, gefolgt von einem: „Haut ab, ihr Pack! Verschwindet!“ Die Gaffer stoben panisch schreiend auseinander, und die Gäste des Restaurants drängten hastig zurück ins Lokal.

Der Hüne setzte sich langsam in Bewegung, blieb dann einen Meter vor Kenan stehen, blickte ihm mit spöttischem Grinsen ins Gesicht und sagte mit rauer, heiserer Stimme: „So. Fertigmachen wollt ihr mich.“ Er schlug meinem Nachbarn so unverhofft und heftig mit dem Schaft der Flinte gegen die Schläfe, dass diesem keine Zeit für irgendeine Reaktion oder Abwehr blieb. Kenan fiel lautlos um und blieb auf dem nassen Asphalt regungslos liegen.

Ritter zuckte zusammen. Dann hob er mit einer beschwichtigenden Geste langsam die Hände und sagte ruhig: „Jetzt ist genug, Kartuska. Steck das Ding weg, schwing dich auf dein Moped und verschwinde.“

Der Rocker neigte seinen Kopf ein wenig zur Seite, so als hätte er nicht richtig gehört. Dann ging er einen Schritt auf den Kommissar zu, den Lauf der schweren Waffe direkt auf ihn gerichtet, und fragte: „Woher kennst du meinen Namen, Mann?“

Ritter wich keinen Millimeter. „Ich bin von der Polizei, und dort bist du gut bekannt.“ Noch während er das sagte, begann er vorsichtig seine rechte Hand in Richtung seiner Jackeninnentasche zu bewegen. Sein Gegenüber schaute misstrauisch auf und rief dann mit gefletschten Zähnen, sodass Speichel im Flutlicht der Motorräder in der Luft tanzte: „Lass das!“

„Ich will nur meinen Ausweis rausholen.“

„Nein, nein.“ Kartuska hatte jetzt in eine Art heiseren Singsang gewechselt. „Ich glaube dir auch so, dass du ein Bulle bist.“ Er stand Ritter nun direkt gegenüber. „Und es ist mir völlig egal.“ Sein Unterkiefer malmte, sodass der Kinnbart bebte und die Adern an seinem Hals hervortraten. „Nun, mein Freund, haben nämlich wir das Sagen in Berlin. Jetzt sorgen wir für Ordnung, weil euresgleichen es nicht gepackt hat.“ Verächtlich richtete er die Flinte auf den immer noch am Boden liegenden Kenan. „Ist ja auch kein Wunder, wenn unsere Polizei lieber mit Ausländern um die Häuser zieht, anstatt uns gute Bürger vor ihnen zu beschützen.“

„Du bist Tscheche, nicht wahr?“

Wütend stampfte Kartuska auf den Boden und schrie: „Ich bin hier in Berlin geboren, Bulle.“ Dann drehte er sich zu seiner Gang um und brüllte, die Flinte hoch in der Luft schwingend: „Habt ihr das gehört? Er vergleicht mich mit diesem Pack!“

Ein wütender Aufschrei ging durch die die Fäuste ballende Bande.

In diesem Moment sah ich Blaulicht von beiden Seiten der Straße her auf uns zukommen. Martinshörner heulten auf, und als die Rocker dies bemerkten, wurden sie nervös und starteten nach und nach die Maschinen. Wie ein Wahnsinniger schrie Kartuska daraufhin sein Gefolge an: „He! Sofort ausmachen!“ Man ignorierte ihn, und einzelne Bandenmitglieder glitten bereits los.

Sie wollten wohl über eine Seitenstraße, die links vor uns lag, verschwinden, bevor die Polizei eintraf. Ihr Anführer war außer sich vor Wut und zog den Abzug seiner Flinte. Die Waffe donnerte daraufhin ein zweites Mal los, und das Geschoss durchschlug die Scheibe eines neben uns stehenden Autos. Er kreischte: „Ihr feige Bande!“

Ritter ergriff die Gelegenheit, zog blitzschnell seine Pistole aus der Jacke, sprang vor, packte Kartuska am Kragen seines Sweatshirts, verdrehte es in sich, und legte dann die Mündung seiner Waffe an den kahlen Hinterkopf seines überraschten Gegners. „Lass die Flinte fallen, und ich sage das nicht noch einmal.“ Geräuschvoll spannte er den Hahn.

Kartuska röchelte nach Luft, ließ seine Waffe aber nicht los.

Während die letzten Biker in einer Abgaswolke verschwanden, trafen die Polizeiautos mit quietschenden Reifen ein, und zig Polizeibeamte sprangen mit gezückten Pistolen heraus. Über Lautsprecher befahl jemand, die Waffen fallen zu lassen.

Ich sah eine Frau auf uns zurennen. Auch sie hatte eine Pistole in der Hand und schrie etwas, das ich nicht verstand.

Da bäumte sich Kartuska auf, sprang zur Seite und riss den Kommissar, der sich noch immer an seinem Kragen festhielt, mit sich. Dann hob er blitzschnell seinen Arm und richtete die Flinte auf die sich uns nähernde Frau. Ritter griff an den Lauf von Kartuskas Flinte, um die Waffe wegzudrücken, worauf sie krachend losging. Sofort löste sich ein weiterer Schuss, der aber ganz anders klang, nämlich kurz und dumpf.

Ich sah, wie sich Kartuskas verzerrtes Gesicht langsam entspannte und er in den Armen des Kommissars zusammensackte. Seine Augen stierten mich überrascht an, so als würde er nicht begreifen, was geschehen war. Dann verloren sie langsam ihren Glanz.

Ritter hatte ihn mit seiner Pistole in die Brust getroffen und starrte nun auf seine blutigen Hände. Dann stieß er den Sterbenden von sich weg und sah auf, schaute in Richtung der herbeieilenden Kollegen, und sein Gesicht verzerrte sich zu einem verzweifelten Schrei. „Nein!“, brüllte er, und ich folgte seinem entsetzten Blick bis zu der Frau, die nur ein paar Schritte vor uns taumelte, zu Boden fiel, sich noch einmal erhob, um dann endgültig zusammenzubrechen. Es war Katrin.

Eine schlechte Nachricht

Bitte melde dich dringend. Es ist etwas Furchtbares passiert.

Es war vier Uhr morgens, als ich Ramona diese Nachricht sandte, denn telefonisch hatte ich sie nicht erreichen können. Anscheinend war ihr Handy ausgeschaltet.

Die schrecklichen Bilder der Nacht wollten mir nicht aus dem Kopf. Katrin, wie sie, von einer Kugel aus Kartuskas Flinte getroffen, zu Boden fiel. Peter, der sie, weinend wie ein Kind, im Arm hielt, bis die Sanitäter eingetroffen waren. Die quälenden Fragen der Polizei. Die erbarmungslos penetranten Gaffer. Und nicht zuletzt die aufschreiende Jasmin, als ich ihr erzählen musste, dass ihr Mann mit Verdacht auf Gehirnerschütterung ins Krankenhaus gebracht worden war.

Meine Kehle war ausgetrocknet, und ich musste husten. Also stand ich auf, trank in der Küche einen Schluck Wasser und ging dann zum Fenster, um auf die schlafende Stadt zu blicken.

Was war nur mit Ramona los? Ein leeres Smartphone war völlig untypisch für sie, und warum sollte sie es abstellen?

Ich überlegte, ab wann ich Patrick anrufen könnte. Aber vor sieben brauchte man das bei ihm gar nicht erst zu versuchen, schließlich war Wochenende, und da hatte er sein Handy stets auf lautlos gestellt. Ich wusste nicht, was ich sonst tun sollte, also schrieb ich eine SMS an Ritter, der im Krankenhaus wartete, und fragte, ob es schon etwas Neues von Katrin gäbe.

Er antwortete sofort. Sie wird noch operiert. Es ist alles meine Schuld. Der Kommissar machte sich die größten Vorwürfe, seine junge Kollegin durch den Geheimcode alarmiert zu haben, den er während seines Dialogs mit Kartuska heimlich in sein Handy eingetippt hatte, und gab sich die Schuld an dem Schuss, der sie getroffen hatte.

Ein gepanzertes Armeefahrzeug fuhr langsam die ungewöhnlich leere Straße entlang und scannte mit einem Suchscheinwerfer die Umgebung ab. Die Sicherheitsvorkehrungen in Berlin waren enorm verstärkt worden. Ich sah dem Wagen eine Weile nach, trank noch einen großen Schluck Wasser und ging dann zurück in mein Bett.

Mein Kopfkissen war nass vor Schweiß, und so zog ich Ramonas Kissen zu mir. Ihr Duft stieg mir in die Nase, und noch einmal versuchte ich sie anzurufen, aber noch immer war die Leitung tot.

Vielleicht hat sie ihr Ladegerät vergessen, überlegte ich, schaltete die Lampe ein und sah ins Schubfach ihres Nachttischchens. Es war nicht da. Ängstlich und verunsichert löschte ich das Licht, legte mich auf den Rücken und schloss die Augen.

Schließlich schlief ich doch ein.

Kurz vor sieben weckte mich eine Mitteilung von Ritter aus meinen wirren Träumen, der darin mitteilte, dass Katrin die Operation überstanden hatte und nun auf die Intensivstation verlegt worden war. Er gab mir die Adresse des Klinikums durch und schrieb, dass er nun kurz ins Präsidium müsse, um meinen Personenschutz neu zu organisieren.

Ich überprüfte alle weiteren Nachrichteneingänge meines Handys, aber Ramona hatte noch immer nicht geschrieben. Wieder versuchte ich sie anzurufen, und immer noch war lediglich eine Stimme zu hören, die mir mitteilte, dass der Empfänger zurzeit nicht zu erreichen sei. Ich könne aber eine Nachricht hinterlassen, was ich in Form einer Bitte, sie möge mich doch dringend zurückrufen, auch tat.

Mein Kopf schmerzte wie verrückt.

Fieberhaft überlegte ich, wie die Freundin hieß, bei der sie übernachten wollte. Warum benutzte sie nicht deren Telefon? Ich erwog kurz, ihren Vater anzurufen, ließ die Idee aber gleich wieder fallen. Herr Lind war viel zu verwirrt, und meine Frage hätte ihn nur unnötig aufgeregt.

Resigniert betrat ich das Bad, um meine Morgentoilette zu erledigen, und nach dem Duschen ging es mir tatsächlich ein wenig besser. Um halb acht hielt ich es nicht mehr aus und rief bei Patrick an. Simone hob schlaftrunken ab, freute sich aber über meinen Anruf. Patrick sei im Bad und würde mich gleich zurückrufen.

Ich brühte mir einen frischen Kaffee, den ich nun dringend gegen meine Kopfschmerzen brauchte. Hunger verspürte ich keinen, wir hätten aber sowieso nichts im Haus gehabt. Mit der Tasse in der Hand setzte ich mich auf die Fensterbank, nippte ab und zu von dem heißen Getränk und starrte hinaus. Wie viele Stunden hatte ich hier schon verbracht. Hatte gelesen, Musik gehört oder einfach nur über die Dächer der Stadt geschaut. Das Fenster knarrte leise, als ich es öffnete, um die frische Frühlingsluft einzulassen. Es war ruhig, nur die Vögel zwitscherten, und die

Blätter der großen Linde im Vorgarten rauschten sanft im Wind. Die Welt könnte so schön sein, wenn die Menschen nur friedlicher miteinander umgingen, dachte ich und musste gleichzeitig über meine Naivität lachen.

Das Schellen des Telefons riss mich aus meinen Gedanken, und ich nahm das Gespräch erschrocken an, ohne einen Blick auf den Namen des Anrufers zu werfen. „Ramona!“, rief ich erwartungsvoll.

„Ähm, nein“, vernahm ich eine männliche Stimme, und jetzt erkannte ich sie auch und sagte überrascht: „Herr Bergmann!“

„Ja, Bergmann hier. Entschuldigung, dass ich Sie störe.“

„Ramona ist leider nicht zu Hause“, meinte ich.

„Ja. Ich wollte auch Sie sprechen, Herr Blum. Geht es Ihnen gut? Ich habe gehört, was heute Nacht passiert ist. Schlimme Geschichte.“

Ich bejahte, und er schwieg einen Moment, als fiel es ihm schwer, weiterzureden. Dann sagte er: „Das ist schön. Aber deswegen rufe ich nicht an. Ich habe leider keine besonders gute Nachricht für Sie.“

Mir wurde siedend heiß! Irgendetwas ist mit Ramona! Ich war mir sicher. Aber er redete nicht weiter. Was ist? Mit zitternder Stimme fragte ich schließlich: „Ja?“

„Es tut mir leid, aber Ihr Song wurde aus dem Konferenzprogramm gestrichen. Es hat nichts mit Ihrer hervorragenden Arbeit zu tun. Es geht einzig um die Angst, das Persönlichkeitsrecht ...“

Mehr bekam ich nicht mehr mit, denn ich hatte aufgelegt.

Eine Weile war ich nicht fähig klar zu denken, die Enttäuschung war einfach zu groß und überschattete einen Moment lang selbst die schrecklichen Ereignisse der Nacht.

Wieder klingelte das Telefon, und diesmal war es Patrick. Mit stockender Stimme erklärte ich, was gestern passiert war. Auch fragte ich, ob Simone etwas von Ramona gehört hatte, was er verneinte. Meine Niederlage erwähnte ich nicht, denn ich schämte mich zu sehr. Patrick meinte, er müsse zwar, obwohl es Samstag wäre, kurz in der Firma vorbeischaun, hätte aber gegen Mittag Zeit, und ich solle doch einfach bei den beiden vorbeikommen.

Das Gespräch hatte mir gutgetan. So zog ich mich fertig an und verließ die Wohnung, um Katrin im Krankenhaus zu besuchen.

Gerade als ich aus dem Haus trat, kam mir Jasmin, mit dem kleinen Darius im Arm, entgegen. „Manuel!“, sagte sie sofort in weinerlichem Ton. „Was habt ihr nur getan?“

Ich ging nicht auf ihre Frage ein, sondern erkundigte mich nach Kenans Befinden. Sie erzählte, dass sie gerade aus der Klinik gekommen sei und er, bis auf leichte Kopfschmerzen und blaue Flecken, zum Glück nicht weiter verletzt sei. Er solle allerdings noch eine Nacht zur Beobachtung in der Klinik bleiben. Ich war erleichtert. Dann fragte ich, ob Kenan sich im gleichen Krankenhaus befinde wie Katrin, aber sie wusste zunächst gar nicht, von wem ich redete. Ich verabschiedete mich und wollte gerade an ihr vorbei, als Jasmin fragte: „Ist Ramona noch oben? Dann würde ich kurz zu ihr hochgehen.“

„Ramona ist in Nürnberg. Sie bringt ihren Vater nach Hause“, entgegnete ich und ging weiter.

„Das weiß ich, aber sie ist doch wieder da.“

Verdutzt blieb ich stehen. „Wieder da? Nein.“

„Doch! Sie ist gestern Abend kurz nach neun angekommen, nachdem ihr gerade weg wart. Sie hatte ja noch bei mir geklingelt und gefragt, wo du denn bist.“

„Sie ist nicht hier!“, sagte ich ungläubig. „Ich versuche ja schon die ganze Nacht sie zu erreichen.“

„Das ist wirklich seltsam. Als ich erzählte, dass ihr alle essen gegangen wäret, wollte sie für sich nur noch kurz eine Pizza holen und dann ins Bett gehen. Sie schien ziemlich fertig zu sein. Aber neunhundert Kilometer an nur einem Tag zu fahren, ist ja auch nicht ganz ohne.“

Mein Kopfschmerz meldete sich mit starkem Pochen zurück. Ich war verwirrt. „Steht ihr Auto im Hof?“

„Das weiß ich leider nicht.“ Der kleine Darius fing an herumzuquengeln und wippte in Jasmins Arm hin und her. „Du, ich muss hoch, ein paar Sachen für Kenan zusammenpacken und sie ihm gleich ins Krankenhaus bringen.“

„Ist gut.“

Ich eilte ums Haus, zu unserem Parkplatz. Ramonas Auto stand nicht da. So rannte ich schnell zurück und rief durch das Treppenhaus nach Jasmin. Sie war noch auf dem Weg nach oben. „In welcher Klinik liegt Kenan?“

„Im Franziskus-Krankenhaus, das war sicher das am nächsten gelegene.“

In dem lag auch Katrin. „Könntest du mich bitte mitnehmen? Ramona hat unser Auto wohl mitgenommen.“ Wohin auch immer sie damit unterwegs ist, dachte ich.

Zehn Minuten später beobachtete ich vom Beifahrersitz aus ungeduldig die Straßen, durch die wir schlichen. Alle paar Meter konnte man Randalierer beobachten, die sich mit Polizisten prügelten. Der zoologische Garten war für die morgige Großveranstaltung großräumig abgesperrt worden, und so mussten wir einen weiten Umweg fahren. Jasmin hatte ihren Sohn zum Glück in der Wohnung lassen können, wo ihre Mutter auf ihn aufpasste.

Kurz vor der Klinik gerieten wir zu allem Übel auch noch in eine Demonstration von Rechtsradikalen, die große Schilder mit ausländergefeindlichen Parolen vor sich hertrugen, und mussten stoppen. Da die Notstandsgesetze immer noch Gültigkeit hatten und somit keinerlei Versammlungen erlaubt waren, wurde die Veranstaltung diesmal nicht von der Polizei zwangsgeschützt, sondern vielmehr unter Einsatz von Wasserwerfern und Schlagstöcken niedergemetzelt. Ich kann nicht leugnen, dass mich eine Art Schadenfreude befiel, war mir das braune Gesocks doch schon immer ein Dorn im Auge gewesen.

Meine kurze Befriedigung hielt nicht lange an, denn die Aggressionen und Gewalt vor uns nahmen stetig zu. Schon hörten wir die ersten Scheiben bersten. Ein Stein schlug auf das Dach unseres Wagens, und wir zuckten beide bestürzt zusammen. Jasmin fing an zu weinen. Ich blickte mich um und sah, dass wir hoffnungslos eingekellt waren, denn hinter uns hatte sich eine lange Schlange aus hupenden Autos gebildet, und an ein Umkehren war so nicht zu denken.

Nach einer quälenden halben Stunde ging es endlich weiter, nachdem uns die Polizei über den Mittelstreifen der Fahrbahn hinweg zu einer Nebenstraße gewinkt hatte. Innerlich fluchte ich, weil ich nicht gelaufen war. Andererseits wäre die arme Jasmin, die nun völlig aufgelöst und schniefend über das Lenkrad schaute, wohl kaum alleine zurechtgekommen.

Unser Navigationsgerät zeigte jetzt eine alternative Route an, und weitere dreißig Minuten später parkten wir im absoluten Halteverbot, ein paar hundert Meter vor dem vollkommen überfüllten Parkplatz des Klinikums.

Jasmin griff nach Kenans Sachen, und dann zogen wir los. Je näher wir dem Eingangsbereich kamen, umso dichter wurde die dort ein und aus strömende Menschenmenge, und vor der Anmeldung tummelten sich an die hundert Menschen, die alle durcheinander auf das völlig überforderte Personal einredeten. Jasmin wusste ja bereits, auf welcher Station ihr Mann lag, und gab mir die Zimmernummer. Ich versprach, gleich nach meinem Besuch bei Katrin nachzukommen.

Unter heftigen Beschimpfungen in allen möglichen Sprachen drängte ich mich zur Information vor, um wenigstens einen Blick auf die dortige Orientierungstafel werfen zu können. Ich fand aber keinen Hinweis auf eine Intensivstation, also ging ich dem Wegweiser in Richtung Chirurgie nach.

In jeder Abteilung, die ich nun durchlief, war das Personal ganz offensichtlich am Ende seiner Kräfte angelangt. Patienten lagen in Notbetten auf den Gängen, es wurde gerufen und geschimpft, Verletzte schrien und Angehörige wimmerten. Es war furchtbar.

Plötzlich höre ich jemanden meinen Namen rufen. Ich schaute mich suchend um und erblickte Ritter, der alleine in einer Ecke stand und mir zuwinkte. Er sah unendlich müde aus und schien um Jahre gealtert zu sein. Ich war froh, ihn hier zu treffen, und umarmte ihn kurz, was ihn leicht zu irritieren schien, dann aber erwiderte er den Druck.

„Schön, dass du hier bist, Manuel.“ Er führte mich in einen etwas abgelegenen Teil des Raums, in dem auch eine Kaffeemaschine stand. „Möchtest du einen? Er schmeckt scheußlich, ist aber zumindest heiß.“

„Gerne“, meinte ich.

Ritter goss einen Pappbecher mit der schwarzen Brühe voll und hielt mir eine aufgerissene Fertigmilchpackung hin. Ich schüttelte den Kopf, denn trotz meines leeren Magens verspürte ich keinerlei Hunger.

„Wie geht es Katrin?“

„Sie wird es zum Glück ohne bleibende Schäden überstehen. Die Flinte war mit Schrot geladen, der zwar ziemlich streut, dafür aber keine große Durchschlagskraft besitzt. Sie hat Glück, dass ihr Gesicht und insbesondere die Augen nicht getroffen wurden. Die Milz und der linke Lungenflügel haben aber leider Kugeln abbekommen.“

„Wie lange muss sie noch auf der Intensivstation bleiben?“

„Kommt wohl auf diese Nacht an. Wenn alles gut geht, wird sie morgen Früh auf Station verlegt.“ Er fuhr sich über das bärtige Kinn. „Es ist alles meine Schuld. Ich habe sie ins offene Messer laufen lassen.“

„Aber Peter! Das ist doch Blödsinn.“

Ritter schaute auf und sah mir fest in die Augen. „Es war unverantwortlich. Ich hätte mich schon gar nicht zu diesem Ausflug überreden lassen dürfen. Ich war für deinen Schutz verantwortlich, und die Vorschriften sehen hierfür sicher keine Sauftour vor.“

„Wir waren nicht saufen, sondern lediglich etwas essen. Niemand konnte vorhersehen, dass ein Wahnsinniger diesen schönen Abend zerstört.“ Ich stieß ihn aufmunternd an. „Und jetzt hör auf mit dem Selbstmitleid. Unser Ausflug mag vielleicht tatsächlich nicht euren Sicherheitsbestimmungen entsprochen haben, aber nun ist es, wie es ist. Und wen wird das in diesen Zeiten schon interessieren.“

Ritter senkte den Kopf, und ich berührte seinen Arm. „Hauptsache ist doch, dass es Katrin wieder gut geht. Ist es nicht so?“

Er nickte. „Ja, das ist wahr. Dennoch wird die Sache ein böses Nachspiel für mich haben. Ich muss mich später noch einmal vor meinem Chef rechtfertigen. In der Zwischenzeit müssen wir für heute einen neuen Begleitschutz für dich finden, und das wird schwierig werden, denn praktisch alle freien Mitarbeiter sind für den Schutz des Papstes und der anderen Promis eingesetzt worden.“

„Dieser Wahnsinnige ist doch längst über alle Berge. Außerdem habe ich derzeit ganz andere Sorgen.“

Ritter schaute mich fragend an.

„Ramona ist verschwunden.“

„Wie verschwunden? Wollte sie nicht nach Nürnberg?“

Eine Krankenschwester mit einem Klemmbrett in der Hand kam zu uns und fragte, wer von uns der Kollege von Frau Weiß sei. „Geht es ihr gut?“, fragte Ritter aufgeregt.

„Es ist alles in Ordnung. Frau Weiß wird gleich auf Station verlegt, und dann können Sie Ihre Verlobte auch besuchen. Aber höchstens eine halbe Stunde.“

„So, Verlobte“, meinte ich grinsend, als die Schwester weitergegangen war. Ritter hatte rote Augen, und halb lachend, halb

weinend sagte er: „Das habe ich doch nur so gesagt, damit ich überhaupt zu ihr darf beziehungsweise Informationen über ihren Zustand erhalte.“

Ich erblickte eine Gruppe Frauen und Männer, die sich am anderen Ende des Ganges suchend umsahen. Jetzt erkannte einer von ihnen wohl Ritter und winkte in unsere Richtung. „Schau mal, kennst du die?“

Der Kommissar wischte sich mit dem Ärmel über die Augen und kehrte zu seinem lässigen Blick zurück. Dann winkte er die Gruppe her. „Das sind Kollegen. Die wollen sicher alle wissen, wie es Katrin geht.“

Die Kriminalisten zwängten sich durch die Menge, überhäuf-ten Ritter mit Fragen und waren sichtlich erleichtert, als er ihnen die positiven Neuigkeiten bekanntgab. Natürlich wollten alle sofort zu Katrin ans Krankenbett und diskutierten heftig mit der zuständigen Schwester. Aber einer der Kollegen nahm Ritter zur Seite und meinte leise, aber dennoch so deutlich, dass ich ihn verstehen konnte: „Gut, dass du dieses Schwein umgelegt hast.“ Er stieß ihn in die Seite und lachte auf. „Das erspart uns viel Arbeit.“ Dann wurde er ernst. „Pass auf, ich habe mit den anderen gesprochen und die ganze Sache ein wenig in ein anderes Licht gerückt.“

Ritter schielte unsicher zu mir.

Der Kollege fuhr fort: „Die offizielle Version ist die, dass dieser Typ, auf den du aufpassen solltest, einfach von zu Hause abgehauen ist und ihr ihn im Araberschuppen habt auflösen müssen.“ Er schlug auf Ritters Arm, fragte: „Alles klar?“, und wandte sich den anderen zu.

Noch bevor der Kommissar etwas zu mir sagen konnte, hob ich beschwichtigend die Hand. „Kein Problem, Peter. Das ist in Ordnung. Letztendlich kannst du für die Misere am allerwenigsten.“

Er drückte mir, ohne etwas darauf zu antworten, fest die Hand, und seine Mimik sprach für ihn den Dank aus.

„Ich gehe dann mal. Ich will noch schnell zu Kenan.“

„Warte. Was ist mit Ramona? Du sagtest vorhin, sie sei spurlos verschwunden?“

„Ja, und das macht mir schon irgendwie Sorgen. Sie ist mit dem Auto unterwegs und geht nicht ans Telefon, was vollkommen untypisch für sie ist.“

„Sicher ist sie beruflich unterwegs, wegen der ganzen Prominenz, die morgen in Berlin sein wird.“

„Nein, ihr Chef sucht sie auch.“

„Pass auf, ich gehe schnell zu Katrin, und danach besorge ich dir erst mal einen neuen Personenschutz. Ich muss sowieso zu meinem Chef, da kann ich das gleich mit abklären. Danach können wir überlegen, was wir wegen Ramona unternehmen. Also warte kurz.“

Ich nickte und sah der Truppe hinterher, wie sie, von der Schwester angeführt, lautstark in Richtung Station lief.

Eine SMS piepte. Es war von Ramona! Endlich.

Ich las: Manuel, mach dir keine Sorgen. Ich bin auf etwas ganz Großem drauf und Teil des Spiels. Wir sehen uns morgen. Nein! Du wirst mich sehen! Ramona.

Noch völlig verblüfft von diesem wirren Inhalt wählte ich ihre Nummer. Aber das Handy war bereits wieder ausgeschaltet. Plötzlich hatte ich keine Lust mehr auf Kenan oder einen neuen Personenschutz. Ich wollte nur noch weg von hier. Also rannte ich los, lief über die Gänge, stolperte über Rollstühle, rempelte herumstehende Besucher an und kümmerte mich nicht um deren wütende Beschimpfungen. Wie in Trance hetzte ich am Empfang vorbei auf die Straße, wühlte mich durch die Menschenmenge dort und kam erst zur Ruhe, als das Krankenhaus weit hinter mir lag.

Erschöpft ließ ich mich benachbarten Park auf einem großen Granitblock nieder, verschränkte die Arme über dem immer noch heftig schmerzenden Kopf und wollte mich nur noch verkriechen. Alles kam jetzt irgendwie zusammen. Die Enttäuschung über meinen abgelehnten Song. Die Sache mit Katrin. Und nun fing auch noch Ramona an zu spinnen? Meine kleine Welt brach auseinander, und das schmerzte mehr als die ganzen restlichen Probleme der übrigen Menschheit. Und inmitten der Tausenden von Menschen hier fühlte ich mich unendlich alleine.

Dann fiel mir Patrick ein. Ich wollte ja zu ihm, und er konnte mir ganz sicher helfen. Patrick wusste immer Rat. Bis zu seiner Wohnung war es nicht allzu weit, und so riss ich mich zusammen, erhob mich und ging los, durch die tosende Berliner Innenstadt.

Ein Lichtblick

Simone öffnete mir freudestrahlend die Tür und umarmte mich herzlich. „Patrick ist noch nicht da.“ Dann verzog sich ihre Miene. Sie begutachtete mich mit einer Armeslänge Abstand und fragte verwundert: „Wie schaust du denn aus?“ Dann stieß sie leicht hysterisch hinterher: „Was ist denn mit dir los?“

„Lass mich erst mal rein.“

Sie trat stumm zur Seite und beäugte mich weiterhin mit skeptischem Blick, als ich eintrat. „Und überhaupt“, sagte sie nun, „ich dachte, ihr steht unter Personenschutz. Wieso kann dann Ramona weg sein?“ Simone spähte noch einmal in den Hausflur, als erwarte sie eine weitere Person. „Wo sind denn die Polizisten, die auf euch aufpassen?“

„Nur ich stehe unter Schutz, und ja, es ist alles ziemlich kompliziert.“

Wir gingen ins Wohnzimmer, einen großen Raum mit hellem Parkettboden, in dem eine Gruppe dunkler Ledersofas und ein riesiger Fernseher standen, und setzten uns. Alles war wie immer blitzblank.

„Möchtest du einen Kaffee?“ Simone saß mir gegenüber und blickte noch immer ziemlich verwundert. Sie zupfte unentwegt an ihren Haaren herum.

„Wenn ich ehrlich bin, ja. Und hast du eventuell ein Stück Brot da? Ich habe heute noch nichts gegessen.“

„Patrick wollte was vom Italiener mitbringen, und wie ich meinen Göttergatten kenne, reicht das eh für eine ganze Fußballmannschaft. Ich kann dir aber auch vorher gerne etwas von gestern warm machen.“

„Nein, ich warte. So schlimm ist es nicht. Nur ein Kaffee wäre wirklich sehr nett.“

Simone erhob sich und fragte, während sie in die Küche ging: „Hast du schon gehört, dass die Polizei gestern Nacht hier gleich um die Ecke einen Rocker niedergeschossen hat?“

„Ich war dabei“, meinte ich zögernd. „Und Ritter und Kenan auch.“

Die Kanne schepperte gegen die Kaffeemaschine, als Simone sich ruckartig umdrehte und schrie: „Was bitte?“

Zum Glück kam Patrick just in diesem Moment gut gelaunt mit zwei riesigen Plastiktüten, eine davon in der Hand haltend,

die andere zwischen die Zähne geklemmt, in die Wohnung herein-spaziert, warf seinen Schlüsselbund auf den Tresen und hievte das mitgebrachte Essen auf den Küchentisch.

„He! Manuel, mein Freund“, rief er, während er den Raum ab-suchte. „Ist Ramona noch immer nicht aufgetaucht?“ Dann fiel sein Blick auf Simone, die völlig entgeistert dastand und jetzt fort-während an ihrem blauen Kleid entlangstrich. „Was ist hier denn los? Ihr schaut ja, als hätte ich euch bei etwas erwischt!“ Er trat grinsend an mich heran, drohte mit dem Zeigefinger und meinte augenzwinkernd: „Ich wusste schon immer, dass ihr etwas mitei- nander habt.“ Grinsend sah er zu Simone und wartete vergeblich auf eine ihrer typischen Reaktionen. Dann drehte er sich ziemlich verunsichert zu mir um, dann zurück zu seiner Frau.

„Patrick, jetzt ist keine Zeit für deine derben Sprüche“, sagte Simone ernst.

Ich erzählte meinen Freunden die Geschehnisse der letzten vierundzwanzig Stunden, die sie mit ungläubigem Kopfschütteln quittierten. „Das ist ja ein Ding. Und Katrin geht es wirklich gut?“, fragte Patrick, nachdem ich geendet hatte.

„Ja, sie hatte wohl ihren Glückselig dabei.“

„Das mit dem Song ist ja auch heftig.“

„Es ist auch meine Schuld. An Copyright-Probleme hätte ich denken müssen. Ich habe es abgehakt. Ich mache mir viel mehr Sorgen um Ramona.“

„Sie hat sicher nur eine tolle Überraschung für dich. Vielleicht konnte ihr Chef bezüglich des Liedes doch noch etwas machen. Wer weiß?“ Simones Frohnatur war irgendwie immer aufbauend.

„Du bist lieb. Aber dann würde sie nicht solch einen Schmarrn schreiben. Ich bin auf etwas ganz Großem drauf. Was ist das denn für ein Deutsch? Und sie sei Teil des Spiels. Welches Spiel? Das alles ist doch kein Spiel.“

„Ach was. Solche Tippfehler mache ich auch immer wegen die- ser blöden Autokorrektur. Und warum sollte Ramona sich denn sonst so geheimnisvoll geben, wenn es nicht etwas ganz Besonde- res wäre, das mit dir zu tun hat? Und das mit Spiel ist bestimmt nur ein kleiner Hinweis auf dein Stück. Ich bin mir sicher.“

„Das ist auch wieder wahr. Simone hat sicher recht“, sagte Pat- rick und stand auf. „Komm, wir essen das Zeug, das ich mitge- bracht habe. Auch wenn mir nun der Appetit ein wenig vergangen ist.“

Simone ging voraus und berührte mit kritischem Blick die Verpackung. „Das ist nicht italienisch.“

„Ich weiß. Ich hatte plötzlich einfach Lust auf Chinesisch. Und kalt ist es nun sicher auch. Aber der kleinen Asiatin im Laden konnte ich einfach nicht widerstehen.“ Er zwinkerte mir heimlich zu.

Simone reagierte jedoch wieder völlig ungewohnt und sagte nachdenklich: „Ich mache es noch mal kurz warm. Setzt euch schon mal hin.“

Patrick verzog überrascht das Gesicht. „Ist mit dir auch irgendetwas?“

„Ach, irgendwie mache ich mir um mein Schätzchen trotzdem ein wenig Sorgen. Warum zum Beispiel hat mir Ramona nicht erzählt, was sie vorhat? Das tut sie sonst nämlich immer, egal, um was es sich handelt. Und dass sie nicht ans Telefon geht, ist tatsächlich seltsam. Vielleicht sollten wir sie doch suchen gehen?“

„Suchen? Ja wo denn?“, fragte Patrick.

Ich betrachtete die Fische in dem großen Aquarium der beiden. Ein kleiner einsamer Goldfisch schwebte langsam an mir vorbei, und ich klopfte ein wenig gegen die Scheibe, worauf er erschrocken davonschwamm und im Schwarm der anderen Fische unsichtbar wurde. Patrick hatte recht. Ramona zu suchen, war völlig aussichtslos, insbesondere, wenn sie gar nicht gefunden werden wollte, wovon ich ausging. Aber was hatte sie nur vor?

„Ich hab's!“, rief Simone plötzlich ganz aufgeregt. „Jetzt weiß ich, was los ist! Sie hat mithilfe ihrer Zeitung das Kind oder dessen Eltern ausfindig gemacht und versucht nun bis morgen eine Unterschrift oder so was zu bekommen! Ich liebe meine Süße! Was für eine schöne Überraschung für dich!“

So absurd Simones Idee auch klang, war sie doch tatsächlich die einzig logische Erklärung. Simone klatschte in die Hände und blickte dann ganz verschwörerisch. „Aber hört mal, wenn sie dann die Katze aus dem Sack lässt, müssen wir alle sehr überrascht tun!“

„Na, ich weiß nicht“, meinte Patrick skeptisch. „Aber vielleicht hast du ja recht. Ramona ist ja einiges zuzutrauen.“ Er setzte sich an den Tresen, wo Simone nun gedeckt hatte, und goss uns Wein ein. „Lassen wir uns überraschen.“ Dann reichte er mir ein Glas. „Und nun erst mal zum Wohl.“

„Wein am Mittag! Ihr spinnt ja wohl“, empörte sich seine Frau, griff aber gleichzeitig selbst nach ihrem Glas und trank, ohne mit uns anzustoßen, einen kräftigen Schluck. „Ach, was soll's!“

Als ich drei Stunden später, es war ungefähr achtzehn Uhr, nach Hause kam, ging ich in mein Studio und spielte meinen Song ab. Der Gesang des Mädchens war so zauberhaft. Wie schade wäre es, wenn das Video so einfach unbeachtet bliebe. Vielleicht könnte ich es auf einer Internetplattform veröffentlichen. Facebook oder YouTube.

Ich war gerade dabei, mir die technische Umsetzung zu überlegen, als ich eine Nachricht erhielt. Sie kam von Jennifer: *Sind gerade gelandet. Möchtet ihr morgen Früh mit mir frühstücken? Dann stelle ich euch auch meinen Vater vor.*

Ich war erst vollkommen perplex, aber dann fiel mir ein, dass Ramona ja so etwas angedeutet hatte. Stimmt, Jennifers Vater würde an der Konferenz teilnehmen.

Ich schrieb: *Liebe Jennifer. Ich komme sehr gerne. Leider ist Ramona zurzeit nicht da, und ich weiß nicht, wo sie ist. Ich erkläre alles morgen. Wann soll ich wohin kommen?*

Oh, das hört sich seltsam an. Magst du um neun Uhr ins Adlon kommen?

Sehr gerne. Ich freue mich, dich wiederzusehen.

Ich freue mich auch. Ich las in der Zeitung von deiner Heldentat. Mein Vater ist sehr gespannt auf dich. Bis morgen.

Ich versuchte noch einmal Ramona zu erreichen, vergeblich. Dann legte ich das Telefon weg, schaltete auch den Computer aus und ging in mein Zimmer. Ich legte mich so wie ich war ins Bett und schlief vor Erschöpfung augenblicklich ein.

In dieser Nacht träumte ich die verrücktesten Dinge. Vom sterbenden Kartuska, der plötzlich das Gesicht von van Weyden hatte. Ich tanzte mit Jennifer auf einem großen Ball, und Ramona beobachtete uns. Ich rannte durch Berlin, auf der verzweifelten Suche nach dem Mädchen, damit ich ihre Unterschrift bekäme. Ich sah das Kind, inmitten von Dreck und Elend singen, und ich weinte in meinem Traum. Das Mädchen hatte so schöne Augen, die immer näherkamen und immer größer wurden. Plötzlich schlossen sie sich, und es war, als endete in diesem Moment die Zeit, mit diesem Augenschlag.

Als ich aus dem Schlaf hochschreckte, war es drei Uhr in der Nacht. Schweißgebadet ging ich ins Bad, zog mich aus und schlüpfte in ein frisches T-Shirt. Ich wählte noch einmal Ramonas Nummer und bemerkte dabei, dass Ritter wohl versucht hatte mich anzurufen. Dann ging ich zurück ins Bett und wälzte mich unruhig hin und her, bis ich schließlich doch wieder einschlief.

Jennifers Vater

Das *Adlon* war schwer bewacht und an diesem Wochenende nur für die Prominenten und das auch nur über einen rückwärtigen Sondereingang zugänglich. Ich hatte daher Jennifer angerufen und ihr erklärt, dass ich ohne eine persönliche Einladung keinen Einlass ins Hotel gewährt bekäme. Sie wollte sofort herunterkommen und das klären.

Auf dem großen Platz zwischen dem Brandenburger Tor und Jennifers Hotel, das seitlich dahinter in Richtung Innenstadt lag, liefen die Vorbereitungen für die abendliche Veranstaltung noch immer auf Hochtouren.

Der Wind wehte heute stark, und immer wieder zogen Wolken in beeindruckender Geschwindigkeit am sonst blauen Himmel entlang. Die Arbeiter hatten große Mühe, die letzten technischen Geräte am Wahrzeichen von Berlin zu befestigen. Die Bühne befand sich auf der gegenüberliegenden Seite und war direkt mit dem Tor verbunden worden. Gigantische Lautsprecher und Lichtanlagen waren aufgebaut, und überall hingen Transparente mit dem Logo der Konferenz, einer weißen Taube, wie einfallsreich. Hoch oben auf der Spitze des Brandenburger Tors waren verschiedene Geräte aufgebaut, die die aufwendige Lasershow steuern würden.

Danach folgte ein von der Polizei abgesperrter und streng bewachter Bereich, in dem die besonderen Ehrengäste sitzen sollten. Für die allgemeine Bevölkerung war das gesamte restliche Gelände vorgesehen, das sich vom anschließenden Tierpark bis hin zur Siegestsäule zog. Das gesamte Areal war von einem großen Zaun eingegrenzt worden.

Gerechnet hatte man mit ungefähr einer Million Besucher im eingezäunten Bereich, allerdings drängten sich dort jetzt schon sehr viel mehr Menschen, zumindest, wenn man den Medienberichten Glauben schenken wollte. Die Eingangskontrollen waren streng und wurden von Soldaten durchgeführt. Jeder Gegenstand, der auch nur annähernd wie eine Waffe aussah oder als solche hätte fungieren können, wurde konfisziert. Transparente, Getränke, Kameras, ja, nicht einmal Regenschirme waren gestattet. Die bisher anwesenden Besucher waren durchweg friedliche

Menschen. An Ständen wurden alkoholfreie Getränke und Fast-food verkauft, und die Stimmung erinnerte mehr an ein Musikfestival als an eine politische Veranstaltung. Flüchtlinge oder Asylanten, zumindest die, die man als solche anhand ihrer Hautfarbe hätte identifizieren können, waren bisher wenige vertreten. Ich wunderte mich darüber, denn die Konferenz war ja schließlich auch für sie ins Leben gerufen worden. Andererseits hatte die Regierung mit großem Aufwand dafür gesorgt, die Betroffenen zurück in die Großlager zu bringen, und die Verantwortlichen wollten sicher so schnell keine zweite Völkerwanderung erleben.

Außerhalb des abgesperrten Gebietes war die Stimmung allerdings eine völlig andere. Im Fernsehen konnte man schon seit Tagen live mitverfolgen, wie sich dort unterschiedliche Banden heftige Auseinandersetzungen mit der Polizei lieferten. Längst handelte es dabei nicht mehr um Demonstranten, mit unterschiedlichen Sichtweisen auf die Flüchtlingsproblematik, sondern um Kriminelle und gewaltbereite Gruppen, die die angespannte Lage einfach ausnutzten, um zu provozieren oder sie für organisierte Diebstähle, Raubzüge und Überfälle zu missbrauchen. Hinzu kam es auch immer wieder zu massiven sexuellen Belästigungen und blutigen Schlachten zwischen den verschiedenen radikalen Religionsgruppen.

Und als ich nun so dastand und dies alles beobachtete, fragte ich mich immer wieder, was die geplante Konferenz gegenüber so viel Aggression eigentlich ausrichten sollte.

Endlich sah ich Jennifer, wie sie mir freudig winkend entgegenlief. Ihre blonden Haare flatterten im Wind, und in ihrem engen dunklen Kleid sah sie einfach unbeschreiblich schön aus. Sie sprang mir in die Arme, drückte mich innig, und ich erinnerte mich sofort an ihren Duft, süß und lieblich, wie ein Feld bunter Blumen. „Mamuel! Es ist so schön, dich wiederzusehen!“

Ihre beiden Bodyguards liefen hektisch hinter ihr her und diskutierten aufgeregt mit ihr, als sie sie endlich eingeholt hatten. Sicher hatte Jenny wieder einmal sämtliche Sicherheitsvorschriften missachtet. Sie winkte ab und zog mich in Richtung des Hintereingangs, wo ich mich ausweisen musste, um einen entsprechenden Besucherschein zu erhalten.

„Wie geht es dir? Ramona ist nicht dabei? Was ist mit ihr?“

„Jennifer, in den letzten Tagen ist so unendlich viel passiert. Ich weiß gar nicht, wo ich anfangen soll.“

„Dann lass uns erst mal einen Kaffee trinken. Komm mit.“

Sie führte mich durch die luxuriöse Lobby in einen großen Frühstückssaal, wo Kirchenfürsten, in prächtigen Gewändern, mit allgemein bekannten Gesichtern aus der Politik und dem Showbusiness zusammensaßen.

Eine freundliche Servicekraft führte uns an einen etwas abseits gelegenen Tisch, der bereits prachtvoll eingedeckt war, und fragte lächelnd: „Wünschen Sie am Büffet selbst zu wählen oder dürfen wir Ihnen etwas servieren, Miss Jennifer?“

„Wir warten noch auf meinen Vater. Bitte nur Kaffee“, meinte Jenny, und die Angestellte entfernte sich mit einer leichten Verbeugung.

„Na, ihr scheint ja wirklich sehr bekannt zu sein.“

„Ach, ich nicht, aber mein Vater schon.“ Sie schaute sich um, während sie das sagte. „Er gibt gerade noch ein Interview, müsste aber gleich fertig sein. Aber nun erzähle: Was ist los? Berlin scheint noch ein wenig chaotischer geworden zu sein. Kann das sein? Aber diese Probleme will man heute ja angehen.“

„Leider ist nicht nur Berlin das Problem. Ganz Europa scheint verrückt zu spielen. Ich habe gehört, dass dein Vater heute eine große Spendenaktion starten wird, für die Armen der Welt. Ist das richtig?“

„Ja, aber nicht nur. Du wirst es heute Nacht ja sehen. Aber bitte spann mich nicht auf die Folter. Was ist mit meiner Ramona?“

Ich schielte rasch auf mein Handy. „Ramona ist verschwunden.“ Und dann erzählte ich der staunenden Jennifer in möglichst knappen Worten die Ereignisse der vergangenen Tage.

„Wow! Was habt ihr nur erlebt?“, meinte sie, nachdem ich geendet hatte. „Aber die Erklärung von eurer Freundin scheint mir auch sehr einleuchtend zu sein. Würdest du mir das Video einmal zeigen? Es muss ja ein ganz besonders wundervolles Werk sein.“

„Ich denke, dass ich es bald auf YouTube veröffentlichen werde, auch auf die Gefahr hin, Ärger wegen der Rechte zu bekommen. Dann schicke ich dir den Link.“

„Hast du es nicht auf deinem Smartphone gespeichert? Dann könnte ich es gleich ansehen.“

„Doch schon. Wenn du Zeit dafür hast.“

„Na klar.“

Ich wollte gerade mein Handy einschalten, als ich einen der bekanntesten Brillenträger der Welt den Saal betreten sah. Ich stieß Jennifer an und meinte: „Schau mal!“

Sie blickte in die Richtung, in die ich verstohlen gedeutet hatte, und meinte nur: „Was denn?“ Dann fing sie wild an zu winken und stand auf. „Ah, da hinten ist Dad!“

In diesem Moment wurde mir alles klar, und ich rief viel zu laut: „Das ist dein Vater?“

Das Spiel

Bill Gates kam schnellen Schrittes auf uns zu und begrüßte zunächst rasch die beiden Sicherheitsleute am Nachbartisch. Mit weichen Knien erhob ich mich von meinem Stuhl. Als Gates an unserem Tisch angelangt war, umarmte er Jennifer. Dann streckte er mir strahlend seine Rechte entgegen, die ich hektisch ergriff. „You must be Manuel. Jenny told me a lot of good things about you. Nice to meet you!“

„Nice to meet you, too, Mr. Gates“, stotterte ich.

„Oh no! Bill. Let's have a seat.“

Jennifer erklärte ihrem Vater in wenigen Worten auf Englisch, was ich ihr zuvor erzählt hatte. Er hörte aufmerksam zu, nickte ab und zu ungläubig oder schüttelte den Kopf. Dann sagte er etwas, das ich mit meinen schlechten Englischkenntnissen nicht verstand. Jennifer erklärte mir, dass er an dem Video auch sehr interessiert sei, nun aber leider noch ein Interview geben müsse. Wir sollten bitte kurz auf ihn warten.

„Of course“, meinte ich freundlich.

Er bedankte sich für unser Verständnis und ging wieder.

„Mach den Mund wieder zu, Manuel. Hast du denn tatsächlich nichts gewusst? Ramona kam sehr schnell drauf.“

„Ich hatte absolut keine Ahnung, und meine Verlobte kann schweigen wie ein Grab, wenn es darauf ankommt. Dass du die Tochter des reichsten Mannes der Welt bist, hätte ich tatsächlich niemals vermutet. Ich dachte immer, dein Vater müsse ein berühmter Schauspieler oder Musiker sein. Jetzt verstehe ich aber auch, warum er zu dieser Konferenz kommt. Er beschäftigt sich ja schon sehr lange mit den Problemen der Dritten Welt und spendet sehr viel Geld.“

„Ja, das ist wohl wahr. Meine Mutter und er haben zusammen eine große Stiftung gegründet. Aber heute Abend wird er noch etwas ganz Besonderes verkünden. Es gibt eine Überraschung.“

„Ich bin sehr gespannt.“

„Aber nun zeig mir bitte endlich das Video.“

Ich schaltete mein Telefon ein, und gerade in diesem Moment klingelte es. Die Anrufernummer war die von Ramona! Ich ging sofort ran und rief überglücklich ins Telefon: „Ramona! Endlich! Wo steckst du denn nur?“

„Ich hoffe, ich störe Sie nicht allzu sehr“, hauchte eine heisere männliche Stimme.

Es schien, als verliese all mein Blut meinen Körper, und obwohl ich genau wusste, wer am anderen Ende der Leitung war, fragte ich leise: „Wer ist da?“

„Der Tod! So würde ich es vielleicht formulieren. Zumindest aus Ihrer Sicht.“

„Was wollen Sie?“, flüsterte ich.

„Was ich will?“ Er lachte rau. „Sie haben mein Leben zerstört, Herr Blum. Ich war kurz davor, das perfektteste Verbrechen aller Zeiten zu vollenden, und was machen Sie? Sie mischen sich ein und machen damit all meine genialen Pläne zunichte. Dafür werden Sie büßen. Oh, keine Sorge. Ich werde Sie nicht umbringen. Das wäre zu leicht. Ich werde dafür sorgen, dass Sie sich Ihr Leben lang quälen werden. Dass Sie sich für immer in Schmerzen an mich erinnern werden.“

Jennifer warf mir einen fragenden Blick zu. Sie hatte wohl bemerkt, dass etwas nicht stimmte.

„Mit meinem Messer hatten Sie ja bereits Bekanntschaft geschlossen“, fuhr der Anrufer nun fort. „Aber wie schon gesagt, ein schneller Tod wäre wirklich zu einfach. Es würde mich nicht befriedigen. Ich möchte, dass Sie mit mir fühlen. Erkennen, was es bedeutet, einen großen Verlust zu erleiden.“

Ich war unfähig, auch nur ein Wort zu sagen.

„Sind Sie noch da?“, kratzte es durch die Leitung.

Mein Herz schlug so heftig, dass ich jeden einzelnen Schlag in meinem Hals spüren konnte. „Woher haben Sie dieses Handy?“

„Ach ja. Das Handy. Das gehört wohl Ihrer schönen Freundin.“

Ich presste die Augen eng zusammen. „Was ist mit ihr? Bitte tun Sie ihr nichts.“

„Oh, ihr geht es gut. Sie wartet auf Sie. Allerdings endet ihr Leben heute um Punkt einundzwanzig Uhr. Es sei denn ...“

„Warum? Sie hat absolut nichts mit unserer Sache zu tun.“

„Das weiß ich. Aber darauf kommt es nicht an. Wichtig ist nur, was Sie dabei fühlen werden. Wie schon gesagt, ich möchte, dass Sie lernen loszulassen. So wie ich es musste. Und welcher Verlust kann wohl größer sein als der eines geliebten Menschen?“

Wut stieg in mir hoch. „Eine Büste ist kein Mensch!“, schrie ich, sodass Jennifer zusammenzuckte.

„Nofretete ist viel mehr für mich, als es ein Mensch jemals sein könnte. Mein Leben lang bin ich schon besessen von ihr, müssen Sie wissen.“ Er hörte sich nun ganz anders an. Wie ein Vater, der von seiner einzigen und perfekten Tochter schwärmt. „Nofretete war die schönste Frau ihrer Zeit. Und diese Perfektion, dieses Wunder der Natur, wurde gebannt in eine einzigartige Skulptur, die ihre Faszination und Einzigartigkeit auch nach Tausenden von Jahren nicht verloren hat. Aber man steckte sie in einen gläsernen Kasten, in dem sie von unwürdigen Menschen begafft wurde. Zwei Jahre lang erarbeitete ich einen Plan für ihre Befreiung. Ins Museum hineinzukommen, war bald kein Problem mehr. Aber wie sollte ich verschwinden? Die Lösung kam mir, als ich mich, eher zufällig, in der Nähe des Anschlages auf die Bamberger Flüchtlingsunterkunft befand. Natürlich! Eine Explosion im Museum müsste wie ein zufälliger Anschlag aussehen. Und die Wahnsinnstat des verrückten Papstes, mit dem entsprechenden Chaos in Deutschland, erschien mir dann wie eine zusätzliche göttliche Fügung!“

„Sie sind vollkommen verrückt!“, rief ich so laut, dass die beiden Bodyguards aufgeschreckt wurden und skeptisch zu unserem Tisch blickten. Gleichzeitig bereute ich meine Unbeherrschtheit und hatte Angst, er würde nun wütend aufliegen.

Van Weyden aber blieb ganz ruhig. „Warum verrückt? Wieso sollte man eine Sache nicht genauso lieben können wie einen Menschen?“

Ich saß zitternd da, mit der Tochter eines der beeindruckendsten und bedeutendsten Männer, die es gab. Und nun? Nun war nur eines noch wichtig – meine Ramona, die meinerwegen in eine furchtbare Situation geraten war.

In meinem Gehirn arbeitete es wie wild.

Zeit! Ich musste Zeit gewinnen. Ritter war jetzt der Einzige, der mir helfen konnte. Aber wie sollte ich ihn verständigen, ohne dass es van Weyden bemerkte?

Mir brach am ganzen Körper der Schweiß aus, und ich wischte meine feuchten Hände an meiner Hose ab. Jetzt stand Jennifer auf und wollte etwas sagen. Aber mein flehentlicher Blick war wohl so deutlich, dass sie sich langsam wieder setzte.

Einen Zettel! Ich könnte darauf heimlich notieren, dass sie Ritter verständigen solle. Währenddessen musste ich weiter mit van Weyden sprechen, um ihn in der Leitung zu halten. Aber Ritter

würde ewig brauchen, bis er da wäre. Und dann? Was könnte er schon tun? Eine Großfahndung an solch einem Tag? Wie war gleich seine Telefonnummer? Sie stand im Handy. Trotzdem wollte ich es versuchen. Verzweifelt kramte ich in meinem Jackett nach einem Stift oder etwas Ähnlichem. Ich hatte keinen dabei. Plötzlich stießen meine Finger an etwas. Ein Stück Papier. Hastig zog ich es heraus.

„Ich ...“, sagte ich ins Telefon. „Ich kann hier jetzt nicht sprechen.“

„Das macht nichts“, lachte van Weyden. „Wir sind ohnehin fast fertig. Ich möchte Ihnen nur noch einen Vorschlag machen.“

Ein Rettungsanker! Ich griff zu, ohne zu überlegen. „Ja! Welchen? Bitte lassen Sie Ramona frei.“

„So macht das doch keinen Spaß, Herr Blum. Was soll denn das? Nein. Ich schlage Ihnen ein Spiel vor.“

„Ein Spiel? Was für ein Spiel?“

Ich bin Teil des Spiels, hatte in der SMS gestanden, und jetzt erkannte ich den Sinn.

„Finden Sie Ramona bis einundzwanzig Uhr, und ich schenke ihr vielleicht das Leben!“ Er lachte auf. „Zumindest vorerst!“ Dann war die Leitung tot.

Ich saß wie versteinert da. „Ich muss weg“, sagte ich einfach nur.

„Weg? Jetzt? Mein Vater kommt jeden Moment zurück. Was soll ich ihm sagen?“

„Ich kann dir jetzt nichts erklären“, sagte ich ruhig.

Sie kam um den Tisch und umarmte mich, eine Umarmung, die von meiner Seite aus unerwidert blieb, denn ich war in diesem Moment unfähig, mich zu rühren. „Wenn ich dir irgendwie helfen kann, bitte sage es.“

Ich überlegte einen winzigen Moment, ob vielleicht tatsächlich ihr Vater etwas tun könnte, und dabei fiel mein Blick zufällig auf das kleine Stück Papier, das ich noch immer in der Hand hielt.

Und ich las, was darauf stand.

Es war eine Telefonnummer. Und Kenans Worte fielen mir wieder ein, als er sie mir gegeben hatte. ‚Wenn du einmal in größter Not bist, dann wähle diese Nummer.‘

Ich sah Jennifer tief in die Augen, packte sie an den Schultern und meinte: „Ich weiß jetzt, was ich tun muss.“ Dann küsste ich sie auf die Wange und rannte los.

Es war ein Uhr Mittag.

Vor dem *Adlon* hatten sich inzwischen unzählige Reporter und Kamerateams versammelt, denn in nur wenigen Hundert Metern Entfernung glitt ein riesiger weißer Hubschrauber heran. Es war der Hubschrauber des Vatikans, der anmutig mitten auf der berühmten Straße ‚Unter den Linden‘ zur Landung ansetzte. Der neue Papst war soeben eingeflogen worden. Hektisch wurde der Bereich rund um den Landeplatz weitläufig abgesperrt. Ich erkannte die führenden Regierungsmitglieder, den Bundespräsidenten und natürlich auch die Bundeskanzlerin, die sich angestrengt gegen den enormen Auftriebswind der Rotoren gestemmt hatten. Bergmann hielt der Kanzlerin stützend den Arm.

Es interessierte mich nicht. Ich rannte durch verschiedene Querstraßen, bis ich endlich eine Gasse gefunden hatte, in der man zumindest sein eigenes Wort wieder verstand. Dort stoppte ich und verzog mich in die Nische eines geschlossenen Geschäftes. Dann atmete ich tief durch, um mich einigermaßen zu beruhigen, und wählte mit zitternden Fingern die geheimnisvolle Nummer.

„Yes“, sagte augenblicklich jemand mit tiefer, ruhiger Stimme.

„Nafisi“, antwortete ich zögernd.

Es folgte ein: „Where?“

Ich sagte: „Berlin, Taubenstraße at corner Mauerstraße.“

Die Stimme meinte nur noch: „Wait there“, dann war die Leitung tot.

Das war's, dachte ich. Wie lange sollte ich hier denn nun warten? Wer würde überhaupt kommen? Und wie würde man mich erkennen oder ich die betreffende Person? Es war ja nicht einmal ein Erkennungszeichen ausgemacht worden.

Ich blickte mich nervös um. Selbst hier, an dieser abgelegenen Straßenecke, strömten noch Unmengen an Leuten in Richtung Tiergarten.

Die Art der Besucher hatte sich aber jetzt deutlich gewandelt. Hier handelte es sich nicht mehr um friedliche Bürger, die sich auf dem Festivalgelände friedlich versammeln wollten, sondern um Transparente schwingende verummte Halbstarke in heruntergekommenen Klamotten und konservative Muslime in arabischen Gewändern. Alles Männer und Frauen, denen die Aggression in die Gesichter geschrieben war.

Eine Gruppe, die aussah wie Punker aus den Achtzigern, zog mit einer Meute Schäferhunden dicht an mir vorbei. Eines der Tiere kläffte mich böse mit gebleckten Zähnen an. Der Halter grinste und ließ die Leine provokativ etwas lockerer. Ängstlich drängte ich mich weiter in den Eingangsbereich des Geschäftes hinein. Sie zogen weiter, und eine starke Windböe ließ mich frösteln.

Mein Handy vibrierte. Erschrocken fuhr ich zusammen. Ich zerrte das Handy hektisch aus meiner Hosentasche und hätte es um ein Haar fallen lassen. Es war eine unbekannte Nummer. Ohne weiter zu zögern, ging ich ran und sagte: „Hallo?“

„Herr Blum?“, fragte eine weibliche Stimme.

„Ja?“

„Entschuldigen Sie, wenn ich Sie störe. Mein Name ist Bachmann, BKA Berlin. Ich soll Ihnen vom Kollegen Ritter ausrichten, dass er ein neues Schutzteam für Sie und Ihre Frau zusammengestellt hat, da er kurzfristig einer anderen bestimmten Person zugewiesen worden ist. Sie werden sicher verstehen, dass der Vatikan auf allerhöchste Sicherheit Wert legt und nur die Besten unserer Mitarbeiter anfordert. Sie möchten sich daher bitte möglichst umgehend ...“

Ich hatte aufgelegt und fühlte nun den giftigen Stachel der Enttäuschung in mir. Man hat deine Person mit der des Papstes abgewogen und sich natürlich für den Diener Gottes entschieden, dachte ich verbittert. Aber was bildete ich mir denn auch ein, wer war ich denn! Ein Niemand war ich für die Allgemeinheit! Finde dich damit ab, sagte ich mir. Und das tat ich dann auch.

Ein Auto versuchte sich hupend durch die Straße zu drängen, hatte aber die Rechnung ohne die dort laufenden Rechtsradikalen gemacht, die nun wie wild mit Schlagstöcken auf die Karosserie einschlugen. Der Fahrer trat panisch aufs Gaspedal und fuhr einen Teil der Brut um, die dafür wie von Sinnen an den Autotüren zog. Als sie keinen Erfolg sah, packte die Gruppe den Wagen und begann ihn zu schaukeln. Immer mehr Vandalen beteiligten sich an dem Wahnsinn, bis so viele Männer zugepackt hatten, dass das Auto tatsächlich auf die Seite fiel.

Sie werden den Fahrer lynchen, dachte ich, als in diesem Moment ein Mann mittleren Alters an mich herantrat. Er war relativ gut gekleidet, sah aber mit seinem dünnen braunen Haar nicht gerade südländisch aus. Ich hatte irgendwie einen vollbärtigen

Araber erwartet. Er stellte sich wortlos neben mich und sah nun ebenfalls in Richtung des Tumultes. Ich warf ihm verstohlen einen Blick zu, und er lächelte freundlich. „Entschuldigen Sie“, rief ich gegen den Lärm an.

Er kniff seine Augen zusammen, so als höre er schlecht.

„Sind Sie der, auf den ich warte?“

Erst schien er überrascht zu sein, dann aber lächelte er, neigte seinen Kopf und sagte mir ins Ohr: „Ich weiß nicht. Kann schon sein.“

„Wie geht es nun weiter?“

„Wir könnten erst einmal von hier verschwinden, denke ich.“

Irgendwie hatte ich kein gutes Gefühl bei diesem Menschen. Dennoch sagte ich: „Gut. Haben Sie einen Plan?“

„Einen Plan?“ Er kicherte. „Brauchst du einen Plan? Lass uns einfach erst mal zu dir gehen.“

Verdammt, dachte ich. Das war ganz sicher nicht die Person, die ich erwartet hatte, und so sagte ich: „Entschuldigen Sie, aber ich denke, es handelt sich um ein Missverständnis. Ich warte hier auf jemanden.“

Mein Gegenüber verzog das Gesicht. „Spinnst du? Mich erst anmachen und dann solch eine Abfuhr erteilen?“

„Wie gesagt, es tut mir leid. Es war mein Fehler.“

„So leicht geht das aber nicht“, schrie er mich nun an und ergriff meinen Arm. „Ich will eine Entschädigung! Mindestens einen Hunderter.“

Plötzlich wurde er ruckartig weggezogen und am Kragen gepackt. Ein dunkelhaariger Mann presste sich dicht an sein Gesicht und sagte ruhig und mit tiefer Stimme: „Verpiss dich.“

„Kenan!“, rief ich.

Eine Überraschung

Mein Freund sah mich frech grinsend an. „Warum so überrascht? Wen hattest du denn erwartet?“

„Ich weiß nicht“, meinte ich immer noch völlig perplex. „Irgend-einen Mann aus eurem Familienclan. Irgendwie hatte ich dir eben geglaubt und nicht an einen üblen Scherz gedacht. Ich Idiot!“

„Das ist kein Scherz.“

„Kenan“, rief ich. „Jetzt ist nicht die Zeit für so etwas. Ramona ist in großer Gefahr.“ Meine Gedanken überschlugen sich. Ich musste weiter. Ich musste irgendetwas unternehmen. Vielleicht könnte ich Ritter doch irgendwie erreichen.

„Manuel! Das ist kein Scherz“, sagte Kenan noch einmal.

Jetzt wurde ich wütend und schrie ihn an: „Verdammt! Verstehst du denn nicht? Ramona wird sterben!“

Kenan schlug mir kräftig gegen die Brust und sah mir tief in die Augen. „Bleib ruhig und höre zu, mein Freund.“

Ein Schauer durchfuhr mich. Er meinte es todernst. „Aber wieso ...“, versuchte ich zu begreifen.

„Es ist ganz einfach. In Berlin bin eben ich selbst für solche Fälle zuständig. Schließlich wohne ich hier.“

„Du? Aber wie kannst du mir denn helfen? Und gerade eben lagst du doch noch mit einer Kopfverletzung im Krankenhaus.“

„Halb so wild. Unterschätze niemals einen Nafisi! Außerdem bin ich nicht alleine“, meinte er und lächelte wieder. „Also: Was ist passiert? Und wie kann meine Familie dir helfen?“

„Also gut. Lass uns irgendwo hingehen, wo wir reden können.“

„Wir haben für solche Fälle ein Büro. Ich muss nur kurz telefonieren und ein paar weitere Leute besorgen. Was denkst du, wie viele wir benötigen?“

Ich sah auf die Uhr. Es war kurz nach zwei. „So viele, wie du hast. Kenan.“

Gemeinsam liefen wir nun gegen einen unendlichen Strom von Menschen, die allesamt nur ein Ziel, nämlich das Brandenburger Tor, zu kennen schienen. Kenan aber nutzte Gassen und Winkel, die ich nie zuvor betreten hatte. Er telefonierte, während wir rann-ten, und schien keine Erschöpfung zu kennen, ich konnte seinem Schritt kaum folgen.

Nach einer endlos erscheinenden Zeit gelangten wir zu einem heruntergekommenen Geschäftshaus und stoppten endlich. Kenan klopfte rhythmisch an ein vergammeltes Schiebetor, das augenblicklich quietschend und scheppernd hochgezogen wurde. Ein uralter weißhaariger Araber winkte uns, wortlos und ohne auch nur die geringste Gemütsregung zu zeigen, herein.

Im Inneren des Gebäudes fand ich mich plötzlich in einem hypermodernen Büro wieder, das mit hochtechnischen Geräten ausgestattet war, und ich wollte aus dem Staunen gar nicht mehr herauskommen.

Kenan und der Verwalter des Hauses, ich vermutete zumindest, dass er das war, wechselten ein paar Worte auf Arabisch, woraufhin der Alte verschwand. Dann bat mich mein Freund an einen Besprechungstisch, auf dem ein eingeschaltetes Notebook lag, und fragte in ernstem Ton: „So, Manuel. Jetzt erzähle. Und bitte möglichst ausführlich, denn so oder so haben wir nun zwei bis drei Stunden Zeit. Die Ortung eines Handys ist eine sehr schwierige Angelegenheit. Und es muss einiges organisiert werden.“

Also begann ich die Geschehnisse noch einmal zu erzählen, diesmal aber detaillierter als gegenüber Jennifer. Kenan lauschte konzentriert, stellte ab und zu eine Zwischenfrage und meinte, nachdem ich geendet hatte: „Das ist tatsächlich eine schlimme Situation. Was ist mit Ritter oder der Polizei allgemein? Hast du die auch schon informiert?“

„Ritter schützt den Papst. Und nein, bisher habe ich nur diese Nummer gewählt.“

„Das war gut! Nichts gegen die Bullen. Aber was sollten die heute tun? Praktisch jeder einigermaßen einsatzfähige Beamte ist zum Schutz der Konferenz abgestellt worden. Und selbst wenn Ritter hier wäre: Mehr als dir beistehen, wäre nicht drin.“

„Und ihr? Willst du sagen, dass ihr mehr Macht habt als die Polizei?“

„Nein, wir haben natürlich nicht mehr Macht, aber wir sind technisch viel besser aufgestellt. Zudem können wir in gewisser Weise ungehinderter und unkonventioneller agieren. Ich denke, du verstehst, was ich meine.“

Am Tor war jetzt das gleiche Klopfmuster zu hören, das auch Kenan genutzt hatte, um hereinzukommen. Wieder kam der Alte, wohl aus einem Hinterzimmer, und zog das Rolltor manuell nach

oben. Eine Gruppe von vielleicht einem Dutzend Männern unterschiedlichsten Alters schlüpfte flink unter dem Eingang hindurch, der danach sofort wieder verschlossen wurde. Viele von ihnen trugen einen dichten Bart, und alle hatten schwarzes Haar. Sie waren sportlich und ganz in Schwarz, gekleidet. Das müssen die Mitglieder des iranischen Familienclans sein, dachte ich.

Sofort begann sich der Älteste von ihnen mit Kenan auszutauschen. Dann stellte er mir Fragen, die mir mein Freund übersetzte.

„Manuel. Vorab: Das hier sind alles meine Cousins. Ich habe Hunderte Cousins. Wir nennen hier keine Namen. Hast du das verstanden?“

Ich nickte.

„Es ist nun wichtig, dass du alles, was du weißt, korrekt wiedergibst, und mag es dir auch noch so unwichtig erscheinen.“

Wieder nickte ich.

„Du hast gesagt, der Entführer habe dir von Ramonas Handy eine SMS geschickt. Auch hatte er dich erst vor Kurzem angerufen. Hast du seitdem etwas in deinem Handy verändert oder gelöscht?“

Nun schüttelte ich den Kopf.

„Gut, dann zeige mal her. Wo ist die SMS, die man dir geschickt hat?“

Ich öffnete das Nachrichtenprogramm und zeigte Kenan den Text, den er sich auf einem Notizblock notierte. Danach übergab er mein Handy einem seiner Cousins und sagte: „Er wird versuchen, eine Ortung des letzten Gespräches durchzuführen. Und sei beruhigt. Auch wenn das Telefonat über verschiedene Proxyserver lief – er findet jeden Standort.“

Ich hatte keine Ahnung, was ein Proxyserver ist, nickte aber wieder stumm, und ein beruhigendes, ja, fast triumphierendes Gefühl durchdrang mich, denn eines war klar, hier handelte es sich eindeutig um echte Profis, die genau wussten, was sie taten.

„Nun zur SMS“, fuhr Kenan fort und las sie laut vor: *„Manuel, mach dir keine Sorgen. Ich bin auf etwas ganz Großem drauf und Teil des Spiels. Wir sehen uns morgen. Nein! Du wirst mich sehen! Ramona.“*

Inzwischen hatten sich die anderen Männer in den Räumen des Büros verteilt, tippten eilig irgendwelche Dinge in Computer oder telefonierten. Der Älteste von ihnen hatte in Windeseile mein

Handy zerlegt und es mithilfe eines Kabels mit seinem Notebook verbunden.

Ich sah auf meine Armbanduhr. Es war bereits kurz nach drei Uhr. In fünf Stunden würde die Veranstaltung beginnen, und eine weitere Stunde später würde meine Ramona sterben, wenn wir sie nicht rechtzeitig fanden.

„Was können wir aus der SMS erkennen?“, fragte Kenan nun mehr sich selbst. „Was das Spiel ist, ist klar.“

„Er wollte mich in Sicherheit wiegen, um für das, was er vorhat, genügend Zeit zu finden. Daher schrieb er ‚Ich solle mir keine Sorgen machen‘ und ließ mich im Glauben, die Nachricht käme von Ramona selbst“, sagte ich.

„Korrekt“, meinte Kenan.

„Aber was soll dieses ‚*Ich bin auf etwas ganz Großem drauf*? Das ist kein richtiges Deutsch. So würde Ramona nie schreiben. Richtig müsste es ja heißen: ‚Ich bin an etwas ganz Großem dran!‘“

Kenan überlegte kurz und sagte dann: „Gut. Also müssen wir daraus folgern, dass der Satz wörtlich zu nehmen ist. Und wir sollten den Rest der SMS mit im Zusammenhang sehen.“ Er zitierte nun noch einmal: „*Wir sehen uns morgen. Nein! Du wirst mich sehen!*“ Mein Nachbar kratzte sich nachdenklich über die Bartstoppeln. „Ich denke, dass auch die Uhrzeit des angedrohten Todes berücksichtigt werden muss. Was ist um einundzwanzig Uhr?“

„Ramona ist auf etwas ganz Großem drauf, und ich werde sie heute dort sehen“, wiederholte ich hilflos.

Die nächsten Stunden zogen sich ewig hin, und nervös beobachtete ich die Männer, die fieberhaft Codes in irgendwelche Programme eingaben oder in geheimen Netzwerken nach Informationen suchten. Auch mein Handy hatte man inzwischen wieder zusammengebaut.

Wir lasen die Nachricht, die van Weyden von Ramonas Handy aus versandt hatte, immer und immer wieder.

Nach insgesamt vier unendlich langen Stunden klappte Kenans ältester Cousin sein Notebook zusammen und stand auf. Lässig und mit versteinerner Miene sagte er etwas und deutete dabei in Richtung Westen. Ich verstand nur zwei Worte: Brandenburger Tor! Kenan brauchte den Rest des Satz nicht mehr zu übersetzen, denn nun war mir alles klar.

Um neun Uhr sollte am Brandenburger Tor die große Abschlussshow beginnen!

Die Zeit ist abgelaufen

„Er hat Ramona irgendwie auf die oberste Ebene des Tors geschafft!“, rief ich, worauf der Alte behäbig nickte. „Er will sie während der Show vor aller Augen und somit auch vor meinen von dort oben hinunterwerfen.“

„Das ist unmöglich“, meinte Kenan. „Der gesamte Bereich ist seit Tagen strengstens bewacht, und van Weydens Fahndungsfoto hängt in ganz Deutschland.“

„Der Bereich in Richtung *Adlon* ist nicht gesperrt“, meinte ich.

„Dann muss er Ramona aber bereits gestern Nacht nach oben gebracht haben. Möglich ist das, denn die Elektronik wurde schon am Nachmittag davor angebracht.“

Bei diesem Gedanken verwandelte sich meine Angst in unbändige Wut, und ich schrie wie ein wildes Tier: „Diese Bestie! Dafür wird er büßen!“

Kenan packte mich an den Schultern und meinte: „Bleib ruhig, Manuel! Nur wenn wir jetzt keinen Fehler machen, haben wir eine Chance!“

„Lass mich los! Wir müssen die Polizei informieren!“, brüllte ich.

„Es ist kurz vor sieben. Die Veranstaltung beginnt gleich. Niemand wird uns jetzt glauben!“

Es war mir egal. Ich riss mein Handy an mich und wählte die Notrufnummer. Es piepte nur! Ich tippte die drei Ziffern erneut. Wieder kein Durchkommen! „Der Notruf ist besetzt!“, sagte ich, fassungslos auf das Display schauend, und wählte in meiner Verzweiflung die Nummer von Ritter. Aber sein Handy war aus. „Ritter geht auch nicht ran.“

„Natürlich nicht. Er steht neben dem Papst. Aber egal. Wir haben das in die Hand genommen, und wir werden deine Ramona retten.“ Kenans schwarze Augen sahen mich durchdringend an, und ich beruhigte mich etwas.

„Aber wie sollen wir alle in den VIP-Bereich kommen? Seit heute Morgen ist dieser abgeriegelt“, wandte ich ein.

„Eine gute Frage. Die Antwort ist, dass wir selbst nicht hineinkönnen. Du aber schon! Du hattest mir erzählt, dass ihr auf der Liste der besonderen Gäste steht. Hast du dafür irgendwelche Ausweise erhalten?“

Ich versicherte mich, dass ich meine VIP-Karte noch in der Brieftasche hatte, und bejahte.

„Gut. Mein Plan ist der: Meine Leute mischen sich unter das allgemeine Publikum. Dann provozieren wir Unruhe und lenken die Sicherheitskräfte vom Ehrengastbereich ab. Währenddessen versuchst du hinter das Tor zu kommen. Hinaufklettern ist kein Problem, die Techniker müssen das ja auch. Ich versuche derweil irgendwie an Ritter heranzukommen. Letztendlich ist der der Einzige, der die Umstände kennt und uns glauben wird. Außerdem ist er bewaffnet und wir nicht.“

Erneut schien mich Angst zu erdrücken, wie eine bössartige Schlange. Aber dann dachte ich an Ramona, sah sie vor mir, in den Händen dieses Monsters. Ich nahm meinen Freund in den Arm und sagte: „Kenan. Das werde ich dir niemals im Leben vergessen. Lass uns losgehen!“

Er lächelte. „Verkaufe niemals leichtfertig deine Seele an einen Musel.“ Dann sprach er ein paar kurze Befehle auf Persisch, worauf der Alte das Rolltor hochzog. Wir machten uns auf den Weg.

Vor dem Bürohaus wartete bereits ein weiteres Dutzend Männer. Nach einer kurzen Einweisung durch Kenan verteilten sich diese sofort und rannten, zusammen mit denen anderen, in unterschiedliche Richtungen davon und verschwanden in der Masse der Menschen.

Ich lief dicht neben meinem Freund her. Wir kämpften uns durch das Gewühl, stießen die Herumlaufenden zur Seite und kamen so relativ schnell voran. Der Wind wehte heftig, und überall flogen Stofffetzen zerrissener Transparente, Dreck und Staub umher. Etwa zehn Minuten vor acht erreichten wir, völlig außer Atem, den großen Platz vor dem *Adlon* und blickten uns um.

„Dort vorn ist der VIP-Eingang“, schrie mir Kenan ins Ohr.

„Wie willst du Ritter finden, wenn du nicht mit in den Besucherbereich kommst?“, meinte ich keuchend.

„Das weiß ich noch nicht! Wir werden sehen.“

Jemand tippte mir auf die Schultern, worauf ich mich erschrocken umdrehte.

„Herr Blum! Was für eine Freude, Sie hier zu sehen. Sehr schön, sehr schön.“

Völlig entgeistert starrte ich in ein freundlich lächelndes Gesicht. „Dr. Bankert!“

„Ja, ja. Sind Sie auch zu spät? Ich wollte erst mit dem Taxi fahren, aber dann stellte sich dies als Ding der Unmöglichkeit heraus. Keine Chance, keine Chance. So musste ich laufen. Wo sitzen Sie denn? Hoffentlich haben Herr und Frau Maar es rechtzeitig geschafft. Nicht wahr, nicht wahr?“

Gerade wollte ich ihn wortlos stehen lassen, als mir ein Gedanke kam. „Dr. Bankert! Sie müssen mir einen Gefallen tun!“

Von meinem jetzigen Standort aus konnte man die Bühne nicht sehen, dafür aber die riesigen Flaggen der verschiedenen Nationen, an denen der Wind wild herumzerrte.

Jetzt war ein starker Jubelgeschrei zu hören, das sich mit vereinzelten Buh-Rufen mischte. Der Moderator des Abends, Bergmann, hatte wohl soeben die Bundeskanzlerin angekündigt.

„Los!“, schrie Kenan und zerrte mich vorwärts.

Ein heftiger Windstoß fegte über das Gelände und wirbelte Staub und Dreck hoch, sodass die Menge aufschrie. Dann aber schalteten die Organisatoren die Festivalbeleuchtung an, und die Menschen beruhigten sich wieder.

Ich sah zum Brandenburger Tor hinauf, über dem dunkle Wolken hinwegrasten. Flehend dachte ich, es möge bitte nicht wieder ein Gewitter aufziehen. Denn dort oben, zig Meter über mir, wurde Ramona gefangen gehalten, von einem Irren, der rein gar nichts zu verlieren hatte.

Kenan trieb mich weiter bis zur Schlange vor der Eingangskontrolle des Sonderbereiches, wo ein halbes Dutzend Sicherheitsleute die Gäste überprüfte, die ebenfalls zu spät gekommen waren. Ich spähte über den Zaun und erblickte Patrick, der zwischen Simone und Jennifer in der ersten Reihe saß und sich nervös umsah. Neben ihnen waren drei Plätze frei. Ich winkte, aber er schaute gerade in die andere Richtung.

Wir waren nun an der Reihe und zeigten unsere Eintrittskarten. Der für uns zuständige Sicherheitsmann sah Kenan skeptisch an und meinte dann gegen den Lärm anbrüllend: „Dr. Bankert? Dürfte ich bitte Ihren Ausweis sehen?“

Darauf waren wir nicht vorbereitet gewesen! Verzweifelt schaute ich zu meinen Freunden, von denen aber niemand in unsere Richtung blickte. In meiner Not schnauzte ich die Security an. „Was soll das? Wieso kontrollieren Sie ausgerechnet meinen Kollegen? Ist es, weil er südländisch aussieht?“

Der Kontrolleur überlegte einen Moment und schien nun verunsichert zu sein. Immerhin sollte die ganze Veranstaltung ja gerade das Verständnis unter den verschiedenen Kulturen und Religionen fördern. „Ich habe meine Anweisungen.“

„Dr. Bankert ist einer der führenden Friedensforscher! Und wegen des Wahnsinns in dieser Stadt sind wir nun zu spät. Die Kanzlerin wird sich bei Ihnen sicher höchstpersönlich bedanken!“ Ich wurde immer dreister.

Der Wind riss an seiner Uniform, sodass er kurz schwankte und sich an seinem Kollegen festhalten musste. Dann verzog er resigniert das Gesicht und winkte uns durch. Erleichtert betraten wir den VIP-Bereich, und ich wollte schon in Richtung des Brandenburger Tors rennen, als mich Kenan zurückhielt. „Warte! Erst muss der Sicherheitsdienst an der Bühne noch abgelenkt werden. Wenn wir jetzt einen Fehler machen, ist alles verloren!“

Ich sah auf die Uhr. Es war kurz vor acht, und wieder drohte Panik in mir aufzusteigen. Dennoch musste ich meinem Freund recht geben. Also liefen wir zur Besuchertribüne und zwängten uns durch die langen Sitzreihen, bis wir die freien Plätze neben Simone erreicht hatten, die, als sie uns erkannte, freudig aufschrie: „Manuel! Ja endlich, wo bleibt ihr denn?“

Patrick und Jennifer wurden nun ebenfalls auf uns aufmerksam. Jennifer strahlte vor Freude, als sie mich sah, und Patrick rief durch seine zu einem Trichter geformten Hände: „Mann! Wir dachten schon, ihr kommt gar nicht mehr. Wo ist denn Ramona?“

Nun fiel Simone ebenfalls auf, dass sich Kenan neben mir niederließ und nicht ihre Freundin. „Hallo Kenan“, sagte sie unsicher. „Entschuldige, aber die Plätze sind besetzt. Oder habe ich etwas falsch verstanden? Ich bin ganz verwirrt.“

„Ramona wird nicht kommen, und Bankert auch nicht“, sagte ich ernst.

Patrick beugte sich über Simone, um besser zu verstehen. Jennifer war zu sehr abseits, als dass sie uns hätte verstehen können.

„Hör zu, Patrick. Hier wird es gleich eine Art Unruhe geben“, raunte ich ihm zu. „Es wäre also gut, wenn du Simone und Jennifer packst und ihr dann so schnell wie möglich von hier verschwindet. Ich kann euch jetzt nichts erklären“, sagte ich flehentlich. „Ihr müsst mir einfach vertrauen!“

Die Kanzlerin hatte mit ihrer Ansprache geendet und kündigte, jetzt unter tosendem Beifall, den neuen Papst Agapitus III. an.

Wieder sah ich auf die Uhr. Es war inzwischen bereits fast halb neun.

Patrick hatte bisher gezögert, stand nun aber abrupt auf, griff nach Jennifers Arm und schrie ihr ins Ohr: „Wir müssen hier weg. Sofort!“ Sie schaute ihn fragend an, dann mich. Und, ohne weiter zu widersprechen, stand sie auf.

Kenan sah nun ebenfalls prüfend auf die Uhr. „Verdammt, was ist los? Meine Leute hätten längst anfangen sollen!“

Verschiedene Bischöfe traten auf die riesige Bühne und stellten sich hinter der Kanzlerin und Bergmann in einer Reihe auf. Wieder applaudierten und jubelten die Millionen Versammelten, und der Lärm war so gewaltig, dass ich mir die Ohren zuhalten musste. Aber ich erkannte nun auch Ritter, der die Kirchenmänner, zusammen mit vier weiteren Kollegen, schützend eingekreist hatte.

Plötzlich begann jemand im Publikum „Allahu akbar! Allahu akbar!“ zu rufen, erst kaum hörbar, dann immer lauter. Bald schien es von überallher zu kommen!

Kenan hob triumphierend die Hand und schrie im Rhythmus der Masse mit! Seine Männer hatten mit dem Ablenkungsmanöver begonnen. Die Quittung folgte sofort, indem nun ein anderer Teil der Zuschauer „Ausländer raus!“ zu brüllen begann.

Das Chaos begann.

Der Wind zerrte und zog an den Flaggen und der Schutzhülle der Bühne. Die Gewänder der Kirchenfürsten wurden hochgeweht, und die Prominenz auf der Bühne blickte nervös umher. Ein Teil der Zuschauer fing an, den Bereich zur VIP-Tribüne zu stürmen, was den dortigen Sicherheitsdienst sofort überforderte. Verzweifelt winkten sie ihren Kollegen, die auf der Bühne und am Tor eingeteilt waren, zu. Tatsächlich begannen sich der Hauptsicherheitsdienst und die zuständige Polizeitruppe von dort weg zu wenden und in Richtung der Absperrung zu laufen. Nur Ritter und zwei seiner Beamten blieben ruhig und verharren in Höhe der Kardinäle.

Die Christen im allgemeinen Zuschauerbereich stimmt ein Gebet an, das jedoch im Geschrei der Tobenden unterging. Dennoch verlieh es dem Szenario einen zusätzlichen Schrecken.

Ich sah nach oben, wo der Himmel immer dunkler wurde. „Ich muss los!“, schrie ich Kenan ins Ohr. „Die Security zieht ab vom Tor!“

„Gut! Ich komme mit und versuche zu Ritter hochzukommen.“

„Was machst du denn? Ich denke, wir sollen von hier weg!“, brüllte Patrick in meine Richtung, Simone und Jennifer vor sich herschiebend. Sein Maßanzug zappelte im Wind.

Ich deutete auf die vier Metallpferde, hoch oben auf der Spitze des Brandenburger Tores, und rief: „Ich muss dorthin!“

Patrick zog mich an sich und fauchte: „Spinnst du jetzt vollkommen? Was ist denn nur in dich gefahren?“

Kenan wartete nicht weiter und rannte los.

Ich wollte mich gerade aus Patricks Umklammerung befreien, als ich einen Mann hoch oben auf der Plattform des Tores erblickte. Erst sah ich nur seinen Kopf, dann stand er langsam auf und schien suchend zu uns herunterzusehen. Sein weißblondes Haar wehte im Wind. Jetzt tauchte ruckartig eine zweite Person am Rand des Denkmals auf. Sie hatte kupferrotes Haar. Mit aller Kraft riss ich mich los, drehte Patrick in Richtung des Tors und brüllte: „Dort oben ist Ramona! Sie ist von diesem Attentäter entführt worden, der versucht hat, die Nofretete zu stehlen. Und nun will er meine Freundin, vor all den Menschen hier, vom Tor hinunterstürzen, nur um sich an mir zu rächen!“

Patricks zog die Augen zusammen, um die winzigen Personen am Himmel besser erkennen zu können, und auch Simone und Jennifer starrten nun entsetzt nach oben.

Wieder schaute ich auf meine Uhr. Zehn Minuten vor neun! Mir war nun alles egal, und für weitere Erklärungen gab es keine Zeit mehr. Wild um mich boxend, zwängte ich mich durch die Reihen der darüber empörten Prominenz und rannte zurück zum Gerüst, sprang über umgefallene Stühle, Kabel und Absperrungen. Als ich die Leiter, die an der rechten Seite der Bühne nach oben führte, fast erreicht hatte, packte mich ein Uniformierter und stieß mich um, sodass ich krachend zu Boden fiel.

In diesem Moment sprang Patrick, der mir anscheinend gefolgt war, den Polizisten an, drückte ihn zu Boden und rief: „Bitte! Wir müssen auf das Tor! Dort oben wird eine Frau gefangen gehalten und schwebt in Lebensgefahr.“

Natürlich verstand der Beamte kein Wort, stieß Patrick mit einem kräftigen Ruck von sich und zog seine Pistole. Da tauchte

Kenan hinter ihm auf, dicht gefolgt von Ritter, der seine Waffe ebenfalls gezogen hatte und laut „Aufhören!“ schrie. Erschrocken und nun anscheinend völlig verwirrt, drehte sich der Polizist um.

Ich nutzte diesen Bruchteil einer Sekunde, sprang auf die Leiter und begann mich hochzuziehen. Dabei kam meine Uhr ins Blickfeld, auf der der große Zeiger gerade seelenruhig auf fünf Minuten vor neun Uhr sprang. Das aber erzeugte in mir eine unbändige Kraft! Ich zog mich weiter und weiter.

Ein Raunen ging durch das Publikum, und während ich weiter nach oben kletterte, sah ich, wie der neue Papst mit erhobenen Händen langsam die Bühne betrat, um das Volk zur Ruhe zu bringen. Alle Kameras folgten ihm, und auf den riesigen Videoleinwänden war sein Gesicht in Großaufnahme zu sehen.

Und tatsächlich verstummte die Masse zögernd.

Papst Agapitus III. lächelte und hielt kurz inne, um seinen Anhängern zuzuwinken. Doch als er wieder vorwärtsschritt, stolperte der bedauernswerte Mann über irgendetwas und stürzte wie ein nasser Sack zu Boden. Das Ganze sah so absurd und lächerlich aus, dass ein Teil der Zuschauer augenblicklich lauthals zu lachen begann. Es war mir egal, und ich kämpfte mich weiter nach oben.

Es waren nur noch wenige Meter, als ich erneut hochsah. Der Himmel war inzwischen tiefschwarz, und ab und an war ein dumpfes Grollen zu hören. Wetterleuchten funkte weit entfernt am Horizont. Ich fühlte keinen Schmerz, keine Erschöpfung. Wie eine Maschine erklimmte ich das letzte Stück des Gerüsts.

Der Wind hier oben war so stark, dass ich kaum noch Luft bekam. Ich klammerte mich fest an das Geländer, um nicht weggeweht zu werden. Ein letztes Mal sah ich auf meine Uhr, konnte die Zeit aber nicht ablesen. Es war einfach zu dunkel.

Ein gewaltiger blauer Laserstrahl, breit wie ein Arm, brach direkt vor mir durch die Nacht und tanzte stroboskopartig hin und her. Es folgten weitere, in anderen Farben. Die Techniker hatten die Show pünktlich auf die Sekunde gestartet, wohl als letzte Chance, das völlig außer sich geratene Publikum abzulenken.

Und dann sah ich die Umrisse von van Weyden für den Bruchteil einer Sekunde im künstlichen Licht. Er stand, nur wenige Schritte vom Rand entfernt, im tosenden Wind und hielt ein sich windendes Bündel in den Armen.

Ich stürmte auf ihn zu und schrie so laut, wie es meine letzten Kräfte noch zuließen: „Ramona!“

Trotz des johlenden Publikums und trotz des Sturms hörte er mich und schwang blitzschnell herum. Vollkommen verblüfft starrte er mich an, so als könne er nicht glauben, was er da sah. Sein weißblondes Haar wurde dabei immer wieder in sein Blickfeld gewirbelt, sodass er die Augen zusammenkneifen musste. „Das ist nicht wahr!“, rief er.

„Oh doch“, meinte ich. „Es ist wahr.“ Vorsichtig bewegte ich mich einen Schritt auf ihn zu.

Van Weyden lächelte nun, hatte aber merklich Schwierigkeiten, sein sich immer stärker wehrendes Opfer fest im Arm zu behalten. „Ich habe Sie tatsächlich unterschätzt, Herr Blum.“

„Lösen Sie Ihr Versprechen ein! Ich habe Ramona rechtzeitig gefunden.“

„Sie müssen entschuldigen, aber ich kann zurzeit nicht auf meine Uhr blicken.“ Er drehte den Kopf ein wenig in Richtung Publikum. „Allerdings, wenn ich so auf die Videowände schaue ... Hm.“ Er rückte ein Stück in Richtung des Abgrundes. „Dort steht eindeutig einundzwanzig Uhr und fünf Minuten! Nun, aber wir wollen ja nicht allzu kleinlich sein.“ Er kicherte.

„Bitte. Lassen Sie meine Freundin gehen. Sie haben doch überhaupt keine Chance mehr. Die Polizei wird ebenfalls gleich hier sein.“

„Chance?“ Sein Blick wurde bitter. „Ich habe nichts mehr zu verlieren! Was spielt es für eine Rolle, ob ich einmal oder zweimal lebenslänglich erhalte. Ich habe nur noch ein Ziel im Leben: nämlich Ihnen das Gleiche zu nehmen, was Sie mir entrissen haben.“

Ramona bäumte sich in seinen Armen auf. Weyden schlug ihr daraufhin mit dem Ellenbogen kräftig in die Rippen, worauf sie trotz des Knebels laut zu brüllen begann.

„Halts Maul oder ich schmeiße dich auf der Stelle hinunter!“

Aber genau in diesem Moment schoss der Strahl des Lasers direkt in sein Gesicht und blendete ihn. Er zuckte zusammen, riss instinktiv seine Hände vor das Gesicht, verlor den Halt und ließ meine Freundin ein Stück nach unten gleiten. Ramona nutzte diesen winzigen Augenblick, zog blitzartig ihre gefesselten Beine zusammen und stieß diese dann mit voller Wucht nach oben. Dabei traf sie van Weydens Kinn mit einer solchen Kraft, dass ich es bis

zu meinem Standort hin krachen hörte. Er schrie auf, taumelte einen Moment, und dann stürzte er über den Abgrund.

Ich ließ mich neben Ramona fallen, die geknebelt und an Händen und Füßen gefesselt war, und zog sie vom Abgrund fort. Stumm und mit weit aufgerissenen Augen starrte sie mich an. Hastig zog ich ihr das Klebeband vom Mund, und sofort begann sie wie ein wildes Tier zu schreien. Dann ging das Schreien in ein wütendes Brüllen über, und sie rief: „Binde mich sofort los! Wegen diesem Arschloch habe ich mich eingenässt! Ich bringe ihn um!“

Ich umarmte sie.

„Du sollst mich losbinden!“

„Er ist doch tot“, sagte ich erschöpft und begann an den Fesseln ihrer Hände herumzuzerren, bis sie sich schließlich lösten.

Sie schlang ihre Arme um meinen Hals, drückte mich fest und begann zu weinen. Dann schluchzte sie: „Manuel! Manuel! Ich wusste, dass du mich finden und retten wirst. Immer!“

Ich sah jetzt Patrick, der sich über das Gerüst gehievt hatte und nun schwankend auf uns zuging. Er war mir gefolgt! Mein bester Freund. Auch er umarmte Ramona voller Glück, und zusammen befreiten wir sie von den letzten Fesseln. Dann hinkten wir zur Treppe und begannen vorsichtig mit dem Abstieg.

Unter uns lag der hell erleuchtete Festivalplatz, auf dem noch immer Millionen von Menschen wie wahnsinnig tobten und sich von der Lichtshow natürlich nicht hatten beeindrucken lassen. Wir waren ungefähr bei der Hälfte der Strecke angelangt, als ich unter mir sah, wie die Kanzlerin mit Bergmann zusammen zurück auf die Bühne kam und beide verzweifelt versuchten, die Menge zu beruhigen. Aber nichts half, und so hängte die Kanzlerin ihr Mikrofon resigniert in den Ständer und ließ sich von der Security wegbringen. Am unteren Teil des Gerüsts wartete Ritter mit dem Polizisten, der sich beruhigt zu haben schien.

Wir kletterten die schmale Leiter weiter nach unten, langsam, weil Ramona, die sich in unserer Mitte befand, vor Erschöpfung immer wieder stolperte und abglitt. Ich befand mich unter ihr und hielt krampfhaft ihre Beine fest.

Plötzlich hörte ich von unten einen dumpfen Knall! Ich sah mich um und glaubte schon, mich getäuscht zu haben, als ich Ritter mit gezogener Waffe erspähte, der mit entsetztem Blick immer wieder in unsere Richtung schoss! Entsetzt erkannte ich nun einen Mann, der neben mir, wie aus dem Nichts, aufgetaucht war.

In seiner Hand blitzte ein Rasiermesser!

Es war van Weyden!

Er hatte sich beim Fallen wohl an einem der Schutznetze festhalten können und war nicht zu Boden gestürzt, mutmaßte ich entsetzt. Nun lachte er wie ein Wahnsinniger und holte mit dem Messer weit aus.

Der Sturm bäumte sich erneut auf und schleuderte mich mit voller Wucht gegen einen Metallsteg, sodass van Weyden ein Stück nachrutschen musste, um mich wieder erreichen zu können. Ramona hatte ihn nun auch erkannt und trat verzweifelt nach ihm, als er in ihre Reichweite geraten war. Dadurch rutschte ich ab und zog Ramona und Patrick mit mir. Geschickt hangelte sich van Weyden zwischen den Metallstäben zu uns vor.

Verzweifelt griffen wir nach dem Netz, verfangen uns darin und klammerten uns panisch aneinander. Doch der Stoff riss, und so schlugen wir hart auf dem Boden auf.

Ich sah nach oben, wo unser Verfolger gerade zum Sprung auf uns ansetzte, als ein gewaltiger Blitz inmitten der Bühne einschlug, über den Metallboden zum Gerüst glitt und von dort aus über die auf der Spitze des Brandenburger Tors thronende Quadriga hinweg gen Himmel fuhr.

Van Weyden, der noch am Gerüst hing, flammte auf und fiel brennend in den Bühnengraben.

Niemand im Publikum hatte von alledem etwas bemerkt, weil das Toben der Menschenmassen gerade in eine Panik auszuarten drohte. Denn durch die elektrische Entladung war die gesamte Technik ausgefallen, und die daraufhin unmittelbar eingetretene Dunkelheit war beängstigend.

Die Menschen begannen zu schreien, aber zum Glück sprang die Notbeleuchtung an und tauchte den riesigen Platz in ein oranges Licht. Ein allgemeines Raunen war zu hören.

Langsam rappelte ich mich auf und half dann Ramona auf die Beine. Sie zitterte am ganzen Körper, schien aber weitgehend unverletzt zu sein. Patrick stand nun ebenfalls auf und hielt sich stöhnend das rechte Bein.

Keine fünf Meter von uns entfernt, lag van Weydens Körper dampfend im Dreck. Als Ramona ihn erblickte, befreite sie sich aus meiner Umarmung, rannte auf die Leiche zu und begann laut brüllend auf sie einzutreten, bis Ritter sie endlich zurückzog. Ich selbst hatte keine Kraft mehr.

Patrick schrie: „Lasst uns hier schnell verschwinden, bevor eine Panik ausbricht.“

Tatsächlich wurde der Tumult von Sekunde zu Sekunde größer, und so kletterten wir über die Absperrungen und rannten, so schnell wir konnten, an der Bühne entlang. Niemand von der völlig überforderten Security beachtete uns, denn Hunderte Menschen versuchten gerade den abgesperrten Zuschauerbereich zu stürmen, wo die Prominenz in Todesangst aufsprang und voller Angst über die Sitzreihen stolperte. Als wir die Hälfte der Strecke hinter uns gelassen hatten, fing die Notbeleuchtung an zu flackern, und ich war mir sicher, dass die Panik unter den Millionen nun endgültig ausbrechen würde.

Aber es kam anders.

Denn dem lauten Aufschrei der Menge folgte nun ein erstauntes Gemurmel, bis auch dieses völlig erstarb. Ich schaute ungläubig auf die erstarrten Menschen vor mir, die jetzt alle stumm zur Bühne blickten.

Dann, eher aus den Augenwinkeln heraus, nahm ich ein Schimmern wahr und drehte mich langsam um.

Auf der riesigen Tribüne stand ein kleines Mädchen. Es war in Lumpen gekleidet und hatte die Hände wie zum Gebet gefaltet. Ein warmes Licht umgab sie und ließ sie erstrahlen. Sie hob die Hände gen Himmel und begann zu singen, und der Klang ihrer Stimme war unendlich schön.

Da sanken die Millionen auf die Knie und fingen an zu beten.

Und es war, als sängen die Menschen alle in einer gemeinsamen Sprache, deren Worte aber niemand verstand.

Nachdem das Mädchen ihr Lied beendet hatte, sprang die Beleuchtung auf dem Gelände wieder an, und jeder schloss für einen Moment geblendet die Augen.

Als sich unsere Augen an das Licht gewöhnt hatten, war das Mädchen verschwunden, aber die Milde in den Herzen der Millionen blieb, und so beruhigte sich die Masse langsam und blieb still auf dem Gelände.

Bergmann ergriff die Gelegenheit und ließ die Veranstaltung weiterlaufen, als sei nichts geschehen. Eine kluge Entscheidung, denn nur so konnte später eine geordnete und ruhige Räumung des Geländes erfolgen.

Ramona und mich interessierte das aber alles nicht mehr. Erschöpft liefen wir langsam zum Ausgang und bekamen nur noch

mit, wie Bill Gates und seine Tochter als Schirmherren des dann folgenden Spendenaufrufs auf die Bühne gebeten wurden.

Später erfuhren wir, dass Gates an diesem Abend den Großteil seines Vermögens sofort und in bar für eine neue Organisation hergab, die heute als ‚Fair Spread Union‘ bekannt ist. Und weitere Superreiche folgten seinem Beispiel. So spendeten alleine die Mitglieder der ‚The Giving Pledge‘, einer Vereinigung von Multimilliardären, die schon vor Jahren versprochen hatten, nach ihrem Tod die Hälfte ihres Vermögens abzugeben, in dieser Nacht die unglaubliche Summe von eineinhalb Billionen Euro! Und das zu Lebzeiten!

Millionen weitere Einzelspenden kamen in den nächsten Tagen und Wochen hinzu. Von wenigen Cent der Ärmsten bis hin zu vielen Millionen Euro der Reichsten. Wohin das Geld floss, konnte jeder Bürger übrigens ohne Probleme erfahren, denn einer der Grundsätze der Union war es, dass die Unterlagen zur Verteilung des Vermögens völlig offen gelegt werden mussten.

Von einer bedeutenden Spende der katholischen Kirche hörte man bis heute übrigens nichts.

Ramona und ich hatten an diesem Abend keine Gelegenheit mehr, uns persönlich von Jennifer und ihrem Vater zu verabschieden, da sie bereits am darauffolgenden Morgen zurück in die USA flogen, und wir waren froh, einigermaßen zügig nach Hause zu kommen.

Am folgenden Tag trafen wir uns alle am Krankenbett von Katrin, die inzwischen auf einer normalen Station lag. Natürlich wollte sie ganz genau wissen, was in der Zwischenzeit passiert war.

Am Tag darauf lud Patrick alle Beteiligten zu einem großen Essen in ein feines Lokal außerhalb Berlins ein. Natürlich waren auch Kenan und Jasmin dabei, und so ließen wir das erlebte Abenteuer noch einmal gemeinsam Revue passieren. Auch Dr. Bankert war gekommen und verstand nun, warum ich ihn um seinen VIP-Ausweis gebeten hatte.

Was wir allerdings nicht erfahren haben ist, wie es van Weyden gelungen war, meinen Rotschopf auf das Brandenburger Tor zu bekommen. Ramona konnte sich nur noch erinnern, wie sie am

Freitagabend wegen der Pizza gegen neun Uhr in ihr Auto eingestiegen war und ihr plötzlich jemand von hinten ein Tuch an den Mund gehalten hatte. Als sie wieder zu Bewusstsein kam, lag sie bereits hoch oben auf dem Tor. An das, was danach geschehen war, konnte sie sich nicht erinnern. Sie wusste nur noch, dass sie wirre Träume gehabt hatte. Von wilden Autofahrten und einer alten Fabrikhalle. Wir konnten nur vermuten, dass er sie während der dreißig Stunden mit einem Betäubungsmittel in einer Art Dämmerzustand gehalten hatte.

Zum Glück hatte er ihr körperlich nichts angetan.

Das kleine Mädchen, das von da an für so viele Menschen zum Hoffnungsträger geworden war, wurde nie wieder gesehen. Und seltsamerweise hatte keines der Tausenden von Geräten – Handys, Kameras und Fotoapparate – sie abbilden können. Sämtliche Aufnahmen zeigten nur eine leere, stumme Bühne.

Sommer

Zwei Monate später sah ich aus dem Fenster unseres Zugabteils auf grüne Wiesen und Wälder, die im strahlenden Licht der Mittagssonne an uns vorbeizogen. Ramona hatte sich an mich gekuschelt und schlief. Ab und zu zuckte sie zusammen und bewegte ihre Nase, so als juckte sie diese im Traum.

Die Schiebetüre wurde aufgezogen, und zwei junge Mädchen lugten vorsichtig zu uns herein und fragten höflich, ob bei uns noch Plätze frei waren. Ich bejahte dies. Ramona, die durch die Unterhaltung aufgewacht war, rappelte sich auf und hievte ihren Koffer von der Bank gegenüber hin zu sich.

„Ähm, dürfen unsere Hunde mit reinkommen?“, fragte das etwas kleinere braunhaarige Mädchen. Und schon schnupperten die Tiere, ein großer schwarzer kurzhaariger Mischling und ein kleiner Shih Tzu mit hellbraunem lockigen Fell, neugierig und schwanzwedelnd zu uns herein.

„Sofern uns die Köter nicht beißen, schon“, meinte Ramona, während sie sich die Augen rieb und gähnte.

„Vielen Dank. Alle anderen Abteile sind nämlich besetzt“, sagte das Mädchen. Erleichtert huschten die beiden herein und nahmen uns gegenüber Platz. Dann drückten sie die Hunde mit einem zusätzlich „Platz!“ auf den Boden.

Die jungen Damen packten sofort eine gewaltige Brotzeit aus und begannen genussvoll zu essen. Als das etwas ältere blonde Mädchen unsere erstaunten Blicke bemerkte, meinte sie: „Wir haben eine lange Reise vor uns, müssen Sie wissen.“

„Wir auch“, meinte ich.

Die Kleinere der beiden fragte: „Wohin fahren Sie denn?“

Ramona strahlte: „Wir sind auf einer Art Flitterwochen!“

„Wow!“, sagte die große Blonde. „Das ist ja aufregend!“

„Ja, das stimmt“, meinte Ramona, sah mich an und küsste mich auf den Mund.

„Irgendwie kommen Sie mir bekannt vor“, meinte nun das kleinere Mädchen, auf einem Stück Brot herumkauend. Sie schien zu überlegen. „Ja klar! Sie sind doch der Mann, der die Nofretete gerettet hat und der Einzige, der eine Aufnahme von diesem berühmten Kindergesang besitzt.“

Ramona und ich sahen uns an und lachten. „Ja, das stimmt. Dafür ist es nun auch das meist angeklickte Video der Welt.“

„Ich habe es noch nicht gesehen!“, betonte die große Blonde und fragte: „Haben Sie es in Ihrem Handy?“

„Na klar.“

„Oh bitte, zeigen Sie es mir!“ Sie klatschten in die Hände, worauf der schwarze Hund aufbellte.

„Wie heißt ihr beiden denn?“, fragte Ramona, während ich mein Smartphone suchte.

„Mein Name ist Isabelle“, sagte die Kleine höflich, „und das ist meine Freundin Michelle.“

„Ah, sehr erfreut“, sagte Ramona. „Und wo fahrt ihr hin?“

„Sie werden es nicht glauben, aber wir wollen ein Verbrechen aufdecken!“

Ich hatte das Handy gefunden und sah Ramona blinzeln an, die ungläubig ihre Augenbrauen hob. „Soso. Na, das ist ja spannend“, lächelte sie.

„Ich weiß, es klingt unglaublich, aber es stimmt.“

„Na, dann erzählt doch mal! Unsere Reise ist ja noch lang“, sagte ich mit ironischem Unterton.

„Machen wir! Aber jetzt wollen wir erst das Video anschauen.“

Ich suchte es und drückte auf ‚Start‘. Staunend und sichtlich gerührt betrachteten die beiden die Bilder und lauschten der warmen Stimme des Kindes.

„Das ist tatsächlich wunderschön“, meinte Isabelle, als der Film geendet hatte. „Aber etwas ist seltsam.“

Verwundert sah ich zu ihr hinüber und fragte: „Was ist seltsam?“

Isabelle sah mir ernst in die Augen und sagte ruhig: „Ist Ihnen das denn nie aufgefallen?“

„Ich verstehe nicht?“

„Schauen Sie! Über dem Kopf des Mädchens leuchtet etwas.“ Sie deutete mit dem Zeigefinger auf den winzigen Bildschirm.

Ich sah nun ebenfalls hin, kniff die Augen zusammen und meinte: „Tatsächlich.“

„Es sieht aus, als wäre es ein Heiligenschein“, sagte Isabelle.

EPILOG

Kardinal Maria von Hassel sah aus dem Fenster eines kleinen Zimmers im dritten Stock des Apostolischen Palastes auf Rom, das im goldenen Licht der Morgensonne leuchtete.

Seine Laune war auf dem absoluten Tiefpunkt angelangt.

Er hätte alles kommen sehen müssen.

Van Onberispeljik war schon immer ein Revoluzzer gewesen. Dann aber diese schlagartige Änderung. Von Hassel konnte sich noch gut an den Tag erinnern, als van Onberispeljik vollkommen aufgelöst zu ihm gekommen war und behauptet hatte, Jesus sei ihm in Form eines Kindes erschienen und hätte ihm den Befehl erteilt, die Kirche völlig neu aufzubauen. Natürlich hatte er den Bischof nicht ernst genommen. Ein Spinner von vielen eben. Dann aber war van Onberispeljik plötzlich zum Papst gewählt worden und hatte tatsächlich ganze Arbeit geleistet! Was für ein Irrsinn, hatte er erst gedacht. Bis, ja, bis zu dem Tag, an dem er dieses verfluchte Kind mit eigenen Augen auf der Bühne in Berlin gesehen hatte und es dort Millionen Herzen im Sturm erobert hatte.

Es war gefährlich! Gefährlich für seine geliebte Kirche. Denn die Menschen hatten danach angefangen, ihren Glauben selbst in die Hand zu nehmen. Aber zum Glück war das Kind verschwunden und nie mehr aufgetaucht. Bald würde wieder alles beim Alten sein, da war er sich sicher. Die Menschen vergessen schnell, dachte er.

Von Hassel verließ sein Zimmer, schlenderte missmutig durch die weiten Gänge und achtete nicht auf das freundliche Nicken der ihm entgegenkommenden Bischöfe. Plötzlich hörte er etwas. Es war erst sehr leise. Kaum zu hören.

Wieder ein Geräusch. Wo kam das her?

Erschrocken drehte er sich um.

Hinter ihm stand ein kleines Mädchen in Lumpen. Es hatte die Hände gefaltet und schien irgendwie zu leuchten.

Dann hob sie ihre Arme gen Himmel und sang ein wunderschönes Lied.

ENDE